Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
(Frauenplatz Nro. 8.)

Ida und Clara.

Ida und Clara.

Ein Roman

von

Natalie von Barfuß.

Dritter Band.

Berlin.
Verlag von Carl Barthol.
1854.

Erstes Kapitel.

Mit flüchtigen Schritten eilte der Kammerherr von Gardt — er war seit drei Monaten zu dieser Charge gelangt — durch die etwas düstern Straßen von D....
Im Begriff, in ein Haus einzutreten, holte ihn einer seiner nahen Bekannten ein.

„Wie geht es Dir, Du unvergleichlichster aller Herren vom goldenen Schlüssel? Ich bin sehr erfreut, gerade Dir zu allererst zu begegnen, und geneigt dies für ein gutes Omen einer glücklichen Rückkehr zu halten. — Ich komme, so wie Du mich hier siehst, aus dem Reisewagen."

„Dann hast Du auch sicherlich alle Taschen voll Neuigkeiten und wirst uns andere arme Alltagsmenschen, die wir, wenn auch mit goldenen Schlössern und Schlüsseln, gebunden sind und nicht los können vom glatten Parquet, in den ersten acht Tagen wenigstens, ganz verdunkeln. Sei großmüthig und theile mir, unter dem Siegel der Verschwiegenheit einige Brosämlein Deines Reichthums mit, damit ich doch auch etwas zu erzählen habe, das nicht schon ein Jeder weiß."

„Mein lieber Gardt, laß Dich nicht gar zu sehr danach gelüsten, daß ich in meine Taschen greife, ich könnte leicht

eine Nummer daraus hervorziehen, die eine Deiner schlauesten Berechnungen zur Null macht."

„Wie das, Freund? wie das? Ich wüßte wahrlich nicht, woher für mich oder eine meiner, wie Du gütig bemerkst, schlauen Combinationen eine Fehlschlagung kommen sollte. Du weißt, ich stehe fest in der Gunst unsrer allerhöchsten Herrschaften; zum Kammerherrn haben mich meine Ergebenheit in ihrem Dienst und mein savoir faire poussirt; eine wirkliche affaire de coeur habe ich nicht, denn in meiner Stellung kann so etwas sehr gênant werden. Aus meinen liegenden Gründen sind fliegende geworden, c'est-à-dire der Teufel oder, was synonym ist, seine Helfershelfer, die Manichäer, sind mit ihnen auf und davon gegangen, also, mein werthes Ich ist in salvo. Papa, Mama sind schon längst zu ihren Vätern gegangen, und die einzige Person in der Familie, für die ich mich interessire, Mühmchen Alma, ist brillant versorgt und wird dereinst noch von ihrer Höhe einige angenehm belebende Strahlen auf den Cousin fallen lassen, dem sie gewissermaßen ihr Glück verdankt. Also wüßte ich doch wahrlich nicht, was mich aus der philosophischen Ruhe, der ich mich ergeben, aufstören könnte."

„Und wenn nun eben jene Sonnenstrahlen in spe von unglücksschwangeren Wolken ganz verdunkelt zu werden drohen?"

„Du sprichst in Räthseln, und das ist gerade etwas, wobei mich meine sonstige Schlauheit verläßt; also sage mir in gutem Deutsch, was weißt Du? was droht dem Glücke meiner Cousine?"

„Die Chronique scandaleuse zu ***, woher ich eben komme, ist seit einigen Tagen lebhaft durch den Umstand beschäftigt, daß Graf Waldemar von Meerhold nichts weniger als derjenige ist, für den er so lange gegolten."

„Also ein Betrüger, ein Glücksritter? Tod und Teufel! das soll er mir büßen — ich gehe stehenden Fußes zu ihm, ihn zu züchtigen für den meiner Familie angethanen Schimpf."

„Sachte, sachte mein Bester, erst hören, dann urtheilen und dann erst richten, das scheint mir der erwähnten philosophischen Ruhe weit angemessener. Man höre mich; aber ich dächte, wir machten diese Eröffnungen wohl besser dort in dem Weinkeller ab, als hier auf der Straße, wo Deine unphilosophischen Geberden schon die Blicke der Vorübergehenden auf uns gelenkt haben. Ich spiele mir bei der Gelegenheit mit einer Flasche Rheinwein den Reisestaub aus der Kehle, und kann dann auch im Nothfall den Philosophen festhalten, wenn er mir wieder ruhig fortstürzen will."

Die Herren traten ein in den beliebten Ort, wo sie in diesem Augenblick ungewöhnlich wenig Gäste fanden, und nachdem der flinke Kellner das Geforderte schnell besorgt, begann der Erzähler aufs Neue:

„Ja, ja! lieber Gardt, wie ich sagte, der junge distinguirte Mann soll ein Kind der Liebe sein — ein Plagiat — dem Minister untergeschoben für einen Sohn, den ihm die Gräfin geboren und der auf wunderbare Weise verschwunden ist. Fama sagt, doch Du weißt sie ist eine abgefeimte Lügnerin, dieser Sohn sei kein Sohn gewesen,

sondern ein Töchterchen, und dies sei unbarmherziger Weise geopfert worden, um dem glühenden Wunsche des Eheherrn nach einem Stammhalter zu fröhnen; und zwar deshalb, weil der Gemahl in jener Zeit die Treue der Gräfin etwas in Verdacht gezogen und wohl nur durch die angebliche Geburt eines Lehnserben zu beschwichtigen gewesen ist. Es wird von Mord gesprochen; andere Zeugen reden von einem Kinde, welches sammt der Wehmutter verschwunden sein soll, die an dessen Stelle einen derben Jungen herbeigeschafft hat, über den Papa Meerhold eine herzinnige Freude gehabt. Als nun der zweite Sohn und wirkliche Erbe der unermeßlichen Güter und Reichthümer geboren worden, soll die Frau Gräfin einen solchen Haß auf den untergeschobenen Knaben geworfen haben, daß der Minister, der ihn abgöttisch liebte, aus Angst, es könne diesem soit-disant Stammhalter ein Leids angethan werden, ihn einem Vetter oder so etwas ähnlichem, zur Erziehung und Hütung übergeben hat."

Der Kammerherr rückte ungeduldig auf seinem Stuhle hin und her, und unterbrach den Erzähler, indem er sagte:

„Cher ami, ich bewundere die Genauigkeit Deiner Erzählungen, aber — wenn es sein kann, erspare mir die Educations-Geschichte, und komme endlich zu dem Punkte, der mich in einem weit höheren Grade interessirt und den zu erfahren ich so begierig bin, daß ich auf Dornen der Ungeduld sitze."

„Mon philosophe, Alles nach der gehörigen Ordnung! — Nun siehst Du, mein lieber Gardt, bis zu dem

Augenblick, wo das allmächtige Motiv menschlicher Thorheit und Leidenschaft in Anregung kam, ging Alles so ganz leidlich. Der Pseudo-Erbe kam der Mama aus den Augen und ihr blieb ein freies Feld für die Er- oder Verziehung ihres eignen Pflänzchens. Von diesem Grafen Oscar kann ich nichts weiter berichten, als daß er jetzt, wie man wohl so zu sagen pflegt, aus Liebe übergeschnappt haben soll, und nachdem er eine Entführung versucht, drei Duelle gehabt, eine mißglückte Vergiftung seines werthen Ichs überstanden, hat er den Diamantschmuck seiner Mama als sein Eigenthum betrachtet und ist mit diesem auf und davon gegangen, kein Mensch weiß wohin."

„Das ist ja eine noble Familie, in welche man da hineingerathen wäre! — Aber wie ist denn die Unechtheit des jungen Waldemar an das Tageslicht gekommen? da fehlt noch jeder Zusammenhang!"

„O, guter Freund, das ist so sehr zusammenhängend, daß ich mich nicht sehr wundern würde, wenn der Waldemar sich aufhängte. Die Gräfin ist todkrank in Paris geworden, auch muß wohl der alte Minister Eile gehabt haben den Abschied zu nehmen und die Gräfin sich vielleicht dort zu politischen Absichten haben gebrauchen lassen. Man munkelt stark von öfteren Besuchen des Polizeiministers bei ihr, von einer amtlichen Durchsuchung ihrer Papiere, unter denen sich denn auch eins gefunden haben soll, welches den untergeschobenen Waldemar und diesen ganzen Betrug betrifft. Dies Document ist von Paris aus an den Minister gesendet worden. Der alte Mann

ward vor Schrecken vom Schlage getroffen und ist vor einigen Tagen auf seinem Stammgute gestorben, jedoch nicht ohne vorher ein Testament gemacht zu haben, durch welches Waldemar als ein Findelkind, welches man untergeschoben, seines Namens und natürlicherweise aller mit diesem verbundener Vorrechte verlustig und Oscar für den rechten und ebenbürtigen Erb-, Lehns- und Gerichtsherrn auf Meerholdshoff erklärt wird."

„Tod und Teufel!" schrie der Kammerherr auf, indem er, seiner schönen Frisur vergessend, den Kopf mit beiden Händen faßte und sich so heftig gegen die Stuhllehne warf, daß sein Freund ihn beim Arm erfaßte, ihn daran erinnernd, daß sie nicht allein wären:

„Siehst Du wohl, Freundchen, daß ich Recht hatte Dir zu sagen, Du möchtest Dich nicht allzu sehr gelüsten lassen nach meinen Neuigkeiten."

„Ja, wahrhaftig, Dein Mund ist zu einer wahren Pandora-Büchse für mich geworden, und bei dieser verwünschten Geschichte bleibt für mich auch nicht einmal die Hoffnung zurück, mit welcher ich so manche meiner Wechsel-Verwandten zu trösten und zu beschwichtigen gedachte! Die nämlich: der reiche Vetter werde nach der Hochzeit diesen Zweig meiner Familie verkleinern. Und Alma, diese plantirte Braut, — was wird mit dieser? Nicht einmal Satisfaction kann man jetzt fordern von diesem jungen Kukuk, den der Gott sei bei uns in höchst eigner Person in das Adlernest der Meerholde gelegt und dort ausbrüten lassen!"

„Deine arme Cousine ist in der That in dieser ganzen

Affaire am meisten zu bedauern; denn wenn es nun auch wahr ist, daß, wie man sagt, der alte Graf ihn äußerst generös bedacht, ebenso wie er auf das Beste für seine Wittwe gesorgt haben soll, so einem chevalier sans nom, einem vom Himmel gefallenen Herrn von Niemand kann ein Fräulein von Rosen doch unmöglich ihre Hand reichen."

„So lange Kammerherr von Gardt lebt, wird dies nicht geschehen! — Doch komm! mir wird die Luft hier drückend und der Wein mundet nicht, wenn die Galle sich regt. Ich muß doch zu erfahren suchen, in wie weit diese saubere Geschichte zu Tante Hedwigs Kenntniß gelangt ist, oder ob die Leutchen dort noch Alle in ihrer glücklichen Unbefangenheit leben."

Beide Herren verließen den Keller, und Jeder schritt seiner Behausung zu, wo den Kammerherrn die Nachricht erwartete: der Hofmarschall lasse ihm melden, daß von Gardt für heute den Dienst thun müsse, da der andere Kammerherr plötzlich erkrankt sei. Hierdurch für den ganzen Tag gefesselt, mußte er seinen Besuch bei der Tante auf den nächsten Morgen verschieben und eilte in den nichtssagenden Obliegenheiten seines Amtes Vergessenheit zu suchen, für wichtige und ernste Sorgen, welche ein tiefer fühlendes Herz wohl hätte beunruhigen können!

An demselben Abend dieses Tages, als in Tante Hedwigs Wohnung schon lange Schweigen und Stille herrschte und nur sie noch wachte, mit Unruhe Waldemars gedenkend, der, wie sie meinte, seit beinahe vierzehn

Tagen verreist war und sie ohne alle Nachricht gelassen hatte, ließ sich gegen Mitternacht ein rasch aufeinander folgendes Klingeln hören.

Es dauerte lange ehe die Kammerjungfer öffnete, die zu ihrem Erstaunen Waldemars Diener, den alten Gotthold, eintreten sah, bleich, verstört, an allen Gliedern bebend und in heftigen Worten verlangend, sie solle ihn unverzüglich bei ihrer gnädigen Frau melden. — „Ei, Musje Gotthold, denkt er denn man kann so bei nachtschlafender Zeit zu solchen Damen gelangen? Er hat doch auch immer bei vornehmen Herrschaften gedient und sollte doch wissen, daß Bediente und alte Herrn gewöhnlich nur des Vormittags bei Damen Bestellungen oder Besuche zu machen haben! Ueberdies schlafen die gnädige Frau schon lange!"

„Um Gotteswillen, Jungfer, schweige sie und wecke sie augenblicklich die Gnädige! ich muß sie sprechen und das gleich!"

„Nu seh ein Mensch den alten Ungestüm! — aber er sieht ja so ängstlich aus! ist ein Unglück passirt? — Ja? — er nickt! — ach! Du mein Himmel! sein Herr ist wohl gar todt?"

„Noch nicht! stöhnte Gotthold, indem er die lästige Fragerin bei den Schultern faßte und sie schüttelte; aber wenn sie nicht sogleich thut was ich verlange, so kann's dahin kommen!" —

Die Jungfer sah nun wohl, daß es sich hier um nichts Geringes handelte. So gern sie auch noch länger ihre Gaben zu Fragen gebraucht hätte, folgte sie dennoch

des Alten stummer Aufforderung, der sie der Treppe immer näher schob und ihr die dringendste Eile empfahl, sobald sie den Fuß auf die erste Stufe derselben gesetzt hatte.

Frau von Rosen, obschon sehr erschreckt durch die Nachricht, daß Waldemars Diener sie zu so ungewöhnlicher Stunde zu sprechen verlangte, faßte sich jedoch schnell und ließ sich so rasch als möglich ankleiden. Als dies geschehen war, ward Gotthold gerufen und der Jungfer befohlen sich vor Almas Schlafzimmer zu stellen, damit nicht diese etwa durch das Klingeln geweckt, aufstehe und die Tante im Gespräch mit Gotthold überrasche.

Als der Letztere ins Zimmer trat, war Frau von Rosen so betroffen über die Angst und Trauer, welche des treuen Dieners Gesicht ausdrückte, daß sie das Schlimmste zu hören erwartete. Sie hatte ja selbst erfahren, wie schnell die unvorhergesehensten Wechselfälle des Lebens des Menschen Geschick umzugestalten vermögen, hatte es erfahren, daß oft die Freude, die zu erwarten wir die begründetste Hoffnung hegen durften, dem herbsten Schmerze Raum geben mußte. — Sie warf den innern Blick auf eine tief verborgene Vergangenheit und schöpfte dort Muth und Fassung für das Unglück, welches ihr vielleicht jetzt eben verkündet werden sollte.

„Nun, alter, redlicher Gotthold, was hat er mir Schlimmes zu berichten? denn Gutes ist es schwerlich, was ihn so ängstlich und traurig aussehen macht.“

„Ach, Ihr Gnaden, daß ich so etwas erleben muß

an dem lieben jungen Herrn, den ich auf meinen Armen getragen!" —

„Ist der Graf verunglückt? sprecht, guter Gotthold! thu er mir den Gefallen und fasse er sich so kurz als möglich. Doch ich sehe, er zittert ja an allen Gliedern, also setze er sich." Nachdem Gotthold, der wirklich sich kaum auf den Füßen erhalten konnte, von der erhaltenen Erlaubniß Gebrauch gemacht und sich gesetzt hatte, fing er seinen Bericht an:

„Ihro Gnaden müssen wissen, daß mein Herr vor kaum vierzehn Tagen einen Brief per Courier bekam; von wem, weiß ich nicht zu sagen, nur so viel kann ich versichern, daß mein Herr, nachdem er ihn gelesen, den Brief nämlich, so bleich wurde wie der Tod, während vierundzwanzig Stunden nichts Nasses, nichts Trocknes über seine Lippen brachte, mich zum ersten Mal in seinem Leben hart anließ, und nachdem er zwei Briefe geschrieben, die er dem Courier selbst übergab, befahl er mir, zu Euer Gnaden zu gehen und zu bestellen, daß mein junger Herr plötzlich in Dienstgeschäften verschickt worden wäre, von dem Courier aber sollte ich mir nichts merken lassen. — Von dem Tage an habe ich kaum drei Worte den Tag hindurch von meinem jungen Herrn gehört, der zusehends verging und so verzweiflungsvoll aussah, daß sich ein Stein in der Erde hätte erbarmen mögen. Endlich faßte ich mir doch ein Herz und sagte, ob der Herr Graf nicht einen Doctor befehle? — „Nein, alter Gotthold, ich brauche solchen Arzt nicht; ich bin gesund; geh du lieber nach der Post und siehe zu, ob Briefe für mich

gekommen.“ — Ich that wie mir befohlen, aber es war nichts da für meinen Herrn. So mußte ich täglich immer wieder nach Briefen fragen und immer vergebens, bis diesen Morgen ein großes Packet mit einem Gerichtssiegel ankam, welches der Herr Graf hastig ergriff, es öffnete, aber nachdem er nur wenige Augenblicke darin gelesen, es auch wieder fallen ließ. Er sank auf den Stuhl vor seinem Schreibtisch und schrie laut auf: „Barmherziger Gott! Alles verloren! — so bin ich ganz elend!“ — Erschrocken hob ich die Papiere von der Erde auf, wovon das eine wie ein Testament aussah, und legte sie auf den Tisch. Der Herr Graf fuhr in die Höhe, starrte mich eine Weile an, als kenne er mich gar nicht, dann fiel sein Blick auf die Papiere, und er sagte mit ganz hohler Stimme, indem er danach griff: „Es muß gelesen werden, ist es gleich ein Todesurtheil für mich!“ — Nun bitte ich Sie um Gotteswillen, Ihr Gnaden, was kann mein junger Herr Graf wohl Schweres begangen haben, daß sie ihm da in *** das liebe junge Leben absprechen können! So ein unschuldiges Blut! ein wahres Lamm! — ich überlebe das nicht!“ — Hier sank der alte Mann ganz in Schmerz versunken zusammen und verstummte, während Frau von Rosen mit der den Gedanken eigenen Schnelligkeit diese sehr unvollständigen und, das war sie überzeugt, unrichtigen Angaben mit dem Gemüthszustande Waldemars und seiner angeblichen Reise in Uebereinstimmung zu bringen suchte. Ihr klarer ruhiger Verstand sagte ihr, daß nur ein wichtiger Beweggrund Waldemar habe veranlassen können, sich auf so lange Zeit aus Almas Ge-

sellschaft zu verbannen, ebenso wie nichts Geringes den zwar lebhaften, ja sogar etwas schwärmerischen, aber dennoch verständigen Menschen in eine Verzweiflung versetzen könne wie die, welcher Gotthold erwähnte.

Ihre Vermuthung verweilte am längsten bei einer Schwierigkeit, welche etwa eine plötzliche Laune des alten Ministers für die Verbindung Waldemars mit Alma hervorrufen konnte, obschon der Charakter des ersteren wenig Grund dafür darbot. Der Gedanke, daß wirklich der Inhalt der erwähten Papiere so gewaltig erschütternd auf Waldemar wirkte, führte sie zwar auch dahin, an den Tod des alten Herrn zu denken und an ein Testament, dessen Bestimmungen störend eingriffen in das Glück des Brautpaares; allein welche Gründe konnte Waldemar haben, den Tod seines Vaters zu verheimlichen? Auch war es unwahrscheinlich, daß davon gar nichts im Publicum laut geworden sein sollte, obschon die erfolgte Dimission des Ministers dies allenfalls erklären konnte.

Frau von Rosen vermochte nirgend einen sichern Standpunkt zu finden, von wo aus sie mit Wahrscheinlichkeit Schlüsse machen konnte, und wandte sich nun wieder zu dem alten Gotthold, um zu versuchen, ob fernere Fragen ihr vielleicht mehr Licht verschaffen würden.

„Sagt, ehrlicher Gotthold, hat der Graf Waldemar euch eine Bestellung an mich oder an seine Braut gegeben?"

„Eh konträr, Ihr Gnaden, eh konträr, justement das Gegentheil! — Als ich ihn so desperat sah, dachte ich

ihn auf bessere Gedanken zu bringen, wenn ich von Fräulein Braut und von der gnädigen ma tante spräche — aber — da stieß er einen solchen Schrei aus, daß ich dachte, er hätte, mit Respect zu sagen, übergeschnappt. Den ganzen Tag habe ich simulirt, was ich wohl thun könnte, um meinen armen jungen Herrn auf andere Gedanken zu bringen, der bis Nachmittag fortwährend mit heftigen Schritten im Zimmer auf und abging. Als es Essenszeit war, wollte ich den Tisch decken, allein er zeigte mit der Hand, ich sollte nur gehen. Ich machte mir ein paar Mal etwas im Zimmer zu schaffen, der Herr Graf bemerkten mich aber nicht, und saßen vor dem Schreibtisch, den Kopf in beide Hände gestützt. — Als ich um eilf Uhr leise in das Zimmer trat, weil ich dachte, mein armer junger Herr könnte wohl eingeschlafen sein, sah ich ihn vor dem Secretair stehen; als er mich bemerkte, schob er schnell die Schublade zu, in welcher die Reise-Pistolen liegen, als sollte ich nicht sehen, was er vor hatte, aber ich bemerkte recht gut, daß er vergessen hatte das Pulverhorn hinein zu legen. Ich erschrak über die Maßen und konnte kein Wort hervorbringen; der Herr Graf aber sagten: „Ich werde noch in dieser Nacht eine Reise antreten, auf der du mich nicht begleiten darfst, alter treuer Gotthold; vorher aber muß ich noch einige Briefe schreiben, die du, wenn ich nicht mehr hier sein werde, theils zur Post, theils hier am Orte abgeben wirst." — „Wollen denn aber der Herr Graf nicht erst ein wenig der Ruhe genießen? ich werde Euer Gnaden lieber in einigen Stunden wieder

wecken," sagte ich. — „Nein, Gotthold, was man thun muß, darf man nicht verschieben, und Ruhe? die werde ich auf meiner Reise finden. Nun geh und komme in etwa anderthalb Stunden wieder, dann werde ich bereit sein." Der Herr war so ruhig, aber so sonderbar ruhig, daß mir ganz unheimlich zu Muthe wurde, und als ich in meinem Kämmerchen war, dachte ich dem Ding weiter nach, und immer sah ich die Pistolen und das Pulverhorn, bis mich zuletzt eine solche Angst überfiel, daß ich mir nicht mehr zu rathen noch zu helfen wußte, und da fiel mir ein, es möchte wohl am besten sein, ich ginge zur gnädigen Frau. Ihro Gnaden können mir glauben, es ist Unheil im Werke, denn seit drei Abenden hat ein Hund vor unserm Hause geheult, den Kopf nach unten, und vier Mal ist mir heute das Licht in der Hand ausgegangen, — so etwas geschieht nicht von ungefähr!"

Frau von Rosen hatte den letzten Theil von Gottholds Mittheilungen unbeachtet gelassen, denn ihre ganze Seele weilte bei den Aeußerungen Waldemars, deren düstern, unheimlichen Sinn sie nur zu gut zu verstehen glaubte. Sie bemühte sich, ihre stets ruhige Fassung nicht zu verlieren, um sich nicht zum Handeln unfähig zu machen, und überlegte, in wie weit ihre Berechtigung einer unmittelbaren Einmischung in Waldemars Thun mit ihrem tief erregten Gefühl, welches sie Unglück zu verhindern trieb, in Uebereinstimmung zu bringen sei. — Da schlug die nahe Thurmuhr ein Viertel auf Eins.

Gotthold fuhr entsetzt in die Höhe, und alle Kraft

zusammenraffend sagte er zu Frau von Rosen: „Ihr Gnaden, es ist kein Augenblick zu verlieren; ich gehe, denn um halb Eins muß ich in meines Herrn Zimmer sein; der liebe Gott schickt mir armen alten Mann vielleicht noch unterwegs einen guten Gedanken, denn ich sehe, Euer Gnaden wissen auch nicht, was hier das Beste ist.“

„Doch! Gotthold, entgegnete die würdige Frau fest entschlossen; doch! ich weiß Rath und gehe mit ihm, sogleich und so schnell als ich vermag. Rufe er mir rasch die Jungfer.“

Diese kam und erhielt Befehl, sofort Pelzmantel und Kappe zu bringen. Sie blieb mit offenem Munde stehen und konnte vor Erstaunen nur die Worte hervorbringen: „Aber gnädige Frau, der Rheumatismus!“ Gotthold jedoch schob sie ohne Weiteres hinaus, mit dem Lichte vorangehend nnd immer winkend, bis Alles beisammen war; dann half sie seufzend, schwatzend, fragend Pelz und Kappe umbinden und erhielt Befehl, sich wach zu erhalten bis zur Rückkehr ihrer Herrin. Diese schritt, von innerer Angst getrieben, so rasch vorwärts, daß der alte Gotthold kaum zu folgen vermochte.

Sie langten vor Waldemars Behausung an, Frau von Rosen hieß den Diener leise die Thür öffnen; sie folgte ihm auf dem Fuße. Vor Waldemars Zimmer angekommen, schob sie nun den alten Mann zurück und trat rasch aber leise ein.

Waldemar stand zum Ausgehen völlig angekleidet da. In dem Augenblick, wo er die Thür sich öffnen hörte,

warf er schnell sein Taschentuch auf die offene Klappe des Secretairs, griff, ohne sich umzusehen, seitwärts nach einem Tische, von welchem er mehrere versiegelte Briefe nahm, und wollte sie nun dem eingetretenen Gotthold übergeben.

Starr vor Erstaunen sah er in die milden, bleichen und von tiefer Erschütterung bewegten Züge der Frau von Rosen.

„Großer Gott, auch das noch! ist's noch nicht genug der Qualen?“ rief er in Verzweiflung; „was führt Sie her, gnädige Frau, zu einem Elenden, der es nie mehr gewagt hätte in Ihre Nähe zu kommen? Noch Einmal, was führt Sie zu mir?“

„Ihr Unglück, mein armer junger Freund!“ antwortete die Angeredete tief bewegt.

„Also wissen Sie schon — weiß die arme Alma schon das Entsetzliche? — o, dann lassen Sie mich fort, um Gotteswillen fort!“

„Ich weiß Nichts, aber ich ahne großes, schwer zu tragendes Leid, und darum ist für mich der Augenblick gekommen, Sie aufzusuchen, denn von Ihnen, mein lieber Waldemar, und nicht auf andere Weise, mag ich meine trübe Ahnung bestätigt oder widerlegt sehen.“

„Verzeihen Sie, Gnädigste, daß ich Ihrem Wunsche nicht willfahre, allein meine Zeit ist gemessen und diese Briefe werden Sie von Allem in Kenntniß setzen.“ Diese, mit großer Anstrengung gesprochenen Worte begleitete er mit einer Miene, als böte er der Frau von Rosen den Arm zum Fortgehen.

Sie machte jedoch eine abwehrende Bewegung, setzte sich ruhig auf den nächsten Stuhl, welchen sie schnell so geschoben hatte, daß die Klappe des Secretairs ihr als Stütze diente. Waldemar folgte mit finsterm, unruhigem Blicke ihrem Thun. Er heftete mit verzweifelndem Trotze sein Auge auf das bergende Taschentuch, mit dessen Zipfel Frau von Rosen ein ihr eigenthümliches Gedankenspiel trieb. Sie zeigte auf einen andern ihr gegenüberstehenden Stuhl und Waldemar mußte sich setzen; er schien entschlossen, das Gespräch nicht zu beginnen; ebenso wenig wie den Blick von dem Secretair zu wenden. — Nach einer peinlichen Pause brach Frau von Rosen das Schweigen, indem sie sehr ernst sagte:

„Waldemar, haben Sie mir gar nichts zu sagen?“

„Ich erlaubte mir schon vorhin zu bemerken, daß jene Briefe Alles enthalten, was ich über mich und mein Geschick mitzutheilen habe; ersparen Sie einem Unglücklichen die Wiederholung dessen, was ihn namenlos elend macht und ihn forttreibt von Allem, was ihm lieb und theuer ist! Doch, ich vergesse, daß mich ein wichtiges Geschäft erwartet und mich zwingt, gegen alle gute Sitte, Ihre große Güte mit einer anscheinenden Unart zu erwidern.“

Waldemar rückte seinen Stuhl. Frau von Rosen blieb ruhig auf dem ihrigen. „Ich kam mit der Ueberzeugung, Ihnen jetzt lästig zu sein und vielleicht störend Ihrem Vorhaben entgegen zu treten; allein wenn eine Frau überhaupt und in meinen Jahren in solcher Stunde zu einem jungen Mann zu gehen sich entschließt — so

muß auch sie sehr dringende Beweggründe dazu haben. Ich muß Sie sprechen, und nur dann wenn Sie mir auf Ihre Ehre versichern können, daß Sie nur in Dienstgeschäften die Reise zu machen haben, welche Sie anzutreten so eilig sind, werde ich beruhigt von hier gehen."

Waldemar schwieg und schlug verwirrt die Augen nieder.

„Sie antworten mir nicht? — So hatte ich also Recht in der Vermuthung, daß es an der Zeit sei, Ihnen in dieser finstern Stunde entgegen zu treten. Armer junger Mann, noch weiß ich nicht, welches Unglück Sie so hart betroffen, aber daß Sie einer rettenden Hand bedürfen, sagt mir mein ahnendes Herz und ich biete Ihnen die meine, die Sie vielleicht auf einen trostreicheren Pfad zu führen vermag, als es diese von der Leidenschaft gewählten Wegweiser im Stande sind." Bei diesen letzten Worten zog sie schnell das Tuch von den Pistolen.

Waldemar rang nach Fassung und war im Begriff zu antworten, es sei doch nichts so ungewöhnliches, daß man seine Reisepistolen bereit halte, wenn man im Begriff sei eine lange Reise anzutreten; aber er fühlte, daß die klaren und klugen Augen der ihm stets so gütig gesinnten Frau durchdringend auf ihm ruhten, und die Lüge erstarb auf seiner Lippe.

„O, Waldemar, was wollten Sie thun? dürfen Sie frei schalten mit einem Gute, was nur ein anvertrautes ist?"

„Es hat jeden Werth für mich verloren," entgegnete Waldemar mit mühsam unterdrückter Verzweiflung.

„Jeden? — auch den, der in der angebornen Bürgschaft eines höheren Lebens liegt? — Glauben Sie mir, daß wenn jedes Glück, jede Hoffnung auf Erden geschwunden zu sein scheint, jenes Lebens geahnte Seligkeit auch den dunkelsten Pfad erhellt.“

„Für mich ist Nacht, wohin ich auch den Blick wende,“ war die finstre Erwiderung.

Nach einer kleinen Pause fuhr Frau von Rosen nicht ohne zu zögern fort:

„Ich glaube Sie genug zu kennen, um überzeugt zu sein, daß das, was Sie so tief zu beugen scheint, nicht Folge Ihrer eignen Strafbarkeit ist; doch wäre dies, ja hätten Sie ein Verbrechen begangen — giebt es keinen Gott auf dessen Barmherzigkeit Sie hoffen dürften? — oder — glauben Sie nicht an einen Gott? dann — ja, dann müßte ich wünschen, daß meiner armen Alma Loos auf ewig getrennt bliebe von dem Ihrigen.“

„Es ist getrennt von dem eines namenlos Elenden! Verstehen Sie mich ganz, und fühlen Sie, wenn Sie können, was ich damit sagen will, elend! — Namenlos! — und darum ein namenlos Elender? Ha, ha, ha! — ein wortspielreiches Loos! — es hat, wie Sie sehen, auch noch eine spaßhafte Seite!“

„Nicht so, Waldemar — o, nicht so! — fassen Sie sich und lassen Sie mich nun erfahren, was, wie ich aus Ihren Aeußerungen schließen muß, auch auf das Geschick meiner armen Alma einen so mächtigen Einfluß üben wird, daß ich auch dieses theuren Wesens Lebensglück werde getrübt sehen.“

„Sie sind grausam gnädige Frau, bei so vieler Güte; indessen könnten sie mich leicht für einen Weichling halten, und so will ich lieber den bittern Kelch, der mir gereicht worden, noch einmal leeren! Hören Sie denn!"

Und nun erzählte Waldemar Alles, was sich in der letzteren Zeit ereignet und was so gewaltsam in sein Geschick eingegriffen hatte, daß er sich plötzlich gewissermaßen aus allen zu seinem bisherigen Leben gehörigen Verhältnissen herausgestoßen und in eine Oede geschleudert sah, in welcher selbst ein unbefangenes Auge auf den ersten Blick keinen Haltpunkt und keinen Hoffnungsschimmer erblicken konnte. Als er zu dem Punkt in seiner Erzählung kam, der seine bis zur fast unleidlichen Qual gesteigerte Erwartung einer Antwort des Ministers betraf, fuhr er mit immer wachsender Verzweiflung fort:

„Wie schon erwähnt, hatte ich den Minister gebeten, wie ich nie wieder einen Menschen bitten werde, mir nur den Namen zu lassen, dem ich glaube bisher keine Schande gemacht zu haben. Daß ich auf Alles, was er mich früher zu hoffen, zu erwarten berechtigte, verzichten müsse, war in dem Rechte zu fest begründet; aber eben so billig schien es mir, daß man einem Menschen, dem man einen Namen, einen Stand aufgedrungen, dessen ganzem Wesen man eine diesem entsprechende Richtung gegeben, wenigstens den ersteren lasse, wodurch ja Niemand beeinträchtigt werden kann. — Aber nein! ich sollte, mußte elend werden, hinausgestoßen in eine Welt, wo der Name oft allein jedes ermangelnde Verdienst ersetzt! — Allein — ohne ein Wesen in der Schöpfung als ein mir verwandtes

nennen zu können! Wäre mein Brief vielleicht nur einen Tag früher in die Hände des Mannes gelangt, den ich gewohnt war, als Vater zu lieben und zu ehren und der neben tief eingewurzelten Vorurtheilen dennoch ein großmüthiges Herz besaß — er würde meinem Flehen nachgegeben und bei seiner Weltklugheit eine Auskunft gefunden haben, seine Ansicht mit meiner Bitte in Einklang zu bringen. Allein der Courier kam zu spät, und statt aller Antwort erhalte ich die Nachricht seines Todes und eine Abschrift seines Testaments. — Hätte er statt seines bedeutenden Vermächtnisses mir nichts gelassen als das, was ich zu besitzen mich würdig weiß, es mir jedoch nun zu erwerben mich unfähig fühle, ich würde sein Andenken gesegnet haben! — Sagen Sie selbst, mit welcher Stirn könnte ich jetzt vor Herrn von Rosen treten und um die Erfüllung seiner früheren Zusage bitten? Wird er seine Tochter einem Manne geben, der in keines der gesellschaftlichen Verhältnisse höherer Stände paßt? der seinen Vater, seine Mutter nicht zu nennen vermag? ja der nicht ohne Erröthen ihrer gedenken kann? Weiß ich, welche Schande auf meiner Geburt haftet, welche Sünde mich geboren? — und Alma, — die Reine, die Makellose in jeder Beziehung! — könnte ich selbstsüchtig genug sein, ihre treue Liebe zu mißbrauchen, um sie in Verhältnisse zu verlocken, die ihren Frieden stören müßten? — Denn, wenn auch mein Gefühl für sie ihr Schadloshaltung gewähren könnte für ein weniger glänzendes Loos, als sie es früher erwarten durfte, kann ich, darf ich sie Preis geben all den unbe-

rechenbaren Wechselfällen, die einem in den weiten Ocean Geschleuderten, wie ich bin, begegnen können? — Nein! das darf, das werde ich nicht! — ich muß dem Glücke meines Lebens entsagen, warum nicht auch dem Leben selbst, in welchem mir ja keine Bahn angewiesen ist, auf welcher ich sicher gehen könnte. Für mich war ja von der Geburt an jedes Band gelöst, welches andere Menschen an diese Erde kettet, und das süße Band, welches des Herzens freier, mächtiger Trieb geknüpft, es ist auf eine grausame Weise zerrissen, und mit ihm jede Hoffnung, die mich erhob! — Nur derjenige, der so Schweres ertrug, hat ein Recht von mir zu fordern, daß ich ein Dasein fortschleppe, von welchem fortan jede Minute die Pein erhöht! Nur wer unverdienter Schmach Preis gegeben war und sie zu ertragen vermochte, kann einen Begriff von meiner Verzweiflung haben, wenn auch schwerlich ein zweiter Fall wie der meinige denkbar ist. — Es ist viel leichter einem Verzweifelten zuzurufen: dulde! trage! und ihn mit der lockeren Speise „Hoffnung" genannt zu sättigen, als durch die eigene That zu zeigen, wie solch ein Geschick zu tragen sei."

„Darin haben Sie im Allgemeinen recht, mein beklagenswerther Freund, entgegnete Frau von Rosen, nachdem sie der tiefen Rührung, welche Waldemars Erzählung und Trostlosigkeit in ihr erregt, Meisterin geworden war; Sie haben vollkommen recht auch darin, daß ein zweiter ähnlicher Fall gewiß zu den kaum denkbaren gehört; aber darin irren Sie dennoch, wenn Sie denken, es sei so ganz unmöglich, unverdiente Schmach und die Zerstörung

jeder Hoffnung auf Lebensglück mit Muth und Ergebung zu ertragen. Ich möchte es fast als eine höhere Fügung betrachten, daß gerade ich in dieser verhängnißvollen Stunde mich Ihnen gegenüber befinde, ich, die einst ein furchtbares Ereigniß aus dem Himmel ihres Glückes in eine Wirklichkeit schleuderte, die wahrlich geeignet war jeden Muth, jede Kraft, das Leben zu ertragen, zu vernichten. Und dennoch fand ich Muth und Kraft dazu, und lernte es, mein Geschick zu überwinden." Die würdige Frau schwieg und versank in Rückerinnerungen, vor welchen die wohlthätige Zeit den verhüllenden Schleier hatte fallen lassen, deren trübe und schreckliche Bilder jedoch der gegenwärtige Augenblick wieder mächtig vor ihre Seele führte. — Waldemar hob nach einigen Augenblicken wieder an: „Wenn ich auch weit entfernt bin, gnädige Frau, in Ihre Worte den leisesten Zweifel zu setzen, so halte ich es dennoch für nicht denkbar, daß auf der still und ruhig dahingleitenden Lebensbahn der Frauen so gewaltsame Schicksale, wie das meinige, sich ereignen können; und deshalb glaube ich auch nicht, daß eine Frau meine Verzweiflung ermessen könne, und kann nicht umhin, es grausam zu finden, einem Unglücklichen eine unerträgliche Last aufdringen zu wollen, die —"

„Die abzuschütteln das Werk einer Sekunde, eines kleinen Druckes Ihrer Hand gewesen wäre? das wollen Sie sagen? Dazu ist es auch immer noch Zeit! — ich werde, ich kann Sie nicht hindern, zu thun, wozu Ihre jetzige trostlose Ansicht einer allerdings sehr trostbedürftigen Lage Sie zu treiben scheint. Aber bevor Sie Ihr

düstres Vorhaben ausführen, fordere ich von Ihnen, um meiner armen Alma willen, nur so viel Aufschub, als zur gedrängten Erzählung meines Schicksals erforderlich ist. Haben Sie dann noch den Muth Ihrem Leben ein Ende zu machen, wenn Sie gehört haben werden, welch ein Loos ich zu ertragen vermochte — nun, dann mögen Sie, der Sie Alma bis jetzt schuldlos in ihrer wärmsten Liebe würdig gegenüberstehen, ihr den bittern Schmerz bereiten, Ihrer ferner nur mit hoffnungslosem Jammer und mit verminderter Achtung gedenken zu können."

„Ich schweige und höre."

„Ich mochte ungefähr achtzehn Jahre zählen, begann Frau von Rosen, als die Gesundheit meiner Mutter, welche durch den Tod meines Vaters sehr gelitten hatte, eine Reise nach Carlsbad nothwendig machte. Wir lebten dort in der ersten Zeit höchst eingezogen und ganz der Pflege meiner theuren Kranken, die sich zu meiner Freude in kürzerer Zeit erholte, als ich zu hoffen gewagt hatte. Mein Bruder, Almas Vater, kam gegen das Ende der Saison, uns zu besuchen, und seine Gegenwart wurde die Veranlassung, daß wir uns bald in einen Kreis gesellschaftlicher Zerstreuungen versetzt sahen, die für mich, die ich in ländlicher Stille aufgewachsen, einen um so größeren Reiz hatten. Obschon sehr schüchtern, war ich dennoch sehr lebhaft und mit einem natürlichen Hange zu schwärmerischer Hingebung begabt. Von so manchen der dort anwesenden Männer ward ich gesucht, wahrscheinlich der Neuheit meiner Erscheinung wegen; indessen neigte kein lebhaftes Interesse in mir mich zu dem Einen oder An-

deren von ihnen, bis eines Tages die Ankunft eines verspäteten Badegastes nicht allein der Ruhe eines unbefangenen Mädchenherzens, sondern der einer ganzen achtbaren Familie unheilbringend ward.

„Der böhmische Baron von Dauran erschien in allem Schimmer einer ausgezeichneten Persönlichkeit, dem der äußere Glanz seines Auftretens entsprach; genug er besaß Alles, was ein junges Herz bestricken und für sich einnehmen konnte. Er verstand es aber auch eben so gut, sich sehr bald die Zuneigung und das Wohlwollen aller Männer zu erwerben, durch sein Betragen wie durch seine geistvolle Unterhaltung.

„Er zeichnete mich aus, und nach wenig Tagen ward sein Benehmen gegen mich so auffallend, daß ich den Neckereien der jungen Mädchen und mancher boshaften Anspielung der von mir unbeachteten Bewerber ausgesetzt war; dies verletzte mich und ich bat meine Mutter, mir zu gestatten, wieder zu meinem früheren eingezogenen Leben zurückkehren zu dürfen. Dies geschah. Mein Bruder, gefesselt durch ein Interesse ähnlicher Art wie das, welches Dauran belebte, achtete weniger als sonst auf das, was um ihn her vorging, und schien auch ganz damit zufrieden, daß die Rücksichten für Mutter und Schwester ihn nicht mehr so wie früher in Anspruch nahmen, und er ungestört diejenige Angelegenheit betreiben konnte, die allerdings für ihn wichtig ward, da sie sein Glück an der Seite von Almas Mutter begründete.

„Meine Zurückgezogenheit half m e i n e r Absicht jedoch sehr wenig, denn wohin meine Mutter und ich auch un-

sere Spaziergänge richten mochten, überall trafen wir entweder schon den Baron, oder wurden sehr bald von ihm gefunden. Seine Bescheidenheit, der unwiderstehliche Zauber seiner Unterhaltung, die Wärme und Innigkeit des Gefühls, welches er zwar nie in Worten aussprach, jedoch in jedem Blick, in jeder Miene, in dem Ton seiner klangreichen Stimme verrieth, übten sehr bald ihre Macht über mein Herz aus. Aber nicht ich allein, auch meine Mutter ward so sehr für Dauran eingenommen, daß, als er endlich wenige Tage vor unserer Abreise von Carlsbad förmlich um meine Hand warb, meine Mutter all ihrer Besonnenheit bedurfte, um nicht in dem Vertrauen, welches er ihr einzuflößen gewußt, sogleich ihr Jawort zu geben. Sie setzte ihm eine Frist zu einer zweiten Anfrage fest und verhehlte ihm nicht, daß, da er uns Allen ganz fremd sei, sie es für ihre Pflicht halte, mit um so größerer Vorsicht zu Werke zu gehen, da ich, die Vaterlose, meines ersten und sichersten Schutzes beraubt sei. Als er über diese Aeußerung betroffen und gereizt schien, glaubte die Mutter darin sein verletztes Zartgefühl zu erkennen, welches sich durch diesen Anschein des Mißtrauens empfindlich getroffen fühlte. — Ach! es war nur die nicht zu unterdrückende Stimme eines strafbaren Gewissens!

„Mein Bruder würde, glaube ich, ein wachsameres Auge, einen klareren Blick zur Beobachtung Desjenigen gehabt haben, von dessen moralischem Werth das Glück seiner einzigen, ihm gewiß sehr theuren Schwester abhing. Allein selbst gefesselt und einem einzigen Ziele zugewendet,

war er für feinere Beobachtungen, für einen tieferen Blick in das Innere eines solchen Wesens ganz untauglich, und ich? — ich war verblendet und umstrickt, in eine Welt versetzt, in welcher ich Alles im Widerschein einer ersten Liebe sah, die jede liebenswürdige Eigenschaft als höchste Vollkommenheit und die nicht abzuleugnenden Fehler nur als die unentbehrliche Folie jener erscheinen läßt. Meine Mutter sah mich beglückt — hoffte mich gut versorgt zu wissen, wenn sie aus diesem Leben schied, und hatte keinen Grund, Uebles von einem Menschen zu denken, den sie ja nur von der liebenswürdigsten Seite hatte kennen gelernt und die täglich mehr sich entfaltete.

„Die einzige Warnung, die an mich erging, bestand in einer Aeußerung meines Bruders, die jedoch zu wenig Gewicht hatte, als daß selbst meine Mutter hätte davon beunruhigt werden können.

„Ernst — so heißt mein Bruder — kam nämlich eines Morgens früh zu mir und fand mich sehr mit Einpacken beschäftigt, da wir den folgenden Tag Carlsbad zu verlassen beschlossen hatten. Wie, sagte er, so allein? — wo ist denn Dein Schatten? Bei Dir gehts in umgekehrter Weise, wie es mit anderen Gegenständen geht, denen dann die Sonne am hellsten scheint, wenn es keinen Schatten für sie giebt; denn bist Du ohne den Deinigen, freilich etwas verkörperter, so scheint es düster zu sein um Dich und in Dir! — Ist's nicht so? — Nun mache nur gar kein so gar trübes Gesichtchen! Zur Strafe für dieses ungalante Zögern will ich des Abwesenden nun

auch gedenken, wie meistens ihrer gedacht wird, d. h. nicht eben im Guten.

„Ich horchte hoch auf und meinte, Ernst verfalle in die gewohnte brüderliche Neckerei, allein er zog mich zu sich auf das Sopha und sagte nun ganz ernsthaft: Ich scherze jetzt nicht mehr, Hedwig, und bin sogar recht zufrieden, den Baron nicht hier zu finden; ich kann um so besser Dir eine Bemerkung über ihn mittheilen, die ich Dir nicht vorenthalten darf. Wir waren, er und ich, mit mehreren andern jungen Männern gestern Abend im Kaffeehause und saßen sehr vergnügt bei einem Souper, dem es nicht an belebenden Elementen fehlte. Dein Bewerber und ich wir mußten Manches von den Andern über unseren dermaligen Herzenszustand erdulden, und wurden einstimmig für ziemlich ungenießbar und philisterhaft gewordene Mondscheinfiguren erklärt. Unsere Vertheidigung erweckte den Muthwillen der Andern nur um so mehr, und es wurde des Scherzes und fröhlichen Unsinnes viel getrieben, wobei Dauran nicht der Letzte blieb. Als wir Alle vom Wein belebt im besten Zuge waren, trat ein Mensch, wie ein herrschaftlicher Jäger gekleidet, in den Saal, schritt gerade auf den Baron zu, der neben mir saß, und überreichte diesem ein kleines Zettelchen. Dies veranlaßte alle Tischgäste nach dem Ueberbringer desselben zu blicken und wie mit einem Zauberschlage war alle Lust verstummt. Die Augen Aller kehrten scheu immer wieder zu diesem Menschen zurück, dessen Physiognomie ein Gepräge der tiefsten Lasterhaftigkeit, der wildesten Leidenschaften trug, wozu

freilich eine noch rothe Narbe, welche ihm fast das Gesicht in zwei Hälften theilte, nicht wenig beitragen mochte; aber der Blick dieser tückischen Augen, das boshafte Grinsen seines Mundes machten ihn hauptsächlich so schauderhaft häßlich. Daurans Miene verfinsterte sich und mit barschem, rauhem Tone sagte er diesem Mephisto: er könne nicht kommen; da neigte sich dieser und flüsterte ihm Worte ins Ohr, von denen ich freilich nur undeutlich so viel verstehen konnte, daß ein Hauptmann, den er aber nicht nannte, kommen solle, daß ihnen sonst der lang ersehnte Fang entgehen würde. Dauran ward erst roth vor Zorn und gleich darauf todtenbleich, sprang vom Stuhl auf, stampfte mit dem Fuße auf den Boden, daß die Gläser klirrten, und schrie mehr als er sprach: ich will nicht, zum Teufel, ich will nicht! fort! — Der Jäger ging ohne ein Wort zu sagen, dem Baron aber einen einzigen Blick zuwerfend, der geeignet war, das Herzblut erstarren zu machen. — Dauran schien sehr betroffen, als er bemerkte, wie der wenige Minuten dauernde Vorfall aller Lustigkeit mit einem Male ein Ende gemacht hatte. Er entschuldigte sich über seine Heftigkeit und suchte die Gesellschaft wieder in die frühere Laune zu versetzen, was ihm jedoch nur halb gelang. Er rief nach Champagner, hoffend, der verscheuchte Frohsinn werde sich aufs Neue in dem sprudelnden Gas entfalten. Wir kamen endlich auch wieder in Zug, und mochten wohl schon manchen neckischen Geist mit den springenden Korken entfesselt haben, als sich in kürzeren oder längeren Pausen vor den Fenstern des Kaffeehauses und dann

wieder in weiterer Ferne ein sonderbarer Ruf hören ließ. Anfänglich hatte Niemand von uns darauf geachtet und nur das unwillkürliche Zusammenfahren des Barons machte mich darauf aufmerksam; es fiel mir nun auf, daß er jedesmal bei diesem Ruf zusammenschreckte und, nach der Thüre blickend, sichtbar bemüht war, einer gewaltigen innern Bewegung Herr zu werden, was ihm auch bald gelang.

Beim Zuhausegehen befragte ich ihn um den Grund der besonderen Unruhe, welche er hatte blicken lassen, und er antwortete: es sei ihm sehr unangenehm einem Hauptmann, dessen Namen er nannte, die Zusage gegeben zu haben, zu einer Jagd zu kommen, die einige Stunden von hier auf einen Hirsch gehalten werden sollte, weshalb auch sein Jäger von einem Fange gesprochen, der ihnen entgehen könnte. So schön und mondhell die Nacht auch war, fügte er hinzu, ich hatte außer dem Wunsch in Ihrer Gesellschaft zu bleiben noch andere bestimmte Gründe, mich nicht weiter mit diesem Herrn Hauptmann einlassen zu wollen. Ich hatte deshalb bestimmte Befehle gegeben, mich vor allen Boten dieses Herrn zu verleugnen, und gerieth etwas in Harnisch, als mein Jäger dem ungeachtet mich aufzusuchen kam. Aber wo der ein Wild wittert, trotzt er allem in der Welt.

„So natürlich dies auch Alles klang, so kann ich Dir doch nicht verhehlen, gute Hedwig, daß mich das gestrige Benehmen Daurans unangenehm berührte; es hat die Befürchtung erweckt, Du werdest bei ihm gegen eine ungezähmte Hitze und ist diese erregt, mit einiger Rauhheit

zu kämpfen haben. Jedenfalls werde ich nun mich sehr sorgfältig nach dem Herrn Baron erkundigen.

„Dies geschah mittelst eines Freundes, an welchen mein Bruder nach Prag schrieb, wo dieser wohnte, und der aus Anhänglichkeit an unsre Familie die Mühe nicht scheute, seine Nachforschungen über den Baron bis nach Ollmütz zu erstrecken, woselbst Dauran ebenfalls einige Zeit sich aufgehalten hatte. Alle eingehenden Nachrichten dienten nur dazu, die gute Meinung zu bestätigen, welche er zu erwecken so gut verstand. Man sprach rühmlich von seinem anständigen Wandel, seinem Verstande und Benehmen, und an beiden Orten bedauerte man, daß die große Vorliebe des Barons für das Reisen ihn der Gesellschaft nur immer auf kurze Zeit gönnte; sein Reichthum ward bedeutend genannt.

„Die von meiner Mutter festgesetzte Frist verrann, und der Baron kam wieder, um, wie er sagte, sein Urtheil sprechen zu hören; das Jawort, welches er erhielt, ward ein Urtheilsspruch für mich, der meine Ruhe, meinen Frieden für viele Jahre zerstörte. — Wie wenig ahnte ich dies in jener glücklichen Zeit, in welcher Dauran für mich der liebevollste Gatte, der sorgsamste und sichre Freund war, der jedem Anspruche meines Herzens genügte! — Während des ersten Jahres unserer Ehe lebten wir abwechselnd in Prag, bei meiner Mutter in Rosenhoff oder in D.... Als ich den Schmerz erfuhr, die theure Mutter zu verlieren, war Daurans Besitz mein einziger Trost, um so mehr, da er Alles that, um mir diesen großen Verlust zu ersetzen, den ich mit einer Trost-

losigkeit beklagte, die mich für lange Zeit auch seinem freundlichen Zuspruche unzugänglich machte. — Wir freuen uns eben so oft über ein Glück, welchem wir eigentlich schmerzliche Thränen entgegen weinen sollten, als wir uns über ein Unglück unmäßig betrüben, welches in sich und in dem Zeitpunkt, in welchem es uns trifft, die Keime großen Trostes birgt; aber freilich vermögen die meisten Menschen nicht den Blick über den Punkt hinaus zu erheben, von welchem aus für sie Schmerz oder Freude kommt. Um dies zu können, muß man schon mehr als einen Kampf mit dem Leben bestanden, man muß die Erkenntniß als Frucht der Erfahrung errungen haben, um eine Ansicht zu gewinnen, die in dem Einen sich zum lebendigsten Glauben, in dem Anderen zur erhabensten Einsicht gestaltete, und vor allem muß das Herz mit seinen stürmischen Wünschen still geworden sein. — Auch ich war damals weit entfernt von der Erkenntniß, daß der Tod meiner besten Freundin ein Glück war, dessen tröstendes Element mir in meinen Leiden die erste Linderung in dem Gedanken bot, daß sie wenigstens nicht durch mich und mit mir zu leiden habe.

„Unter dem Vorwande, sich in derjenigen Gegend ankaufen zu wollen, wo es mir am besten gefallen würde, lebten wir ein unstätes Leben; und da mich dies endlich ermüdete, miethete Dauran in einer schönen Provinz des benachbarten Königreichs ein hübsches Landhaus vor den Thoren eines freundlichen Landstädtchens; denn wenn ich auch hier oder dort den Wunsch geäußert, mein Mann möge den projectirten Ankauf ins Werk richten, so hatten

sich immer Gründe gefunden, die dies verhinderten. Wenigstens sagte dies Dauran; und wann hätte ein liebendes Weib an dem gezweifelt, was ihr Gatte ihr sagte? Wenn ich jetzt auf mein damaliges Leben zurückblicke und mich des Gemüthszustandes erinnere, in welchem ich mich in jener Zeit befand, so möchte ich mich zu dem Glauben neigen, daß dem Menschen eine ahnende Stimme innewohnt, die ihm auch in seinem höchsten Freudenrausche die Mahnung an das verborgene, an das düster herannahende Geschick zuraunt. — Ich mußte mir sagen, daß alle Ansprüche meines Herzens auf Glück ihre Befriedigung in Daurans unveränderter Liebe fanden, es mangelte mir an Nichts, was dem äußeren Leben Annehmlichkeit verleiht — und dennoch war ich unruhig, — oft sogar traurig, ohne mir eine gültige Rechenschaft davon ablegen zu können. Meines Mannes häufige Abwesenheiten hätten vielleicht als Veranlassung meiner Mißstimmung gelten können, wenn er sie nicht immer auf eine Weise zu motiviren gewußt, die einem vernünftigen Wesen keine Klage darüber gestattete. Ich glaubte in dem Umstande, daß unsre Ehe nicht mit Kindern gesegnet war, einen Grund für meine innere Unruhe und Unzufriedenheit zu finden und flehte nun um so inbrünstiger zu Gott, er möge mich auch dieses Glückes würdigen. Wie gut, daß diese Bitte eine unerhörte blieb! — und wie oft ist die Versagung gerade dieses Wunsches, der sicherlich zu den erlaubtesten gehört, eine unerkannte Wohlthat.

„Auffallend ward es mir endlich doch, daß Dauran,

je öfter je mehr, verstimmt von seinen Excursionen zurückkehrte, oft unruhig ward, wenn man ihm jemand meldete, der ihn zu sprechen wünschte, und sich allmählig eine Ungleichheit in sein Wesen einschlich, die ihn zuweilen träumerisch und düster, ein andermal wieder reizbar und heftig erscheinen ließ; doch war er dies letztere niemals gegen mich. Eines Nachts erwachte ich und konnte mich im ersten Augenblick nicht besinnen, ob ich wirklich Männerstimmen in heftigem Wortwechsel, wenn auch mit unterdrücktem Tone, gehört und noch höre, oder ob die Gaukelei eines beunruhigenden Traumes meine nur halb wachen Sinne täusche. Ich richtete mich im Bette auf, um mich ganz zu ermuntern, und als ich nun, völlig wach geworden, wirklich ein bald mehr bald minder lautes Murren hörte, befiel mich die Angst, es könnten Diebe um das Haus schleichen und einen Einbruch versuchen. Ich wende mich nach meines Gatten Bett, um ihn zu wecken: — es war leer. Ohne recht zu wissen was ich wollte, stand ich schnell auf, und während ich mir etwas überwarf, hörte ich die Hausthür behutsam schließen und Männertritte sich entfernen. Ich eilte, so gut dies im Dunkeln ging, auf den Corridor, wo die ersterbende Lampe nur noch einen trüben Schimmer verbreitete; im Wohnzimmer war Licht und ich konnte ganz deutlich den Tritt eines Menschen vernehmen, der hastig auf und nieder schritt; ab und zu drang ein dumpfer Laut in mein Ohr, der nicht Seufzer und nicht Schreien war, mich aber mit unsäglicher Angst erfüllte. — Plötzlich kam mir der Gedanke, es könnten dennoch Diebe

eingedrungen und im Wohnzimmer sein, und diese meinen Mann geknebelt haben. Ich schlich bebend der Thür nahe, vor welcher ich vorbei mußte, um in die Bedienstenstube zu gelangen; das Herz schlug mir hörbar und mein Athem stockte. Da hörte ich ganz deutlich meinen Mann ausrufen: „Wann werden diese Qualen enden?“ Ich stand regungslos; da sagte er wieder: „O Hedwig! wüßtest Du, wie viel ich leide!“ Dann steigerte sich seine Stimme bis zur Wuth, und als stieße er mit dem Fuße an etwas, klirrte es, indem er rief: „Verfluchtes Geld!“ — Alles Andere vergessend als ihn, der zu leiden schien, stürzte ich in das Zimmer und blieb sprachlos vor dem Manne meiner Liebe stehen, den ich allein und in einem Zustande fand, der die Spuren maßloser Aufregung trug. Mein fragender, fest auf ihn gerichteter Blick schien ihn zu verwirren; doch nur einen Moment, denn im nächsten nahm er mich in seine Arme und suchte mich durch die zärtlichsten Liebesworte zu beruhigen, und als ich um Erklärung des ganzen Vorfalles so wie seiner Worte bat, gab er sie mir durch die Mittheilung, daß er durch den Banquerott seines Banquiers Gefahr laufe, einen bedeutenden Theil seines Vermögens zu verlieren. „Schon seit längerer Zeit, fügte er hinzu, habe ich dieses Unglück gefürchtet und manche Schritte gethan, es abzuwenden, und auch in dieser Nacht hatte ich mein Bett verlassen und mich an meinen Schreibtisch gesetzt, um einen Brief in dieser Sache zu schreiben, von welchem ich Erfolg hoffe. Es dauerte nicht lange, so ward an das Fenster geklopft und um Einlaß gebeten, indem

der späte Besucher sich als einen Boten meines Mandatars nannte; ich öffnete, ließ ihn ein und ersah aus dem mir überbrachten Briefe, daß mein Geschäftsführer mir durch diesen zuverlässigen Ueberbringer wahrscheinlich die Trümmer des Capitals überschickte, welches ich bei dem Banquier so sicher untergebracht wähnte. Wenn mich diese Verluste auch nicht arm machen, so ist mir der Gedanke doch höchst qualvoll, Dir, meine Hedwig, nicht wie bisher jede Annehmlichkeit des Lebens verschaffen zu können, und ich verwünschte das Geld, weil ihm die Macht inne wohnt, ein Glück wie das unsrige zu trüben oder zu erhöhen, da dies doch eigentlich nur in uns selbst begründet sein sollte!" — Ich war herzlich froh, das, was mich so sehr erschreckt hatte, auf diese Weise sich aufklären zu sehen; denn wenn ich auch späterhin die Unwahrscheinlichkeit und Unhaltbarkeit der Gründe einsah, welche Daurans Benehmen, seine Rede so wie die äußern Umstände erklären sollten, so nahm ich sie doch in jenem Augenblick mit dem gläubigen Vertrauen eines arglosen und liebenden Herzens hin und suchte meinerseits des Gatten Besorgnisse zu beschwichtigen so gut ich vermochte. Seine Befangenheit schrieb ich dem Schrecken über mein plötzliches Erscheinen und dem peinlichen Gefühl zu, einer geliebten Frau eine unerfreuliche Aussicht eröffnen zu müssen. — Wenige Tage nach diesem Vorfalle sagte mir Dauran, er müsse auf vierzehn Tage verreisen, um seine Angelegenheiten so zu ordnen, daß er völlig gesichert vor ähnlichen Verlusten sein könne; „dann erst, fügte er mit einem dü-

stern Ausdruck im Gesicht und einem tiefen Seufzer hinzu, dann erst werde ich erlöst sein von der innern Pein und mich Deines Besitzes als ein freier Mensch erfreuen können.“ Wir trennten uns in der Hoffnung eines baldigen, eines glücklichen Wiedersehens. — Großer Gott! wie gütig bist Du doch, daß Du uns mit dieser völligen Unwissenheit über das begabt, was uns die nächste Minute bringen kann! Was wäre in jenem Augenblick der Trennung aus mir geworden, hätte ich ahnen können, wie wir uns wiedersehen würden!

„Daurans Rückkehr verzögerte sich von einem Tage zum andern und aus den vierzehn Tagen waren schon volle vier Wochen geworden, was mich in mehr als einer Beziehung ängstigte, da seine Briefe, deren ich häufige erhielt, eine düstre, ja eine fast verzweiflungsvolle Stimmung verriethen. Es sprach sich in ihnen neben einer leidenschaftlichen Zärtlichkeit für mich, eine innere Zerfallenheit, ein Verdruß an Allem aus, was die Lebensverhältnisse dem Menschen an Zwang auferlegen. Dies, wie auch Andeutungen mancher Pläne ließen mich den Entschluß vermuthen, Dauran wolle in fernen Zonen größere Freiheit und Unabhängigkeit suchen. — Dieser Gedanke hatte etwas sehr Quälendes für mich; denn nicht allein, daß mich Bande des Blutes in meinem Vaterlande fesselten, es liegt überhaupt in der Natur des Weibes, an der Stätte, an dem Lande zu hängen, wo es geboren wurde, mit welchem alle seine Erinnerungen in genauer Verbindung stehen, und in welchem es für jeden Hauptmoment in der Geschichte seines Herzens ein

Denkmal, einen Haltepunkt findet. — Der Mann wirft seinen Hoffnungsanker aus in den weiten Ocean und sucht auf fremdem Meere, in fremden Landen, Ehre, Reichthum, Befriedigung seines fast nie gestillten Sehnens, genug ein Glück, welches er in der Heimath nicht finden zu können wähnt. Des Weibes Hoffnungen hingegen keimen alle in ihrem Innern und von dort aus schlagen sie Wurzel in der heimathlichen Erde, so wie in einem anderen verwandten Herzen; den Wünschen der Frauen genügt das Vaterland, denn auf dem kleinsten Plätzchen in ihm finden sie eine Welt, wenn sie ein Herz gefunden haben.

„Ein anderer Grund meiner immer wachsenden Unruhe über meines Mannes längere Abwesenheit lag in dem Umstande, daß seit kurzem beunruhigende Gerüchte von Einbruch, Raub, ja selbst schrecklichen Gewaltthaten aus der benachbarten Gegend in unser kleines Städtchen drangen und mit den Vergrößerungen berichtet wurden, denen alle Gerüchte unterworfen sind. Die isolirte Lage unsrer Wohnung war nicht geeignet, mich zu beruhigen, um so weniger, da wir in dem Rufe großen Reichthums standen und folglich wohl ein Gegenstand der Aufmerksamkeit jener Bande zügelloser Räuber geworden sein konnten. Als immer neue Erzählungen über die Räubereien jener in Umlauf kamen und mein Mann noch immer nicht zurückkehrte, hielt ich es für nöthig, mit dem Bedienten, welchen Dauran mir zurückgelassen, einige zu treffende Sicherheitsmaßregeln zu besprechen. — Dieser Mensch war jung und gewandt, und besaß manche Eigen-

schaft, welche sonst Leuten dieser Klasse fremd zu sein pflegt; aber er hatte mir immer sehr leichtsinnig geschienen und Daurans Geduld, dem er leidenschaftlich anhing, auch dadurch auf harte Proben gestellt; doch wußte ich ihn uns ergeben; und so glaubte ich auch bei dieser Gelegenheit auf ihn zählen zu können. Ich ließ ihn rufen und theilte ihm sowohl meine Besorgnisse als auch dasjenige mit, was ich zu unsrer Sicherheit zu thun beschlossen hatte. Er sah mich mit einem sonderbaren Ausdruck von Pfiffigkeit und Wildheit an, indem er sagte: „Die gnädige Frau haben gar nicht nöthig, sich wegen der Leutchen zu beunruhigen; die werden gewiß nicht in unsre Nähe kommen, und wenn sie es doch thun sollten, nun — so verlassen sich die gnädige Frau auf mich, ich werde schon Sorge tragen, daß unser Haus rein bleibt von diesen unwillkommnen Gästen!" Als ich ihm einwandte, daß ich es trotz seines Muthes dennoch für angemessen hielt noch einen Mann mehr im Hause zu halten, allenfalls einen sichern Wächter, entgegnete er lachend: er sei für mich der beste Schutz, denn er kenne ein Mittel, jene Räuber fern von unsrer Behausung zu halten, es sei eine Art Zauberwort, dem sie augenblicklich weichen müßten. Ich verwies ihm seinen Muthwillen und befahl ihm das Nöthige zu besorgen; hierauf drang ich um so mehr, da bei des Menschen Wesen ein eigner Schauer über mich gekommen war, weil er so sehr verwegen aussah als er jene Worte sprach; er willfahrte indessen meinem Befehl und ich beruhigte mich einigermaßen.

„Eines Morgens, als ich in trübes Sinnen versun-

ken am Fenster stand und mich in Vermuthungen erschöpfte, weshalb wohl Dauran seit zwei Posttagen nicht geschrieben, stürzt mein Kammermädchen in's Zimmer und ruft: „Gnädige Frau, gnädige Frau, sie bringen die Räuber! alle gebunden und in Ketten!" – Ich erschrack so sehr, daß ich mich kaum aufrecht erhalten konnte, und dennoch hielt mich ein unbeschreibliches Gefühl an das Fenster gefesselt. — Ein verworrenes Geräusch von Stimmen, Tritte Bewaffneter, dumpfes Murren drang immer näher, aber noch konnte man den Zug nicht sehen. Der Bediente, vom andringenden Lärm herbeigelockt, trat vor das Haus einige Schritte der Straße zu und hielt die Hand vor die Augen, um besser sehen zu können, da ihn wahrscheinlich das helle Sonnenlicht blendete. — Ja, sie schien hell und freundlich die Sonne, die über Gute und Böse leuchtet — die ihren Segen verbreitet, unbekümmert um all das Elend, all die Sünde unter ihr." —

Frau von Rosen hielt einen Augenblick inne, als wolle sie neue Kräfte sammeln zur Erzählung dessen, was sie seit einigen Minuten unwillkürlich auszusprechen zögerte. Als sie sich wieder gesammelt hatte, fuhr sie fort: „Ein verzweiflungsvoller Schrei einer mir bekannten Stimme veranlaßte mich den Blick der Straße zuzuwenden; ich sah wie unser Diener einen Blick nach dem Fenster warf, an welchem ich stand; der Mensch war leichenblaß, mit einer verzweiflungsvollen Geberde winkte er mir vom Fenster fortzugehen, stürzte dann in's Haus, und nach wenigen Sekunden sah ich ihn, die Flinte auf dem Rücken, ein Paquet unter dem Arme in solcher Eile fortschreiten,

daß auch mein lautester Ruf ihn nicht würde haben ereilen können. Ich öffnete indessen unwillkürlich das Fenster, um zu sehen, wohin der sonderbare, unheimliche Mensch eilte, und sah nun auch den Menschenschwarm ganz nahe kommen, in dessen Mitte Gewehre blitzten. Ich blieb wie von unsichtbaren Händen gehalten am Fenster stehen, obschon ein unerklärliches Gefühl, wie vor etwas Ungeheurem, mich trieb zu fliehen. — Sie kamen endlich an unserm Hause an, und ich konnte deutlich die wüthenden Ausrufungen des Pöbels, seine Verwünschungen hören; mein Blick fiel auf die Gestalt des größesten unter den Gefesselten in dem Augenblick als dieser sich so wandte, als wolle er das Gesicht nach der entgegengesetzten Seite kehren. Da erfaßte ihn ein Soldat rasch und rauh bei den Schultern und wandte ihn ganz dem Orte zu, den er nicht sehen zu wollen schien. Ich erblickte ein Gesicht, bleich, entstellt durch ein blutiges Tuch, welches eine Stirnwunde bedeckte, dessen Züge aber mein Blut erstarren machten. Ich sah und sah immer wieder hin, bis die Augen aus ihren Höhlen zu dringen drohten; noch hatte kein Blick jenes Gesichts mir Gewißheit gegeben — da richteten sich, wie durch unwiderstehliche Macht getrieben, zwei Augen nach mir hin, aus denen mir so oft Liebe geleuchtet und aus denen mir jetzt Tod und Verzweiflung entgegen starrte. — Es war Daurans Blick! Er war es selbst! denn er war ja der Hauptmann jener Rotte, deren Schritte durch Raub und oft durch Blut bezeichnet waren. Erlassen Sie mir die Qual, Ihnen all die tief begründeten Ursachen und

Wirkungen zu enthüllen, die ein hoch begabtes Wesen so tief konnten sinken lasseu, daß es als ein Gegenstand des Abscheus, als ein Verbrecher dem Gesetz und nach dessen Spruch dem Tode auf dem Schaffot verfallen mußte! Diese trostlose Geschichte würde nur einen Beweis mehr zu den tausend anderen hinzufügen, daß ohne feste Moralprinzipien, ohne früh in das Herz gepflanzten Gehorsam und Achtung vor den Eltern wie vor dem Recht die herrlichsten Gaben der gütigen Natur zum Fluch werden können, wenn Leichtsinn und heftige, nicht gezähmte Leidenschaft die Oberhand gewinnen. Ein harter Vater, eine schwache, verzärtelnde Mutter, verführende Jugendgefährten — das sind die ersten Elemente, aus denen sich später eine Reihe leichtsinniger Streiche, sinnlose Verschwendung, ein unglückliches Duell entspannen und so den Unglücklichen von einer Stufe zur andern hinabtrieben, während sein Geist, seine im Fluge erworbenen Talente, so wie der angeborene Trieb sich in höheren Kreisen zu bewegen, ihn diese auch dann noch suchen ließen, als er schon in jene entsetzliche Gemeinschaft gerathen war. Denn immer lebte in ihm der glühende Wunsch, das rastlose Streben, sich durch einen glücklichen Coup frei und selbständig zu machen und dann in fernen Zonen sich diejenige Stellung zu schaffen, für welche er sich geboren und befähigt fühlte. — Sie zweifeln wohl nicht daran, daß ich kein Mittel unversucht ließ, den Mann zu retten, der vier Jahre hindurch ein Gegenstand meiner wärmsten Zärtlichkeit, ja ich kann sagen meiner Anbetung gewesen war. — Umsonst! Obschon ich Alles

vorbereitet hatte, um ihn der Schande eines so schmachvollen Todes zu entziehen, und auch sein Diener ihm durch List und Kühnheit Waffen und tödtendes Gift zugesteckt hatte, so war er selbst Derjenige, der alles verschmähte, was Liebe und treue Ergebenheit zu seinem Entkommen ersannen. Heinrich, jener Bediente, der Dauran hoch verpflichtet und der nur ein sehr unschuldiges Mitglied jener Bande Bösewichter war, deren Habgier ihren Hauptmann in's Verderben stürzte; Heinrich war nur geflohen, um sich der Verhaftung zu entziehen und um desto besser zu seines Herrn Rettung mitwirken zu können. Seine Treue war fast eben so erfinderisch als meine Liebe, und dennoch scheiterten beide an Daurans eisernem Willen. — Als ich ihn einst im Kerker auf meinen Knien beschwor zu entfliehen, nahm er mich in seine Arme und sagte: „Hedwig, kannst Du wirklich meinem Leben Fortdauer auf Erden wünschen? Du kennst nun die schweren Vergehungen, deren ich mich schuldig machte; wenn auch meine Hand niemals Menschenblut vergossen hat, habe ich dennoch die Strafe verdient, die mich trifft. Ich kann auch fortan nicht leben; denn so lange meine bösen Thaten Dir ein Geheimniß waren, so lange ich von Dir geliebt war, konnte ich noch hoffen, glücklich zu werden und durch ein gebessertes Leben zur Tugend zurückzukehren, die ich durch Dich lieben und als ein hohes Gut erkennen gelernt. Aber nun? — für mich sind nicht allein alle Bande zwischen mir und meinen Mitmenschen zerrissen, auch jene der Liebe, des Vertrauens zwischen uns! — darum laß mich mein verdientes Geschick erfüllen

und denken, daß mein Tod ein Sühnopfer ist den verletzten Menschenrechten, dargebracht so Vielen, die mittelbar und unmittelbar durch mich gelitten haben. — Vielleicht entsündigt er mich auch, wenn nicht jetzt, doch später in Deinen Augen, und darum, ich bitte Dich, erschwere es mir nicht, mich muthig und standhaft dem Spruch der Gesetze zu unterwerfen, die ich so oft mit bitterem Hohne im Uebermuth meines zügellosen Lebens mit Füßen trat."

„Ich ward Wittwe auf entsetzliche Weise! — Nach Daurans Tode nahm ich auf seinen ausdrücklichen Wunsch, so wie auch auf Verlangen meines Bruders, meinen Familiennamen wieder an. Ich verlebte mehrere Jahre fern von hier, wenn man anders ein Dasein Leben nennen kann, von welchem jede Blüthe der Freude abgestreift, jeder Keim eines künftigen Glückes ertödtet schien! — Auch mir dünkte der Tod ein beneidenswerthes Geschenk, da ich mit dem Leben völlig abgefunden zu sein glaubte, und ich hatte schwer gegen den Wunsch zu kämpfen, mich von ihm zu befreien; aber ich besiegte ihn, weil ich erkannte, daß ich nicht eigenmächtig über ein Geschenk verfügen durfte, welches mir sicherlich zu anderen Zwecken war verliehen worden, als es dahin zu werfen, sobald sein Reiz für mich geschwunden war, und ehe daß ich die mir verliehenen Kräfte geübt zu eignem wie zu fremdem Wohl. Ich lernte wieder leben und lieben, und wenn auch nicht mit jener Liebe, die mich elend gemacht, so doch mit jenem Gefühl, das uns den Werth eines für Andere wohlthätigen Lebens erkennen läßt. Wenn ich diese Erde jetzt verlasse, so kann ich es mit dem Bewußt-

sein, einen großen, entsetzlichen Schmerz, der mich unverschuldet traf, mit Muth und Ergebung ertragen zu haben; ich darf mir das Zeugniß geben, einer sündlichen Versuchung Meisterin und in dem mir angewiesenen Kreise nützlich geworden zu sein — und also habe ich nicht umsonst gelebt! — Sie kennen nun mein Geschick, Sie wissen nun, daß auch mein Glück, meine Liebe auf furchtbare Weise zertrümmert worden, daß auch mich unverdiente Schande getroffen. Prüfen Sie sich nun, junger Mann, ob es Ihnen an Muth, an Kraft gebrechen wird, zu tragen und zu überwinden, was ein schwaches Weib zu ertragen und zu überwinden vermochte! — Ihnen bleibt, so traurig und hoffnungslos auch Ihre Lage in diesem Augenblick erscheint, dennoch ein großer, ja ein süßer Trost, der, des Gegenstandes Ihrer Liebe in unentweihter Achtung gedenken zu können; und — liegt nicht eine Welt vor Ihnen offen? Sind Sie nicht jung, in voller Kraft des Geistes, wie des Körpers?" —

„O ja! gnädige Frau, aber was bin ich mit dieser Kraft ohne Namen, ohne rechtmäßige Geburt? — ich muß doch stets verdammt bleiben, hoffnungslos zu Almas reinem makellosem Bilde aufzublicken! — Haben Sie indessen Dank, tief empfundenen Dank dafür, daß Sie, gütige, verehrte Frau, im schönen Gefühl Ihrer Menschenliebe es nicht gescheut haben, so tiefe Wunden wie die ihres Herzens wieder aufzureißen, um einen Verzweifelten der Sünde zu entziehen. Ich sehe zwar überall, wo auch mein Auge weilt, keinen Lichtpunkt für mich, keine Aussicht, keinen Halt. Doch, ich will wenigstens

nicht den Schimpf auf mich laden, weniger muthig gewesen zu sein, als eine Frau es bei solchem Unglück war, wie das, welches Sie getroffen. — Aber wenn ich mich nun frage wohin? was beginnen? — ich weiß es nicht!" —

Frau von Rosen störte durch keine Aeußerung das tiefe Nachdenken, in welches Waldemar versank; denn auch sie dachte der Möglichkeit nach, das Geschick des beklagenswerthen Mannes günstiger zu wenden; sie vertiefte sich so ganz in diesen Gedanken, daß nur das fern hertönende Posthorn eines nächtlich Reisenden sie daraus zu stören vermochte. Sie schlug die Augen auf und bemerkte, daß die Morgenröthe eines für sie schweren Tages anbrach; denn sie mußte ja ihrer geliebten Alma den bittern Kelch der Leiden darreichen, indem sie das lebensfrohe und so lebensfrische Wesen von der Zerstörung der Verhältnisse Waldemars in Kenntniß setzte.

Sie erhob sich und rüstete sich still zum Fortgehen, denn sie wollte den im Sinnen verlorenen Waldemar nicht eher stören als nöthig. — Der schon gehörte Wagen rollte immer näher, der Postillon blies noch ein Mal sein muntres Liedchen, und wirklich, sie hörte recht, der Wagen hielt vor der Thür. — Auch Waldemar schreckte auf aus seinen Gedanken, und nachdem stark geklingelt war, hörte er die Thüre öffnen und Gottholds Stimme rufen: „Ach! Gottlob, daß der gnädige Herr Hofrath kommen, nun wird schon Alles gut werden!" — Darauf fragte eine bekannte liebe Stimme: „Wo ist sein Herr?" und fort stürzte Waldemar an das treueste Herz, das je fremdem Leid geschlagen.

Tante Hedwig athmete tief auf, als würde eine schwere Last von ihrem Herzen genommen; sie warf einen Blick voll Dank zu dem hinauf, „dessen Hülfe am nächsten, wenn die Noth am größesten ist," einen zweiten aber auf die noch daliegenden Pistolen. Sie begriff schnell, mit wie viel weniger Beschämung Waldemar seinem Freunde Selten gegenüber stehen könne, wenn diese Zeugen seiner muthlosen Verzweiflung entfernt würden, rasch legte sie die tödtenden Waffen in eins der Schubfächer des Secretairs und schloß ihn zu. Kaum war sie damit zu Ende, als Selten mit Waldemar ins Zimmer trat. Der erstere ging auf sie zu, und nachdem er ihr ehrfurchtsvoll und innig die Hand geküßt, sagte er gerührt:

„Obgleich man fast immer darauf zählen kann, die Frauen da zu finden, wo es Thränen zu trocknen und Unglückliche zu trösten giebt, so ist mir Ihre Erscheinung hier und zu dieser Stunde eine doppelt erfreuliche; denn unmöglich kann Waldemar einem solchen Zuspruch widerstehen. Er muß sich durch Ihre unendliche Güte, meine gnädige Frau, eben so erhoben als geehrt fühlen, und sicherlich wird sie ihm ein Antrieb mehr sein, Ihre wohlwollenden Gesinnungen für ihn dadurch zu rechtfertigen, daß er mit Muth und Kraft ein Geschick besiegt, welches freilich eben so sehr zu den ungewöhnlichen als herben gehört."

„Das wird er sicherlich, entgegnete Frau von Rosen, und nun um so eher, da Sie, mein Herr Hofrath, besser als ich dem Beklagenswerthen eine Aussicht eröffnen können, die seine Thatkraft in Anspruch nimmt und ihm

die Hoffnung vergönnt sich durch sich selbst eine Stellung zu schaffen. Haben Sie diese gewonnen, mein junger Freund, fuhr sie fort, indem sie sich zu Waldemar wendete, so kann Ihnen, wenn auch später, dennoch ein Glück erblühen, welches Sie jetzt als ganz verloren betrachten. Doch ich muß nun fort, denn nicht gern möchte ich abwarten, daß der helle Morgen meinen Heimgang beleuchtete. Sie sind in guter Obhut, und die Befürchtung, die mich hergetrieben, ist beseitigt — also, adieu meine Herren — Sie werden bald von mir hören, wann ich Sie bei mir sehen kann." — Die freundliche Gönnerin warf noch einen raschen Blick von Waldemar nach dem Secretair, legte verstohlen den Finger auf den Mund, und nachdem sie jede andere Begleitung als die des alten Gotthold verbeten, ging sie nach Hause, wo sie die Jungfer in Todesängsten und Alma im süßen Morgenschlummer fand. — Ein Lächeln schwebte um die frischen Lippen, um die Grübchen in den rosigen Wangen: sie hob den Arm, als begrüße sie Jemand, und es schien der Tante Hedwig als spräche sie im Traum: guten Tag Waldemar! Lange blieb die Tante vor der Schläferin stehen. Die Ruhe, die Sorglosigkeit, die über das ganze Wesen derjenigen verbreitet war, die mit dem Erwachen ein so hartes Geschick zu ereilen bedrohte, hatte etwas unbeschreiblich Rührendes; unwillkürlich versank die mütterliche Freundin in tiefes Sinnen. Bilder der Vergangenheit verwebten sich mit der Gegenwart und mit dem, was, aller Wahrscheinlichkeit nach, die Zukunft Trübes, Schweres bringen mußte! — Alma war der

Gegenstand, auf welchen sich all ihre Liebe, all die Hoffnungen, deren das menschliche Herz sich nie entäußert, vereinigt hatten; der ihrem Leben Werth und Freude gab. Aus Almas Lebensfrische hatte ihr so hart getroffenes Gemüth neue Wärme und jene ewige Jugend geschöpft, die dem Weibe eigen bleibt, so lange es noch ein Wesen mit inniger Liebe zu umfassen vermag. Hat es diese Fähigkeit verloren oder wohl gar nie besessen, dann wehe ihm und denen, welche einer solchen Frau nahe stehen! Sie wird alt vor der Zeit, denn sie stirbt von innen ab; und der Tod findet nichts mehr an ihr erstarren zu machen als das kalte Blut, das aus dem öden Herzen rinnt.

Die wahre Liebe ist immer bereit den herbsten Theil des Schmerzes, der einem theuren Wesen droht, auf sich zu nehmen oder ihn durch ein Opfer abzukaufen. So dachte auch Tante Hedwig ihre Alma betrachtend: „Wäre es nun nicht ein Glück, wenn Du nie mehr erwachtest aus Deinem Schlummer, Du armes, harmloses Kind? — wie vielem Leid würdest Du enthoben, nähme Dich jetzt der Engel des ewigen Friedens auf seine Fittiche und trüge Dich, mit Deinem reinen Herzen voll schöner Hoffnungen, vor den Thron des Ewigen! Aber so gut wird es Dir nicht werden. Du hast die Schale irdischen Glückes an den Mund gesetzt; Du mußt nun auch erfahren, wie viele Tropfen bittern Leides ihr beigemischt sind. — Du mußt sie in den Kauf nehmen, und wohl Dir, wenn Du auf dem Boden des Kelches noch etwas findest, ihn Dir zu versüßen!“ Sanfte

Thränen, dem eignen Leid in der Erinnerung geweiht, so wie dem fremden das zu erwarten stand, flossen über die bleichen Wangen der würdigen Frau; sie küßte leise die holde Schläferin auf die lebenswarme Stirn, und ging dann noch einige Stunden der Ruhe zu pflegen, da sie sich von den Erschütterungen dieser Nacht sehr angegriffen fühlte.

Zweites Kapitel.

Während unter dem stillen, friedlichen Dache der Frau von Rosen Jugend und Gesundheit, Alter und Erschöpfung gleich willig der Wohlthat des Schlafes genossen, ließ die lebhafte Erregung, die schmerzliche Freude eines solchen Wiedersehens die beiden Männer, welche Frau von Rosen so eben verlassen, nicht die Ruhe finden, welche beiden wohl gleichfalls recht nöthig gewesen wäre. Sie waren im Gegentheil in eine Discussion gerathen, welche eine Verschiedenheit ihrer Ansichten hervorgerufen hatte, die von der einen Seite in Waldemars tief verletzten Gefühlen und seiner Unerfahrenheit, von der andern in Seltens Weltkenntniß und ruhiger Besonnenheit begründet war.

Nachdem Selten Waldemar mit dem Plan bekannt gemacht, den er nach langer Erwägung für ihn entworfen und den sein junger Freund für eben so weise als gütig anerkannt hatte, fand dessen Ausführung nur eine Schwierigkeit, und zwar in der bestimmten Erklärung Waldemars, nichts von dem Vermächtniß des Grafen annehmen zu wollen. „Denn, sagte er, hat man mich dessen entäußert, was mir in meinem Verhältniß zu

Alma allein noch die Möglichkeit eröffnen konnte sie zu erringen, so will ich mir auch nicht durch schnödes Geld das Glück meines Lebens abkaufen lassen, um welches man mich betrogen. Muß ich ohnehin mir nun selbst Bahn brechen aus meinem Nichts, so will ich es auch ohne den Besitz eines Vermächtnisses, von welchem jeder Heller mich an das gottlose Spiel erinnern würde, welches man mit mir getrieben. Es soll dann wenigstens Niemand sagen können, ich hätte mich da mit Geld abfinden lassen, wo ich mit den glänzendsten, rechtmäßigsten Hoffnungen mein ganzes Leben hindurch mich getragen. Wie eine hemmende Fessel würde sich dieses Almosen an jeden meiner Schritte legen; und soll ich denn doch elend sein, so will ich wenigstens frei sein!"

„Mein lieber Waldemar! wenn ich mich auch in Dein Gefühl hinein denken kann, so erlaubt mir dennoch meine Kenntniß der Welt und ihrer Anforderungen nicht, Deinen Entschluß anders zu betrachten, als wie ein Erzeugniß aufgeregter Empfindungen und einer Ueberschätzung Deiner Kräfte. Glaube mir, es kann zu einer weit drückenderen Last werden, in jedem Augenblick mit gebundenen Händen dazustehen, als es vernünftiger Weise eine Last genannt zu werden verdient, einer Wohlthat zu genießen, welche ein großmüthiges Herz uns angedeihen ließ. Diese muthwillig verschmähen, um einem Gefühl verletzten Stolzes zu fröhnen, wäre undankbar und würde, wie jeder Fehler dieser Art, seine Strafe in sich tragen. Kannst Du mit Deinem Herzen die Güte, die Großmuth des Mannes verkennen, den Du während

Deines ganzen Lebens kindlich verehrtest? und ist nicht sein letzter Wille der schönste Beweis für sein edles Herz, seinen wirklich vortrefflichen Charakter? Hätte wohl ein Anderer das Vergehen seiner Gattin mit solcher Zartheit dem Auge der Welt verborgen und mit einer Großmuth für die Schuldige gesorgt, wie er es gethan? Es gehörte eben so viel Klugheit als Güte dazu, um durch die im Testament bekannt gemachte Begebenheit Ida's Ruf und die Ehre seines Namens, dieses seines Idols, vor der Welt zu retten. Die Erdichtung, daß die verschwundene Wehemutter, während Ida in tiefer Ohnmacht gelegen, den Betrug gespielt, um ein von ihr begangenes Versehen zu verbergen, später aber auf ihrem Todbette dies ihrem Beichtvater eingestanden, welcher diesen Umstand dem Grafen berichtet, dies macht dem Verstande wie dem Herzen des Verstorbenen eben so viel Ehre als der menschenfreundliche Wunsch, Dein Geschick, so viel er es nach seiner Ansicht konnte, zu sichern. Wäre es nicht unrecht, aus Trotz gegen das Schicksal das Gute zu verschmähen, welches eine Freundeshand uns bietet?"

„Das thue ich ja auch nicht, guter Onkel Hugo! — doch sieh, wie die Gewohnheit mich verleitet, Dich mit dem theuren Namen eines Verwandten zu benennen, ich — der in keines Menschen Herzschlag einen Tropfen verwandten Blutes zu finden hoffen darf. O, verzeih mir diese Kühnheit!" — Waldemar sank von Schmerz bewältigt an Seltens tief erschüttertes Herz.

„Du bist krank, Waldemar! Geist und Gemüth sind

Dir gleich schwer umdüstert von der Gewalt des auf Dich einstürmenden Geschicks, sonst würdest Du nicht im Blute zu finden wähnen, was tief in den schönsten Sympathien der Seelen begründet ist. Du warst, seitdem ich Dich sah, der Sohn meines Herzens, und auch jetzt bedarf es für mich keines äußeren Verhältnisses für das Bestehen der Liebe, welche Du stets in mir gefunden hast und stets finden wirst. — Jetzt aber laß uns nicht weiter über all diese trüben Ereignisse sprechen — siehe zu, daß Du Deinen überspannten Nerven einige Ruhe verschaffest, die auch mir anfängt Noth zu thun, denn die Natur fordert gebieterisch ihr Recht. In einigen Stunden wirst Du vielleicht eher in der Stimmung sein, einen Vorschlag anzunehmen, welchen ich heute Dir nicht machen will."

Am folgenden Tage that Waldemar alle zu seiner Abreise erforderlichen Schritte, übersandte, unter dem Vorwande des Unwohlseins, eine Zurückberufung von seinem Posten in D.., welche der Graf noch vor seiner Abreise von der Residenz ihm ausgewirkt. Waldemar war tief gerührt von einer Berücksichtigung, die eben so große Delicatesse als Wohlwollen bewies und die für ihn mehr Werth hatte als Alles, was sonst noch vom Minister für ihn geschehen war. Er fühlte, daß nur ein edler Mensch in dem Augenblicke, wo seine eignen Wünsche und Hoffnungen vernichtet, sein Herz unendlich in seinen liebsten Neigungen verwundet ward, mit so viel Schonung und Umsicht die schmerzlichen und peinlichen Gefühle eines anderen Herzens berücksichtigen konnte. Die

Selbstsucht hingegen achtet nicht allein nicht darauf, ob Anderen Leid erwächst aus dem was ihr frommt, sie macht auch fühllos gegen dasjenige, was oft mit so leichter Mühe dem Nächsten manche bittre Empfindung ersparen könnte.

Als Selten seinem Lieblinge Paß und Empfehlungsbriefe an verschiedene Gesandtschafts-Secretaire übergeben hatte, reichte er ihm ein Portefeuille mit einer ziemlich ansehnlichen Summe als Reisegeld; Waldemar jedoch verweigerte die Annahme des letzteren, indem er sagte, er wolle nichts von dem annehmen, was er nicht zu bedürfen entschlossen sei.

„Du irrst, Waldemar, und kannst, ohne Deinem Entschluß untreu zu werden, mir die Freude gewähren, Dich aus meinen Ersparnissen mit dem Nöthigen zu versorgen.“

„Auch das nicht, mein gütiger Freund, es wäre unrecht zu nehmen, so lange man noch die Kraft hat, zu erwerben; überdies bin ich noch hinlänglich mit Geld und solchen Geschenken versehen, die ich als Gaben aus der Zeit eines glücklichen Wahnes behalten zu dürfen glaube. Sie sind werthvoll genug, um für's Erste allen meinen Bedürfnissen zu genügen; sollte ich aber in Noth gerathen, dann, theurer, verehrter Hugo, dann werde ich Dich um Hülfe bitten, wie ein Kind den Vater bittet.“

„Wär's denn nicht besser, Du würdest gleich mein Sohn, auch dem Namen nach, da Du es doch schon so lange Zeit dem Herzen nach bist. — Sieh, Waldemar, das ist der Vorschlag, dessen ich gestern erwähnte.“

„O! Du bist überschwenglich gütig! — rief Waldemar

im ersten Aufwallen seiner dankbaren Empfindung; aber gleich darauf schüttelte er traurig den Kopf und sagte: „Nein! — das geht nicht! — jetzt würde es mich dem Ziele doch nicht näher bringen, das ich mir vorgesteckt. — Weil ich denn leben muß und soll, so will ich in diesem für mich neuen Leben auch nur meinem eigenen Streben das Erreichen jenes schönen Ziels verdanken, und darum darf ich auch von Dir keine andere Gabe annehmen als die, welche Du mir aus dem Schatze Deiner Erfahrung an väterlichem Rathe geben willst. Zu diesem letzteren laß mich auch gleich jetzt meine Zuflucht nehmen für eine Frage, deren Beantwortung mein Herz mit einem so lauten Ja! übernimmt, daß ich mich einem fremden unparteiischeren Ausspruche unterwerfen muß. — Darf ich Alma noch einmal sehen? oder soll ich scheiden ohne ein letztes Lebewohl, vielleicht für dies ganze öde Leben? Sprich! ich folge Dir hierin unbedingt!"

Nach wenigen Minuten, während deren Selten sichtlich gegen sein Gefühl ankämpfte, sprach er fest und bestimmt: „Nein, Waldemar, Du darfst Alma nicht wiedersehen, willst Du nicht in Dir die mühsam errungene Kraft zerstören, deren Du so sehr zum Handeln bedarfst. Der Schmerz einer solchen Trennung läßt uns in dem Augenblick den Werth des Glückes, welchem wir entsagen müssen, doppelt empfinden; glaube mir, ich habe das erfahren. — Reise so schnell als möglich, damit Du in dem Segen angestrengter Thätigkeit das beste Mittel findest, Dein inneres Weh zu überwinden und Dir eine Stellung zu schaffen, welche Dir eine beglückende Aussicht

zur Erreichung Deines heißesten Wunsches eröffnet. Ich werde noch einige Tage länger bleiben als Du, um die würdige Frau von Rosen von Allem in Kenntniß zu setzen, was Du für's Erste zu thun beschlossen, und um Alma Dein Lebewohl zu überbringen. Kaum hätte ich geglaubt, daß ich in meinem späteren Alter in Verhältnisse könnte verwickelt werden, die mir eine Epoche meines früheren Lebens wieder so lebendig vor die Seele führen. — Wie wahr ist es doch, daß nichts Neues unter der Sonne geschieht, und daß die Schicksale des Menschenlebens sich immer wiederholen, wenn auch in anderer Zusammenstellung; und dies deshalb, weil des Menschen Geschick, wenn auch in den Hauptmomenten von höherer Hand geleitet, sich in ihm selbst entwickelt und eigentlich nichts anderes ist als die Geschichte seines Innern in lebenden Bildern dargestellt."

Waldemar reiste in der Nacht desselben Tages ab, seinen alten Gotthold der Fürsorge seines väterlichen Freundes empfehlend. Bevor er in den Wagen stieg, sagte Selten zu ihm: „Hast Du mir kein Wort der Vergebung zurückzulassen für die Unglückliche, deren Gewissen so schwer belastet wird von dem Gedanken an Dich, an Dein zerstörtes Glück, an Deinen Haß gegen sie?" Waldemar zuckte schmerzlich zusammen, und düster vor sich hinblickend erwiderte er: „Die stolze, selbstsüchtige Frau wird sicherlich den besten Trost finden in dem Gefühl: daß ihre eigne Ehre gerettet und der Sohn ihrer Liebe nun auf den Platz gestellt ist, den sie mir aufgedrungen und um den sie mich beneidete, so lange die

Hülle des Betrugs um sie noch nicht zerrissen war. — Sie wird meiner Verzeihung nicht bedürfen, sie hat ja meiner Liebe nie bedurft."

„So willst Du also, von der einen Seite stark und verständig, das Schwere, das Gewaltige ertragen und überwinden, — von der andern schwach und unedel dem Kleinlichen erliegen? — Aber, so ist der Mensch! Immer im Widerspruch, im Kampf mit seinem Gefühl und seiner Pflicht; zu gleicher Zeit kleinlich und erhaben, gut und böse, weich und grausam! — Wird es Dir wirklich tröstlich sein auf der neuen Bahn, daß Du durch Deinen Haß, Deine Verachtung den Stachel der Reue, des Schmerzes tiefer eindrücken kannst in ein ohnehin gebeugtes Herz? — daß Du eine stolze, gedemüthigte Seele noch vollends in den Staub treten kannst? — Hat Dich der kurze Sonnenschein Deines Glückes schon so verhärtet, daß Dich das eigne Unglück fühllos macht für fremdes? — Waldemar! laß mich, ehe wir scheiden, das Herz wiederkennen, das ich für alles Edle und Gute zu bilden so eifrig bemüht gewesen bin."

Waldemar umarmte tief erschüttert und beschämt den ernsten Mahner und sein letztes Wort war: „Mein erster Brief aus London ist an die Gräfin Meerhold gerichtet. Adieu!" — Selten sah dem rollenden Wagen nach, bis er seinem Auge entschwand; dann richtete er den Blick nach oben und versenkte sich mit seinen schmerzlichen Gedanken in das Meer der Sternenpracht über ihm. Da ward es bald ruhig in seiner Seele. Die Sorgen des Lebens verschwinden, so schwer sie auch drücken mögen,

vor der Majestät dieses Anblicks. Der Mensch fühlt, oft ohne sich den Gedanken ganz klar zu machen, daß die Allmacht, die so Großes erschuf und seit Jahrtausenden erhielt, Alles, was von ihr ausging, mit Weisheit und Güte geordnet haben müsse; und vor einem so erhabenen Gedanken, vor diesem belebenden Glauben müssen die kleinlichen Wünsche schweigen, welche ein Leben uns aufbürdet, das in der Unermeßlichkeit der Zeit und des Raumes wie ein Atom verschwindet! — und dennoch können wir Menschen nur zu leicht zu dem engherzigen Wahn uns verleiten lassen, unser Ich, unser Geschick, unsre Wünsche zu betrachten, als wäre dies die Achse, um die sich Alles dreht! — O, ihr Großen dieser Erde! könntet Ihr doch von Eurem Thronhimmel aus einen freien Blick nach jenem mit Sternen übersäeten Himmelsgewölbe richten! wie würde Eure Macht hienieden Euch klein erscheinen gegen jene, welche so Großes, so unendlich Erhabenes regiert! — Ihr würdet Muth schöpfen für das Euren menschlichen Kräften angewiesene große Werk, Trost für die Widerwärtigkeiten, die auch Euch zugemessen sind, und Geduld mit den Schwächen derer, die unter Euch stehen. Denn, wenn Ihr gedenket wie Der, der über Euch steht in seiner göttlichen Majestät, langmüthig ist und gnädig gegen Euch, dann werdet Ihr, von Eurer Höhe herab, den Fehl des Nebenmenschen mit milderem Auge betrachten. — O, möchtet Ihr doch regieren, wie Ihr regieret werdet!

Am Morgen desselben Tages erhielt Selten eine Aufforderung der Frau von Rosen, sie im Laufe des Vor-

mittags zu besuchen. Er fand sie betrübt und unzufrieden über Almas Fassungslosigkeit, die mit einer Leidenschaft sich ihrem Schmerz ergab, welche sie tadeln mußte, da die gute Tante Hedwig auch, wie so Viele, in den Fehler verfiel, den Maßstab ihrer Erlebnisse, ihres Schmerzes an den eines Anderen zu legen. Sie bedachte nicht genug, daß Almas Herz zum ersten Mal in ihrem Leben einen großen Schmerz tragen sollte, und von ihm in einem Augenblick ereilt ward, wo dies junge Herz den süßesten Hoffnungen hingegeben war. Selten begriff diese Trostlosigkeit und verstand es, indem er Alma die letzten Grüße Waldemars überbrachte, ihrem Herzen, ihrem ganz gesunkenen Lebensmuth jene Stütze zu bieten, an welcher wir schwachen Menschenkinder uns am liebsten aufrichten: Hoffnung! Er ließ sie die Möglichkeit ahnen, daß Waldemar bei seinen Fähigkeiten und persönlichen Vorzügen in nicht gar zu langer Zeit würde das Ziel erreichen können, welches er sich gesteckt und welches ohne fremde Hülfe zu erlangen er fest beschlossen hatte. Dann vertraute er ihr an, daß sobald Waldemar eine sichere Stellung in der Welt gewonnen, er ihn adoptiren und ihm mit seinem Namen auch das kleine Vermögen überweisen würde, welches er sich erworben.

Je länger Selten zu ihr sprach, je ruhiger ward die vorhin so ganz Gebeugte, und am Schlusse seiner Rede lächelte sie den Tröster unter Thränen an. Sie hatte ja noch nicht erfahren, daß es keine Hoffnung auf Erden giebt, die eine sichere Bürgschaft in sich trägt, daß sie vielmehr dem Menschen nur beigesellt ist, ihn mit milder,

tröstender Hand über die Dornen und Abgründe auf seiner Bahn zu geleiten und, indem sie seinen Blick, seine Wünsche und Gedanken in die Ferne richtet, zu verhindern, daß er jene sehe und sich allzusehr an ihnen verletze!

Selten nahm Abschied von beiden Damen und verließ sie mit der Zuversicht, daß sie noch glücklichere Tage zusammen erleben würden. Er hatte eine Ahnung, Waldemars Geschick werde noch eine günstigere Wendung nehmen, obwohl er sich bei ganz ruhiger Ueberlegung eingestehen mußte, daß diese Hoffnung vielmehr in seinem festen Vertrauen auf eine höhere Güte und Gerechtigkeit begründet war, als sie es auf Wahrscheinlichkeit sein konnte; und dann — sind wir nicht immer geneigt zu glauben, was lebhaft zu wünschen uns so nahe liegt? Giebt es einen schlechteren Logiker als unser Herz? Seine Gründe und Beweise sind, leider! nur zu oft nichts als Trugschlüsse, die sich vor der Kritik der Vernunft als ganz unhaltbar erweisen, deren einschmeichelnde Beredsamkeit jedoch in den meisten Fällen den Sieg davon trägt. — Wir mögen in Gefühlssachen viel lieber glauben als wissen!

Bald nachdem Selten fortgegangen, trat Herr von Gardt bei den Damen ein. Tante Hedwig hatte es bis jetzt vermieden, ihn in Almas Nähe zu bringen, da sie ihn zu gut kannte, als daß sie nicht hätte wissen sollen, daß er nicht der Mann war, ein wundes Mädchenherz schonend zu behandeln, wenn es kein „fürstliches" war. Nach den ersten gewöhnlichen Begrüßungen sagte er, sich zu Alma wendend:

„Aber Cousinchen, wie siehst Du aus? — ganz bleich und verweint! — Ja, ja! ich begreife wohl, daß das eine recht fatale Enttäuschung ist, so auf dem Punkte zu stehen, Gräfin Meerhold und immense reich zu werden, und dann die ganze Geschichte wie eine Seifenblase zerspringen zu sehen! — ein verteufelter Streich! — Aber sei keine Thörin und gräme Dich nicht. Was gewinnst Du dabei? — nichts, als daß Du rothe Augen bekömmst und alle fraîcheur verlierst, gerade Deine größte Schönheit! — Noch gestern sagte mir Prinz Max: „cher Gardt, man sieht ja Ihre reizende Cousine gar nicht mehr, seit jener vom Himmel gefallene Graf in sein Nichts zurückgetreten ist? En vérité! es war mir recht ärgerlich, daß eine fremde Hand uns diese Rosen so sans façon vor der Nase wegpflücken wollte, die doch auf unserem Grund erblüht sind, und an denen ganz andere Augen als die seinen sich längst im Stillen ergötzten. In der That, mein lieber Kammerherr, Fräulein von Rosen ist ein wahres bouton de rose, wir müssen Sorge tragen, daß es nicht verpflanzt werde. Es wird sich hier wohl eine ihrer würdige Partie finden.“ — Sieh, Cousinchen, das sagten Seine Durchlaucht, und so denke ich auch.“

„Hättest Du je geliebt, so würdest Du mich mit solchen Aeußerungen verschonen, die mich in meinem Schmerz nur tief verletzen können.“

„Gott, wie tragisch! — bist Du wirklich so thöricht, nicht einzusehen, daß Du ein horrendes Glück hast, d'en avoir échappé belle! — Welch einen Scandal hätte

das gegeben, wäre diese ganze schöne Geschichte nach der Trauung offenbar geworden!"

„O, dann hätte mich doch nichts mehr von meinem Waldemar trennen können!"

„Ja, und dann hätte die „Frau von Nichts" mit dem „Herrn von Nichts" von Luft und Mondschein gelebt? nicht wahr? — Das ist vortrefflich in einem Roman, wo die Leute alle ohne Magen zur Welt kommen und wo sich immer à point nommé ein Sack mit Geld findet, ohne daß man weiß, wo er herkommt; aber, mein liebes Kind, in der Wirklichkeit muß ein Fräulein von Rosen, deren naher Verwandter den höchsten Personen attachirt ist, so vernünftig sein, nicht nach einem so chimärischen Glück zu trachten. Schlage Dir den Ex-Grafen aus dem Sinne und siehe zu, daß er durch einen soliden Baron ersetzt werde, dessen Eigenthum nicht durch die erste beste alte Sybille in Nichts verwandelt werden kann."

Alma antwortete ihm nur durch einen zürnenden Blick, und dankte dem Himmel, als Tante Hedwig des Kammerherren Aufmerksamkeit auf einen anderen Gegenstand leitete.

Frau von Rosen wünschte, wenn auch aus anderen Gründen, Almas Gemüth sich etwas kräftiger erhoben und der Zukunft mit mehr Muth entgegen gehen zu sehen; deshalb und weil sie die Welt hatte kennen gelernt, widerstrebte sie noch längere Zeit dem Ansuchen ihrer Nichte, sich mit ihr nach Rosenhoff zurückzuziehen. Sie wollte nicht die Einsamkeit des Landlebens gestatten, um nicht in dem jungen, verwundeten Gemüth den Stachel

des Schmerzes so tief sich eindrücken zu lassen, daß es in weichlicher Sentimentalität verkümmere; noch wollte sie, daß für Alma die Segnungen eines großen, gerechten Schmerzes verloren gingen, wenn dieser sich etwa an sich selbst in der Einförmigkeit auf Rosenhoff abnutzte. Sie sollte sich bekämpfen, ihr Leid wie ein geheiligtes Eigenthum ihres Herzens bewahren, es vor jedem profanen Auge verbergen lernen; sie sollte in diesem Kampfe innerlich stark werden und es über sich gewinnen, den Anforderungen der äußeren Lebensverhältnisse zu genügen, weil Frau von Rosen der Meinung war, daß man auf diesem Wege am besten zu der Ruhe gelangt, die erforderlich ist, um sich nicht mehr als nöthig von jenen beherrschen zu lassen.

Sie verfolgte freundlich, aber consequent diesen Weg und war immer mit einem Herzen voll Liebe zum Trost, zur Ermuthigung bereit, wenn der ungeprüfte Muth der jungen Seele ermatten wollte; und nur dann erst, als sich eine Person in Almas Lebensweg stellte, die ihrem Frieden auf unwürdige Weise Gefahr bringend werden konnte, setzte Tante Hedwig, sehr unerwartet, ihre Abreise nach Rosenhoff zu längerem Verweilen dort fest und reisete ab, belastet mit dem bitteren Tadel des Kammerherrn, der gerade diesen Augenblick dazu für möglichst schlecht gewählt erklärte; es steht jedoch zu vermuthen, daß dieser Vorwurf der Tante Herz am wenigsten schwer belastete.

Waldemar, der, dem Rathe des Ministers entgegen, keinen der vorgeschlagenen Namen wählte, hatte seinem Gefühl nach es am passendsten gefunden, denjenigen als

Eigennamen zu behalten, welcher ihm in der Taufe war ertheilt worden, an welchen sein Ohr gewöhnt war, und bei welchem ihn Alma so oft liebkosend genannt hatte.

Der junge talentvolle Mann war in möglichster Eile dem Continent entflohen und arbeitete unermüdlich in London im Bureau des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, wo Selten ihm durch seine früheren Verbindungen eine Stellung verschafft hatte, die, wenn er den Erwartungen entsprach, ihn seinem Ziele schnell zuführen konnte. Da seine Stimmung ihn für Alles unzugänglich machte, was andere junge Leute seines Alters ergötzte, er auch sehr sparsam mit seinen Mitteln haushielt, widmete er seine Mußestunden dem Erlernen der Sprachen, die ihm noch fremd waren. Er ließ sich hierbei von seiner Vorliebe für spanische Literatur, so wie auch für das Land, welches so große Geister erzeugte, leiten, nicht ahnend wie bald die schnellen Fortschritte in diesem Studium ihn in jenes Land selbst sollten versetzen helfen.

Die damaligen politischen Ereignisse, welche von Frankreich aus ganz Europa in Aufregung versetzten und den mit Riesenschritten Einhergehenden immer weiter schreiten ließen, brachten auch zwischen England und der pyrenäischen Halbinsel einen sehr lebhaften Verkehr hervor.

Man bedurfte zuverlässiger, kluger Leute, die unter der Firma unbedeutender Reisenden Ueberbringer wichtiger Unterhandlungen und scharfsinnige Beobachter zugleich sein konnten, und für die letztere Aufgabe besonders war die Kenntniß der dortigen Landessprache eine um so er=

wünschtere Fähigkeit, je seltener man sie fand. Waldemar war als heller Kopf, als tüchtiger Arbeiter bekannt, er besaß die für den Augenblick so wichtige Kenntniß der spanischen Sprache, aber — er war ein Fremder — und Niemand war da, der als Bürge für ihn gelten konnte. Waldemar setzte seinen Beschützer von all diesen Dingen in Kenntniß und Selten, dem in mehr als einer Hinsicht eine Reise nach England wünschenswerth war, entschloß sich schnell dazu. Er ordnete seine Angelegenheiten für alle möglichen Fälle, packte ein sorgfältig verborgenes Paquet Schriften in einen doppelten Boden seines Koffers, und begab sich nach England, nicht ohne vorher seine Cousine Ida besucht zu haben. Diese lebte in der größesten Zurückgezogenheit, einem Nachdenken überlassen, welches ihr hätte Frieden bringen können, wenn ihrem Geiste, ihren Kräften eine bestimmte Thätigkeit angewiesen worden wäre. Sie hatte es erlebt, wie gefahrbringend sorglose Ruhe, thatenloser Stolz werden könne und sie fühlte jetzt, daß ihr Leben keinen Zweck hatte und daß ihre gesammelten Erfahrungen einen nur auf sie beschränkten Nutzen üben konnten.

Die Gräfin entwarf tausend Pläne für eine Lebensweise, die ihrem jetzigen Bedürfniß zusagen konnte; da sie indessen sich früher so isolirt gestellt hatte und von ihrer Höhe nur mit jenem Blick herabgesehen, mit welchem ein fremder Reisender von einem Berge in ein unbekanntes Thal hinabblickt, ohne daß ihm der Gedanke kommt, sich dort näher umzusehen, einzudringen in die Beziehungen, in welchen die Leute dort unten zu einander

stehen, so war auch sie fremd und unbekannt, sobald ihr Gedanke sie der Sphäre entführte, in welcher sie so lange Zeit gelebt hatte.

Als Selten zu ihr kam, um für längere Zeit Abschied von ihr zu nehmen, theilte ihm die Gräfin unter den vielerlei Entwürfen, welche sie zu einem neuen Lebensplan gemacht, auch den mit, sich in die Schwestergemeinde zu Gradau einzukaufen. „Dort, sagte sie, hoffe ich früher als sonst wo, zu jener stillen Resignation zu gelangen, die, ich fühle es, mir noch sehr mangelt. Dort werde ich thätig und nützlich sein können und den Frieden erlangen, der, wie alle Schriften, die ich in der letzteren Zeit über diese stillen Gemeinden gelesen habe, versichern, ein Hauptbestandtheil ihres Wesens sein soll."

Selten schwieg und dachte eine ziemliche Weile nach, bevor er antwortete:

„Ich fürchte zwar, liebe Ida, daß Dein Urtheil, als Resultat des Gelesenen nicht in dem richtigen Verhältniß zu Deinem innern Bedürfniß steht; allein als Versuch möchte ich Deinen Gedanken nach Gradau zu ziehen, nicht geradezu tadeln, nur bitte ich Dich dringend: binde Dich an kein neues, Dir ganz fremdes Verhältniß. Begieb Dich als Kostgängerin in das dortige Schwesterhaus, und findest Du nach einem halben Jahre dort Alles so daß es Deinen Wünschen, Deinem Bedürfniß wie Deinen Erwartungen entspricht — nun, dann kannst Du ja der Gemeinde beitreten, der Du mit Deinem Vermögen sicherlich ein eben so wünschenswerthes als willkommenes Mitglied sein wirst. Ich würde Dir jedoch rathen, von

diesem Vorhaben nicht eher etwas verlauten zu lassen, als bis Du Dich mit eignen Augen von der Wahrheit der gelesenen Lobpreisungen überzeugt haben wirst. Versprich mir das fest." Ida schlug bereitwillig ein in die dargebotene treue Freundeshand, froh nicht halb so viel Einwendungen begegnet zu sein, als sie deren von Seiten ihres Vetters fürchtete.

Dieser bot sogar gefällig die Hand dazu, Idas Plan bald in das Werk zu richten, indem er sich dazu verstand, selbst an den Bruder Vorsteher zu schreiben. Er that dies in einer Art, die seine Cousine weder zu einem späteren Schritt, noch zu einem Opfer nöthigte, und bat nur um Aufnahme für den nahe bevorstehenden Sommer unter Angabe solcher Gründe, die als genügende Motive gelten konnten und die Gräfin vor indiscreter Neugier sicher stellen mußten. Da ein sehr bedeutendes Kostgeld geboten wurde, reiste Selten mit der Ueberzeugung ab, es werde von jener Seite seiner Verwandten keine Schwierigkeit entstehen.

In der That erhielt die Gräfin nach einigen Posttagen folgenden Brief:

„Geliebte Schwester in Christo!

„Das Schreiben Deines Anverwandten hat, nachdem ich es der Brüder- und Schwestergemeinde vorgelegt, freundlichen Anklang gefunden, da der Geist in uns sich Dir nicht entgegen geäußert hat."

„Du wirst uns Allen willkommen sein, die wir dem Herren leben und den Menschen gern und willig die Hütte des Friedens und der Eintracht erschließen. Komm

also, Freundin Ida, und siehe Dich um in den Räumen unsrer stillen Welt, deren Ordnung und Gesetzen sich zu unterwerfen, oder vielmehr sich zu fügen ein Leichtes ist, da sie zu den Pforten des Lichtes führen.

„Du bietest uns ein Kostgeld, welches, als solches, anzunehmen uns unsre Gesetze verbieten. Wer in Einfachheit, Enthaltsamkeit und Demuth die Wege des Herrn wandelt, den locket der Teufel Mammon nicht, der den Kindern der Welt oft Schätze zuwirft, sie daran in sein Reich zu ziehen. Da indessen alle Gabe kommt vom Herrn, dem Geber aller Gaben, so wäre es eitel Hochmuth oder Kleinmüthigkeit, wollte die Gemeinde die Deinige verschmähen. Das Kostgeld für eine Kostgängerin des Schwesterhauses beträgt nur ein Drittheil der von Dir gebotenen Summe; die übrigen zwei Drittheile sollen zum Frommen entfernter Brüdergemeinden verwendet werden, die da nicht scheuen die Fluthen des Meeres, noch die Keule des wilden Indianers, noch die unwirthlichen Ufer fremder Welttheile, um den armen Heiden des Lammes unschuldsvollen Geist und sein heiligendes Wort zu bringen.

„Dieser Geist sei auch mit Dir, Freundin Ida, und geleite Dich zu uns.

Der Vorsteher, Bruder Weber."

Ida war auf sonderbare Weise von der ihr so neuen Redeweise dieses Briefes berührt. Noch niemals hatte ein ihr fremder Mann sie so angeredet; noch niemals war ihr ein solcher in so einfacher und dennoch so gebietender Weise entgegengetreten. Es war ihr zu Muthe,

als sollte auch sie eine Reise antreten in eine neue nie geahnte Welt. Aber eben in dieser neuen hoffte sie Befriedigung und Ersatz zu finden für Alles, was die gewohnte alte ihr entweder nicht geboten, oder auch, was sie sich in ihr Schlimmes bereitet hatte. Wenn die lange Gewöhnung sich stieß an der so ganz ungewohnten Form dieses Briefes, so beschwichtigte sie ihr verletztes Gefühl mit dem Gedanken: es ist ja eben nur Form anderer Art, und diese Form am Ende die weit bessere, da sie den Stempel der Wahrheit und der Einfachheit trägt, während die andere, freilich weit gefälligere, nur zu oft Trug und Hinterlist verbirgt; und Wahrheit — die eben in ihrem vollsten Glanze sehen und erkennen zu lernen, thut mir Noth.

Nachdem sie alle nöthigen Vorkehrungen getroffen, reiste die einst so gefeierte Gräfin Meerhold, in einfache Trauerkleider, die sie nicht mehr abzulegen entschlossen war, nur von ihrer getreuen Dienerin begleitet, nach dem freundlichen Gradau ab.

Sie fühlte sich hier sehr angenehm von dem Geist der Stille und Ordnung angesprochen, der unverkennbar Allem seinen Stempel aufgedrückt hatte. Dieses Gefühl ward noch erhöht durch die große Sauberkeit, die ihr aus jedem Hause entgegenstrahlte. Die eigenthümliche Tracht der Frauen gab diesen in Idas Augen eine Anmuth, welche sie, wie sie wähnte, bisher noch niemals in so hohem Grade erblickte. Genug, sie war erfreut, bezaubert von Allem, was sie in den ersten Tagen ihres Dortseins wahrnahm, und fast noch niemals hatte sie

eine Aeußerung mit so strengem verweisenden Blick aufgenommen als die, welche das unbefangene Mädchen sich nach einigen Tagen beim Auskleiden ihrer Herrin erlaubte, indem sie sagte:

„Haben die gnädige Gräfin sich hier schon überall umgesehen?" Ida nickte. „Auch in dem Bruderhause?" — „Behüte, war die Antwort, es darf kein Frauenzimmer dasselbe betreten."

„Wer möchte auch wohl Lust haben in die häßliche große Mäusefalle zu gehen, die von so widerwärtig aussehenden Menschen bewohnt wird. Wie verschieden doch die Welt ist! wenn ich mir die hübschen, geputzten Berliner und Pariser Herrn vorstelle und sie mit diesen sauertöpfigen Gespenstern vergleiche!" —

„Du sprichst wie eine Thörin; entgegnete die Gräfin mit zürnendem Tone. Jene dem Leichtsinn und den Leidenschaften ergebenen jungen Leute wären glücklich zu preisen, wenn man sie mit Männern vergleichen könnte, die solchem sündlichen Treiben fremd sind. Mir gefällt der Ernst und die Würde der hiesigen Männer, wenn ich auch zugebe, daß ein junges Mädchen wie Du sie nicht bezaubernd findest. Aber, meine gute Jeannette, die Männer, die am meisten zu bezaubern geeignet sind, dürften selten fähig sein, uns wirklich so zu beglücken, wie die Quäker und Herrnhuter ihre Frauen, denen sie durch ihre Tugend und Frömmigkeit eine glückliche Ehe bereiten." — Um Jeannettens hübschen Mund schwebte ein ungläubiges und schelmisches Lächeln und sie fuhr fort:

„Nun, mit der Tugend der Männer mag es wohl

überall etwas schwach bestellt sein; denn ich weiß am besten, daß ein neues Gesicht in Paris, in Berlin und auch in Gradau sie in Anfechtung versetzt, wovon der blaue Fleck hier Zeugniß ablegen kann, den mir der fatale Mensch mit der rothen Nase gezwickt hat, dessen hübsche Frau so bleich und verweint aussieht. Schon seit zwei Tagen verfolgt mich derselbe mit seinen abgeschmackten Reden, von denen ich den Sinn nie klar verstehen kann, außer wenn er mich „ein schmuckes Mägdlein" nennt, welches verdiente ein Mitglied der frommen Herde des himmlischen Lämmleins zu werden. Er will mich mit Gewalt „in die geheime Pforte geleiten, die zum seligen Schauen führt" und mir durchaus den „Bruderkuß" geben, wie er sagt, und als er dazu wirklich Anstalt machen wollte und mich um den Hals faßte, schrie ich laut — da kniff er mich tüchtig hier an dieser Stelle und sagte, jämmerlich die Augen verkehrend: „O Kind der Sünde! wie liegst Du noch in den Banden des Bösen, daß Du Dir Arges denkest beim keuschen Kusse eines Bruders in Christo. Was sagen die gnädige Gräfin zu solcher Frömmigkeit? mir kommt sie sehr verdächtig vor!"

„Und Du mir sehr vorschnell in Deinem Urtheil, über Menschen, deren Werth Du nicht zu würdigen verstehst, weil sie Dir in ungewohnter Weise erscheinen. Du hättest gewiß durch größere Sittsamkeit in Deinem Aeußeren und Benehmen der Prüfung entgehen können, welcher Dich der würdige Mann, freilich auf sonderbare Weise, unterworfen hat, um die Reinheit Deiner Gedanken zu ergründen."

„Dann wundert mich nur die Heimlichkeit und das scheue um mich herumschleichen, wenn er sich nichts Arges dabei denkt.“

„Schweig!“ gebot die Gräfin sehr ärgerlich, und Jeannette schwieg, jedoch nicht ohne verwundert den Kopf zu schütteln über eine Art der Vertheidigung von Seiten ihrer Herrin, die ihr bisher neu war.

Während der ersten Monate überließ sich die Gräfin ohne nähere Prüfung dem in mancherlei Weise ihrem Gemüth wohlthuenden Eindruck, den der Anblick stiller Thätigkeit, einfacher Frömmigkeit, geregelter Ordnung auf sie machte. Am meisten erfreute sie sich an dem Besuch der dortigen Erziehungsanstalt, wenn es ihr gestattet wurde, in den Freistunden den Spielen der Kinder zuzusehen. Der Wunsch, selbst Theil zu nehmen an der Ausbildung dieser jungen Wesen, entstand so lebhaft in ihr, daß sie nur ihm nachhing und über diesem Gedanken grübelnd die unbefangene Wahrnehmung verlor, um auch in dieser Zusammengesellung verschiedener Menschen, aus denen die ganze Gemeinde bestand, die große Mangelhaftigkeit auffassen zu können, die ihr inne wohnte. Ein Vorwurf, den jede menschliche Institution treffen muß, der das schöne Element einer vernünftigen Freiheit fehlt. Aus diesem anfangs freilich unerkannten Grunde fühlte Ida sich bei den Kindern am wohlsten, weil eben diese gerade so vieler Freiheit dort genießen, als ihrem Bedürfniß Noth thut. Hätte sie nicht Selten so bestimmt versprochen, sich nicht zu übereilen, sie würde in ihrer innern Unruhe sicherlich sehr bald ihren

Wunsch, der Gemeinde beizutreten, an den Tag gelegt haben.

Da er in ihr jedoch fest zum Entschluß gereift war, näherte sie sich den Gemeinde-Mitgliedern immer mehr und ward bekannt in mancher Familie. Sie trat eines Abends bei einer sehr freundlichen Wittwe ein, die mit ihrer einzigen Tochter, einem sehr lieblichen Mädchen von etwa zwanzig Jahren, sie stets mit großer Herzlichkeit bewillkomneten. Beide Frauen hegten wahre Zuneigung zu der hohen, oft so trübe gestimmten Frau, ohne jemals, wie die meisten andern Herrenhuterinnen des Schwesterhauses, durch versteckte Fragen oder Anspielungen in ihr Geheimniß eindringen zu wollen. Sie waren überhaupt feiner und gebildeter, und besonders trug die Mutter unverkennbare Spuren jener Bildung und Sitte, die nur die größere Welt zu geben vermag, welche aber durch lange Gewöhnung an die herrenhuterische Form und Weise, sich so sehr vereinfacht hatte, daß sie sich nur noch in so fern geltend machte, der Gräfin das ungewohnte „Du", so wie die sehr gemessene Ruhe im Benehmen, in der liebenswürdigsten Form zu bieten.

Sie fand Mutter und Tochter in so ungewohnter Aufregung, die, allen Bemühungen zum Trotz sie zu unterdrücken, dennoch in jeder Miene, in jedem Worte hervortrat, daß Ida sich der theilnahmvollen Frage nicht erwehren konnte: „ob ihnen etwas Ungewöhnliches begegnet und ihr Besuch ihnen etwa störend sei?" Des jungen Mädchens Augen füllten sich plötzlich mit Thränen, die unaufhaltsam über die Wangen auf ihre fest gefaltenen

Händen rollten, während die Mutter, mehr Herrin ihrer Gefühle, die Frage erwiderte, indem sie einen Blick des tiefsten Mitleids auf ihre Tochter warf.

„Du findest uns, Freundin Ida, in einer Verfassung, welche den Anforderungen schlecht entspricht, die unser Glaube und unsre Gesetze an unsre Unterwerfung macht. Meine Hanna, die einzige Freude meines Lebens, soll ich verlieren, um sie nie wiederzusehen!" — Hier brach Kraft und Stimme der Mutter und sie mußte schweigen, um das Gefühl nicht ganz ihrer Herr werden zu lassen.

„Wie das, gute Frau Jacobine? wie das? — dürft und wollt Ihr, so laßt mich Theil nehmen an dem, was Euch so sehr zu bewegen scheint."

„Hanna soll einem Manne angehören" erwiderte Frau Jacobine gefaßt.

„Nun das ist doch kein so großes Unglück, denn wenn sie nicht will, so darf sie ja, wie ich gelesen, ihn ausschlagen."

„Das Loos hat über sie entschieden, und da sie schon zweimal so unglücklich gewesen ist, sich dem Loose nicht unterwerfen zu können, so bleibt ihr jetzt nur noch die Wahl, entweder den Mann zu wählen, welchen das Loos ihr beschieden, oder dem Ehestande für immer zu entsagen."

„Ein hartes Loos allerdings, erwiderte die Gräfin, wenn das Herz noch jung und von den Täuschungen, welchen es unterworfen, noch nicht zurückgekommen ist! — wenn ihr nun auch der Mann selbst noch unangenehm ist!" — Hanna seufzte schwer, und ihre kleinen Hände preßten sich noch ängstlicher an die jugendliche, so tiefbewegte Brust.

„Sie kennt ihn gar nicht,“ — antwortete die Mutter.

„Unmöglich! rief Ida voll Erstaunen; unmöglich! — wie kann man einen Mann heirathen, den man nie gesehen? — Wo lebt er denn?“

„In diesem Augenblick ist er noch in England, allein er befindet sich unter der Zahl derjenigen, die zu Missionarien erwählt worden sind.“

„Und wer wählte ihn? — kann da keine Aenderung eintreten?“

„Die Brüder sagen, versetzte die Mutter, indem ein Zug von Bitterkeit ihren sonst so freundlichen Mund verzog, der Geist habe ihn bezeichnet, und diesem Geiste darf nicht widersprochen werden.“

„Aber warum hat Hanna nicht einen der beiden ihr früher Beschiedenen gewählt?“ — Die Genannte schauderte unwillkürlich zusammen. „Der Bruder Weber schien ihr, so freundlich er auch war, nicht alt genug, um ihn als Vater verehren zu können, und nicht jung genug, um ihm willig die Hand als Gattin zu bieten. Und der Andere — war Wittwer von Hannas bester Freundin, von deren stillem Leid sie Zeugin gewesen; da hatte sie wohl nicht den Muth, in die Stelle der Heimgegangenen zu treten. — Sie würde sicherlich gern einem ewigen Jungfrauenstande entgegen gehen, stünde sie nach meinem Heimgange nicht so ganz allein!“

„Unter Brüdern und Schwestern allein?“ — wiederholte Ida nicht ohne einen leisen Vorwurf im Ton ihrer Stimme.

„Ach ja, so heißen sie — und Du hast Recht, Freundin, mich zu strafen — es ist nicht gut, Vieles und

Unnützes zu reden, wo nichts mehr zu ändern ist. — Doch mich dünkt, ich höre kommen, fuhr Frau Jacobine ängstlich fort; Hanna, meine Tochter, schiebe schnell den Riegel vor und kühle Dir die Augen, damit die Spur der Thränen sich verwische."

Die Tochter that wie ihr geboten, während die Mutter leise und behende sich etwas im Zimmer zu schaffen machte, sichtlich bemüht, durch diese äußere Thätigkeit das Gespräch abzubrechen und es auf andere Gegenstände zu leiten, indem sie zugleich ihren Zügen jenen Ausdruck der Ruhe und stillen Resignation wieder zu geben suchte, der ihnen gewöhnlich eigen war und welchen die mächtigen Wellen aufgeregten Gefühls so sehr erschüttert hatten. Ein langsamer, schlürfender Schritt ließ sich am Eingange des Corridors hören, an dessen äußerstem Ende Jacobinens zwei kleine Stübchen lagen. Räuspern und Husten ertönte näher.

„Es ist der Vorsteher Bruder Weber," sagte Hanna, indem ihr hübsches Gesicht einen Ausdruck tiefen Widerwillens zeigte, den sie zu verbergen sich vergebens bemühte. — Ohne sich selbst recht bewußt zu werden, was sie dazu antrieb, sagte die Gräfin dringend:

„Könnte ich nicht fortgehen, gute Frau Jacobine, bevor der Vorsteher kömmt, und ohne daß er mich bemerkt?" Sehr leise erwiderte diese:

„Es geht kein anderer Ausgang aus diesem Zimmer als aus dieser Thür." — „O, dann erlauben Sie, daß ich indessen in das Nebenstübchen schlüpfe, ich will mich so ruhig verhalten wie irgend möglich."

Und noch ehe Jacobine eine Einwendung machen konnte, eilte die Gräfin nach der Thüre; Hanna ließ sie in das nette Schlafstübchen eintreten und flüsterte ihr zu: „ach dürfte ich bei Dir bleiben, Freundin Ida, wie gern!“

Kaum war die Gräfin in ihrem Versteck, so klopfte es auch schon, und die nicht wohltönende Stimme des Bruder Weber ließ sich vernehmen.

„Oeffne, Schwester Jacoba, ich habe mit Dir zu reden.“ — Er trat ein. „Wie kommt es, daß Du Dich verschließest, als hauseten draußen Wölfe und gingen um, die Lämmer zu fahen in dem Hause des Friedens und der Unschuld? — dessen Thüre immer offen stehen sollte, auf daß ein Jeglicher sich erbaue an dem Treiben und gottseligen Walten Derer, so darinnen sind. Denn das Gute sucht das Licht uud nur das Böse verbirgt sich und suchet die Finsterniß.“ — Jacobine schwieg zu dieser Rede, deren letzte Worte von einem hämischen Seitenblick begleitet waren. — Die Gräfin stand noch an der Thüre, die im oberen Felde einen viereckigen Ausschnitt hatte, vor welchem ein leichter Vorhang von Mousseline befestigt war, der die Dahinterstehende verbarg, ihr jedoch den Blick in das erleuchtete Zimmer gestattete. Es war ihrem Zartgefühl peinlich als Horcherin dazustehen und dennoch durfte sie nicht wagen, sich von der Stelle zu rühren, da sie leicht in dem ihr fremden Zimmer und in völliger Dunkelheit an etwas stoßen und ein Geräusch verursachen konnte, was ihr wie den beiden anderen Frauen sehr große Verlegenheit bereitet hätte.

„Wo ist das Mägdlein Hanna? — an sie habe ich

mich hauptsächlich zu wenden; — doch siehe, da bist Du ja, meine Schwester; ich begrüße Dich mit dem Kusse des Friedens!“ — Hanna wußte durch eine geschickte Wendung dem angedrohten Kusse in so fern zu entgehen, daß er nur ihre Stirn traf. Jacoba schob dem Vorsteher einen Stuhl hin, so daß sein Gesicht sich dem Orte zuwandte, wo die Gräfin stand; diese sah ihn sich setzen und sich mit sehr gespreiztem, aber dabei gebieterischem Wesen an die Mutter wenden, die er mit einem lauernden Blicke betrachtete, indem er sprach: „Mir schien als seist Du beschäftigt gewesen, als ich eintrat, mit irgend einem häuslichen Geschäft; laß Dich nicht stören, Schwester, und thue so, als wäre Dein Bruder gar nicht hier. Ich will Deines Kindleins schon wahren und Worte der Erleuchtung fließen lassen in ihre Seele, die mir nicht mit Freudigkeit gesegnet zu sein scheint. Ihre Augen sind trübe und verkünden nicht Wohlgefallen an der Kunde, daß der Geist ihr gnädig gewesen und ihr Loos gekettet hat an das eines Erwählten. Aber das Auge der Thorheit und der selbstsüchtigen Liebe erkennt nicht die Wege der Weisheit! Der Mutter Thränen über eine kurze Trennung von dem Schooskinde ihrer irdischen Zärtlichkeit hat der Tochter den Aufblick getrübt zu der Höhe, zu welcher sie gelangen kann, wenn sie dem Erwählten folgt, der da bringen will das Manna des ewigen Lebens denen, die da dürsten und hungrig sind.“ —

„Vielleicht, entgegnete Hannas Mutter, würdest Du die Sache aus einem andern Gesichtspunkte betrachten,

hätte der Herr Deiner Ehe nicht den Segen versagt, den er der meinigen gewährte."

„Des Herrn Wille sei gepriesen und auch in dieser Versagung erkannt, erwiderte der Vorsteher; — aber, fuhr er fort, diejenigen, denen die Erinnerung an die verlassenen Fleischtöpfe Egypti Herz und Gedanken abwendet von der Beschauung des einigen Lämmleins, die können dem Herrn auch nichts willig zum Opfer bringen! Auch Du, Schwester Jacoba, hast Dich noch nicht gänzlich losgesagt von den Banden der eitlen, der sündigen Welt, die Dich umfangen hielt, bevor Du eintratest in den Hafen, wo der Friede wohnt und die Liebe! Du folgest nur mit Seufzen dem Gebot des Geistes, der da will, daß Deine Tochter werde ein Werkzeug in der Hand des Herrn. — Doch, mich dünkt, Du sagtest, Du wolltest einem Geschäft nachgehen; laß Dich nicht stören, Schwester, das Mägdlein soll Worte hören aus meinem Munde, deren Vorgeschmack bitter scheinen mag, deren Kern aber süß ist wie Honigseim."

„Du irrst, ich habe dergleichen nicht geäußert, auch habe ich kein Geschäft, was mich zu gehen nöthigte; willst Du jedoch mit meiner Tochter allein sprechen, so wäre es besser gewesen, dies aufrichtig zu sagen. Ich will Dir indessen diese Mühe ersparen und etwas von dem Backwerk holen, welches Du gern magst."

Frau Jacobine nahm ein Bund Schlüssel und begab sich hinaus, um das Erwähnte aus einer entlegenen Kammer zu holen.

Hanna, die sonst immer sehr ängstlich gewesen war, wenn ein Zufall oder eine absichtlich herbeigeführte Entfernung der Mutter sie mit dem Vorsteher allein zusammengebracht hatte, war es heute viel weniger, da sie in dem Gedanken an die Nähe der Gräfin eine große Beruhigung fand; sie schwieg jedoch und harrte der Rede, die, wie sie wähnte, dazu dienen sollte, sie das Glück würdigen zu lehren, welches sie erwartete. Auch der Vorsteher schwieg ein Weilchen mit anscheinend geschlossenen Augen, unter denen er aber zuweilen hervorblinzelte und verstohlene Blicke auf die Erwartungsvolle warf. Er hatte die Hände auf der Brust gefaltet und seufzte ab und zu. Endlich wendete er sich an Hanna und sie mit einer süßlichen Freundlichkeit anblickend, begann er leise, aber schnell und deutlich:

„Ich freue mich, meine liebliche Schwester in Christo, Dich so ruhig zu sehen; in der That, ich freue mich dessen sehr, denn ich entnehme daraus, daß der Geist, während ich hier weilte, thätig gewesen ist in Dir, Dich vorzubereiten zu dem allerdings nicht leichten Schritt die Mutter zu verlassen, die freundlichen Gespielen Deiner Jugend und das Land, dessen milde Sitte Dir Freude, Ruhe und Bequemlichkeit gewährte. Ja, ja, Du wirst des Muthes bedürfen, um an der Seite eines ernsten, etwas strengen Gatten die Mühseligkeiten einer langen, gefahrvollen Reise, und mehr noch, um den Aufenthalt unter rohen Heiden auf unwirthlichen Fluren zu ertragen, wo der Himmel über Dir Deine Decke und die Erde unter Dir Dein Lager sein wird!" — Hier schoß er wie-

der einen Seitenblick auf die arme Hanna, deren Kraft mit jedem Worte des leidigen Trösters immer mehr dahinschwand; allein noch bezwang sie sich und er begann von neuem: „Wir Menschen sind allzumal in Thorheit und Sünde geboren und wissen nicht zu erfassen den Stab Aaron, wenn er uns geboten wird, wir verwerfen ihn und müssen dann an dürren Stecken den Weg durchs Leben wandern! Hättest Du dem früheren Winke Folge geleistet — —"

„Ich murre ja nicht, sagte Hanna schnell, um den unwillkommenen Nachsatz zu verhindern. Wohl Dir, meine Schwester! dann wird das Bild, welches mir so eben vor die Seele trat, Deinen Frieden niemals stören — wohl Dir Du Auserwählte!"

„Von welchem Bilde sprichst Du?" fragte Hanna gespannt.

„Je nun, — ich sah Dich mit dem Auge des innern Geistes, waltend im häuslichen Kreise, hier in der Gemeinde und gedachte des Trostes, den es der Tochter gewähren müsse, der Mutter die Augen zudrücken zu können, wenn sie heimgeht."

„O, Du bist sehr grausam!" rief Hanna unter rinnenden Thränen.

„Ich grausam? erwiderte der Vorsteher, indem er seinen Stuhl nahe an Hanna rückte und ihre Hand ergriff, ich grausam? — der ich Dich auf Händen getragen hätte, wärest Du verständiger gewesen." — Hanna blickte ihn zweifelhaft an, indem sie mit unschuldsvoller Miene sagte: „Wozu dies erwähnen, da Du verheirathet bist und mein Loos entschieden ist, so oder so." —

„Entschieden? — freilich scheint es so; allein — wolltest Du hören auf den Rath des Freundes, Dich seiner Leitung überlassen — wer weiß wie sich noch Alles fügt!“ — Hanna sah ihn verwundert an und sagte leise: „Ich verstehe Dich nicht.“

Der Vorsteher rückte noch näher, und nachdem er etliche Male geseufzt, räusperte er sich und sprach: „Du weißt, Freundin Hanna, daß es dem Herrn gefallen hat, mir eine Gattin zuzutheilen, deren gebrechlicher Leib ein Raub des Siechthums, eine Beute der Schmerzen ist. — Er seufzte und blickte gen Himmel — „Der Arzt sagte mir noch kürzlich, ihr Leben werde bald zu Ende gehen. — Die Arme! Wenn sie mich verläßt, um einzugehen in den ewigen Frieden, dann Schwester Hanna, dann stehe ich wiederum allein! — Verstehst Du mich nun?“

„Wie kann ich das, da, wie Du am besten wissen mußt, mir jetzt nur die Wahl bleibt, dem Manne, welchem mich das Loos bestimmte, zu folgen, oder Jungfrau zu bleiben?“ — Der Vorsteher schwieg einige Augenblicke; ein verschmitztes, kaum bemerkliches Lächeln flog über sein Gesicht, und nachdem er dies wieder in die gewöhnlichen ernsten Falten gelegt, sagte er mit verzückter Miene:

„So spricht allerdings das Gesetz; aber Hanna, Du weißt noch nicht, wie mächtig der Geist wirket in dem Schwachen und für den Schwachen! — Du weißt nicht, wie mächtig das Gebet eines Erleuchteten spricht — zu dem Geiste, der sich auf ihn herabsenket! — Ich werde beten, Mägdlein Hanna, beten für dich, damit der Geist komme über mich in der nächsten Versammlung und mich

erleuchte um der Gemeinde darzuthun, daß es des Geistes Wille sei, das sanfte Licht Deiner Tugend und Deiner Schönheit — ich meine die Schönheit Deiner Seele — in der Gemeinde hier vorleuchten zu lassen! — Soll ich? Hanna, soll ich?"

„Du wirst das nicht bewirken, erwiderte die Gefragte, ungläubig den Kopf schüttelnd."

„Du ermangelst des Glaubens an meine Macht; doch ich werde Dir beweisen, daß ich selbst den Geist zu lenken vermag auf mein demüthiges Haupt, denn es wird geschehen, was ich Dir gesagt." Hanna erhob die frommen Augen zu ihm und sagte unter Thränen lächelnd: „Ach, wenn Du das bewirken könntest!"

„Vertraue und glaube! — Doch darfst Du gegen Niemand eine Sylbe äußern von dem, was ich Dir gesagt, das gelobe mir." — Sie legte versprechend ihre Hand in die seine. „Aber, fuhr er fort, gedenke auch des schönen Sprüchleins: Bete, auf daß Du nehmest, denn des Gebetes Frucht ist Dein! Wird mich die süße Frucht Deiner" — Liebe wollte er vermuthlich sagen — Frau Jacoba trat plötzlich ein und warf schnell einen prüfenden Blick auf Hannas erheitertes Gesicht und auf den so nahe gerückten Bruder Weber. Dieser saß mit geschlossenen Augen da und that, als höre und sehe er nicht; dann sich ermunternd sagte er: „Ei, siehe da, Schwester Jacoba, da bist Du schon wieder! In der That, Du bist eine flinke Hausfrau und verrichtest schnell und behende, wozu Andere vieler Zeit bedürfen."

„Mich dünkt, ich säumte lange genug. Da ich Dich nicht stören wollte, so" —

„Ach! die Stunden entfliehen wie Minuten, wenn man arbeitet im Weinberge des Herrn! — Nun, ich habe nicht umsonst das edle Reis des Glaubens und Vertrauens auf die schwankende Rebe des Kleinmuthes gepfropft. — Und nun laß uns von etwas Anderem sprechen. Dein Backwerk ist vortrefflich, Freundin, in der That köstlich! Ich habe nirgend besseres gegessen, und zweifle, daß auf den Tafeln der Reichen und sogenannten Großen ein köstlicheres Zuckerbrot genossen werde. Doch siehe, bei den Reichen und Großen fällt mir so von selbst die fremde Freundin ein, die seit kurzem unter uns lebt. Du kennst sie ja wohl schon näher, Schwester Jacoba? Ich hörte, sie besuche Dich öfter als die andern Schwestern; kanntest Du sie schon früher?" — „Nein, ich sah sie niemals vorher."

„Hat sie die Schleuse der Mittheilung vor Dir geöffnet? Hast Du vielleicht erfahren, was sie bewog unter uns zu erscheinen? sie, die das Haupt trägt wie eine Königin, sucht Die, welche in Einfachheit und Demuth wandeln? — das muß einen Grund haben!" Hanna ward unruhig, und Jacoba entgegnete ausweichend: „Mir scheint sie leidend und betrübt und mehr der Ruhe als der Mittheilung bedürftig."

„So, so! Hm! — indessen wäre es doch wohl gut, Du suchtest ihr Herz und ihren Sinn zu ergründen, auf daß nicht etwa ein räudiges Schaf sich einniste in die Heerde des unschuldigen Lämmleins. Du kennst ja die

Kinder der Welt, und weißt, wie sehr sie ausgesetzt sind den Fallstricken der Sünde, wie leicht sie ihr verfallen und deren Verderben ausbreiten, wohin sie den Fuß setzen. — Doch, fuhr er fort, als er bemerkte, daß Hannas Unruhe zunahm und Frau Jacobinens Gesicht Unzufriedenheit und Ungeduld ausdrückte — doch mag Freundin Ida wohl nicht zu denen gehören, denn sie trägt nicht den eitlen Prunk zur Schau, womit der Teufel die Seelen födert. Doch ist sie der Hoffarth noch verfallen; das sieht man an dem stolzen Blick und an dem Behagen, welches sie trägt an ihrer Dienerin, die da ist eine Belialstochter, eitel Fleischeslust und Eitelkeit! — Lieb wäre es mir, Du suchtest zu erfahren, weshalb sie bei uns eine Freistatt gesucht und hier zu bleiben gedenkt. Es wäre gewissermaßen Deine Pflicht, Schwester Jacoba." — „Was mir Freundin Ida im Laufe traulicher Gespräche ohne Zurückhaltung und ohne Geheimniß mitgetheilt hat, daraus brauche ich wohl kein Hehl zu machen; was sie mir jedoch geneigt sein könnte in besonderem Vertrauen zu sagen, das werde ich eben so wenig verrathen, als ich mich in ihr Geheimniß eindrängen werde; überdies weißt Du ja, daß wir uns nicht kümmern sollen um Dinge, die nicht zu den Pflichten unseres Berufes gehören."

„Weise gesprochen, sehr weise; auch meinte ich es ganz so. Nur muß ich als Vorsteher mich doch bekümmern um das, was in der Gemeinde vorgeht und ihr Bestes im Auge haben. In Rücksicht darauf, Schwester Jacoba, wäre es wohl gut, wenn der Sinn und das Gemüth der Freundin Ida sich zu uns wendete, wenn

sie eine der Unsrigen würde. Sie träte ein in die Gemeinschaft des Geistes, in die Schaar der Frommen und Demüthigen, die da trachten nach der Einfalt und Unschuld des Lammes, und die Gemeinde zählte eine Schwester mehr — und eine Schwester, die der Herr gesegnet hat mit den Gütern dieser Erde! Bedenke wie Du Dich verdient machen würdest, indem Du uns diese müde Wanderin einführst in die Wohnungen des Friedens und der Eintracht, wenn Du sie durch Deine Gabe der Rede dahin brächtest, den seidenen Rock der ihre hohe Gestalt umhüllt, gegen das bescheidene Kleid einer Schwester zu vertauschen! welcher Ruhm für Dich, welche Ehre, wenn eine so vornehme Frau die Welt verläßt um Herrenhuterin zu werden!"

„Als ich zur Gemeinde überging, entgegnete Frau Jacobine, indem ein Lächeln feinen Spottes ihren Mund fast unmerklich umschwebte, da mußte ich vor allen Dingen Demuth geloben. Ich bin nicht ehrgeizig, Bruder Weber!"

„Ganz recht und sehr zu loben, Freundin; doch sollen wir auch nicht versäumen Alles zu fördern, was unserer Gemeinde nützlich sein und ihr einen guten Namen machen kann, auf daß sie immer größer werde. Das bedenke!"— Der Vorsteher ging und erlöste drei sehr gepeinigte Wesen.

Beide Frauen begegneten sich in dem Gefühl, daß für den Augenblick Schweigen über das Vorgefallene das Beste sei, und Hanna war so verlegen, daß sie herzlich froh war, als die Gräfin nach einigen freundlichen Worten

sie verließ, indem sie vorgab, sehr ermüdet und der Ruhe bedürftig zu sein."

Ida konnte nicht umhin, in der so unwillkürlich belauschten Unterredung eine Mahnung zur Vorsicht zu erkennen, und nahm sich vor, sehr sorgfältige Beobachtungen darüber anzustellen, ob die größere Anzahl der Mitglieder dieser Gemeinde von ähnlicher Denk- und Handlungsweise wie der Bruder Weber, oder ob das Gute das hier überwiegende sei.

Sie erkannte des Schönen viel, fühlte sich durch manches angezogen, durch anderes wieder abgestoßen, und würde wohl früher mit sich und ihrem Urtheil im Klaren gewesen sein, wäre die große Schweigsamkeit und Behutsamkeit, welche dieser Sekte eigen ist, ihr nicht oft hinderlich gewesen.

Sie beschloß, Frau Jacobinens sehr sparsame und nur versteckte Andeutungen als Leitfaden zu benutzen und sich zu bemühen, das Vertrauen dieser ihr täglich liebenswürdiger scheinenden Frau bis zu dem Grade zu erwirken, daß Frau Jacobine ihr Aufschluß gäbe über das, was ihr unheimlich und dunkel erschien.

Drittes Kapitel.

Waldemars Schicksal hatte sehr bald nach Seltens Erscheinen in London eine für ihn erwünschte Richtung genommen, da die Schritte, welche dieser gethan, jede Bedenklichkeit beseitigten, indem er sein eigenes Interesse bei einem längeren Verweilen in der genannten Hauptstadt so klar dargethan, daß man in Seltens Person der sichersten Bürgschaft für Waldemar gewiß war. Da jedoch dies Interesse ein dieser Geschichte völlig fremdes war, so ist es unnöthig, den Leser davon in Kenntniß zu setzen.

Waldemar schiffte sich ein, begleitet von den Segenswünschen seines väterlichen Freundes und beauftragt mit so wichtigen Missionen, daß diese seine ganze Thätigkeit und seinen ganzen Scharfsinn in Anspruch nahmen. In mehr als einer Hinsicht war dies ein Glück für den jungen Mann, da es ihn nöthigte, seine Gedanken auf einen höchst wichtigen Gegenstand fest zu halten und da die Größe der Schwierigkeit bei diesem Unternehmen seine Thatkraft und seinen Ehrgeiz belebte und ihm eine beglückende Hoffnung, wenn auch noch in weiter Ferne, bot.

Selten verfolgte seine Zwecke, während sein Liebling denen Anderer diente und sie, allen Hindernissen zum Trotz, zu erreichen fest entschlossen war.

Eines Abends, als Selten etwas spät in seine Wohnung zurückkehrte, vernahm er unweit derselben tiefe Seufzer, und bald redete ihn eine Frau in sehr schlechtem Englisch an, um ihn zu fragen, wie sie am schnellsten und auf dem kürzesten Wege nach der .... Straße gelange. Die Stimme schien Selten nicht ganz fremd, und dennoch kannte er in London kein Frauenzimmer, welchem er in später Abendstunde hätte begegnen können. Er vermuthete daher, die Frage nach der Wohnung sei nur ein Vorwand zu einer Bettelei und mit einem kurzen „No“ gab er der Fragerin zwei Schillinge.

Seine Aufmerksamkeit ward jedoch sehr bald lebhaft erregt, als er die Frau mit unsäglicher Bitterkeit im Ton und in heftiger Aufregung die Worte in deutscher Sprache ausstoßen hörte: „Almosen? ich Almosen? dahin also hat mich der Nichtswürdige gebracht? und nicht einmal Rache nehmen kann ich an ihm? wie das nagt! — ohne Mittel, ohne Obdach, krank! — Ja — das will ich versuchen; vielleicht fange ich ihn doch noch in dem Gewebe seines eignen Truges. Dann, ja dann will ich gern sterben!“ Selten, von den Tönen seiner Muttersprache lebhaft angeregt, folgte der Sprechenden so schnell als möglich. Sie lief als wäre sie verfolgt; dann stand sie plötzlich wieder einmal still und holte tief Athem; doch nur auf kurze Augenblicke ruhte sie, als wolle sie sich erholen, dann aber setzte sie auf's neue ihren eiligen

Lauf fort. — Selten, von rein menschlichen Gefühlen getrieben, suchte die, wie es ihm schien, unglückliche Landsmännin zu ereilen, und nachdem er ihr durch viele Straßen gefolgt war, sah er sie vor einem sehr kleinen, unansehnlichen Häuschen stehen bleiben und eilig anklopfen. Er beschleunigte noch mehr seine Schritte und hatte die Fliehende erreicht; als man im Hause den schlürfenden, trägen Gang einer Person hörte, welche, mit Licht versehen, kam die Hausthür zu öffnen, indem sie in keifendem Tone Scheltworte hören ließ, wie Herumtreiberin, hergelaufene alte Hexe u. dgl. — Selten hatte an die nun ganz erschöpfte Frau so eben einige freundliche Worte gerichtet, in denen er ihr seine Hülfe als Landsmann anbot; sie fuhr jedoch wie vor Entsetzen ergriffen zusammen, als er ihr näher trat und sie nun deutlich die Töne seiner wohllautenden Stimme vernahm; sie ergriff den Klöpfel, ohne auf Selten weiter zu hören, und klopfte in erneuter Hast. — Die scheltende Stimme von Innen erhob sich noch mehr und schrie: „Geduld! Geduld! man wird sich doch nicht Hals nnd Beine brechen um so einer Continental-Ratte willen!“ — Es ward endlich geöffnet, doch ehe die unfreundliche Schließerin sich dessen versah, entriß ihr jene das Licht mit Hast, hielt es Selten dicht vors Gesicht, indem sie das ihrige bis unter die Augen mit ihrem Tuche bedeckte; im nächsten Augenblick aber stürzte sie bewußtlos in das geöffnete Haus, im Fallen das Licht auslöschend. — Die Wirthin gebehrdete sich wie eine Unsinnige und schrie bald „Hülfe! Diebe!“ bald schalt sie in den härtesten

Ausdrücken auf die Ohnmächtige. Selten bemühte sich, den Strom ihrer Worte zu unterbrechen; umsonst! Er tappte im Finstern umher, um sie zu erfassen und sie zu zwingen, ihn wenigstens anzuhören. Endlich gelang es ihm, ihren Arm zu ergreifen; er glitt an diesem herunter, und zur Hand gelangt, drückte er in diese den Zauberschlüssel, der den Mund eben so wohl schließt als er ihn öffnet. — „Ah so! — ja so! — ich verstehe. Ihr Gnaden sind kein Spitzbube!" — Selten gebot ihr, sie unterbrechend, so schnell als möglich Licht herbei zu schaffen und die ohnmächtige Frau in ein Zimmer zu bringen. Sie folgte eben so willig, als sie vorhin mürrisch gewesen war, dieser Aufforderung und brummte nur vor sich hin: „Nun, da bin ich doch neugierig, was das zu bedeuten hat! — Das wäre ein kurioser Geschmack! alt, häßlich und arm wie sie ist!" Das Licht ward bald gebracht und bei seinem Scheine erblickte Selten die Hingesunkene; er sah zu seinem Schrecken, daß diese sich bei ihrem jähen Falle wahrscheinlich an einen der Thüre nahe stehenden großen Tisch gestoßen und am Kopfe verletzt hatte. Als er sie aufhob, floß Blut über ihr bleiches, sehr abgemagertes Gesicht, dessen Züge Selten zwar nicht unbekannt schienen, in diesem Augenblick jedoch so entstellt waren, daß ihr Anblick seiner erwachenden Erinnerung nicht nachzuhelfen vermochte. Er wollte sie in das nächste Zimmer tragen und näherte sich diesem rasch, allein die alte Frau hinderte ihn daran, indem sie heftig ausrief: „For heaven's sake not in the bed-chamber!" (Ums Himmels Willen nicht in das Schlafzimmer) und

nach der gegenüberliegenden Thür zeigend, fügte sie hinzu: „in the parlour if you please.“ (in das Sprechzimmer, wenn es Ihnen beliebt). — Selten folgte mit seiner Bürde der erhaltenen Weisung, nicht ohne im Innern zu lächeln über das starre Festhalten an einer Sitte, die in dem vorliegenden Falle, wie in tausend anderen ähnlichen im schroffsten Widerspruch mit dem Bedürfniß des Augenblicks eben so wie mit den Verhältnissen steht. Das Aeußere der Frau so wie das Innere des Hauses verrieth zwar bei weitem nicht so den niedrigen Stand als es ihre keifenden Reden gethan hatten; dennoch war ihrer Person, wie dem, was sie umgab, der Stempel unwürdiger Armuth aufgedrückt.

In dem sogenannten „parlour“ befand sich kein Sopha, wohl aber ein alter Sorgenstuhl; in diesen Stuhl ließ Selten die Ohnmächtige nieder und forderte vor allen Dingen Wasser, um sich von der Beschaffenheit der Wunde zu überzeugen. Das Verlangte ward herbeigeschafft, und als die Wirthin, augenscheinlich mit großem Widerwillen, sich dem Abwaschen des immer mehr strömenden Blutes unterzog, kam nach einigen Minuten die Leidende zu sich. Sie schlug die Augen auf, blickte verwirrt umher, und als sie Selten ins Auge faßte, der mit der einen Hand ihren Kopf stützte, mit der anderen das Licht hielt, deckte sie beide Hände vor das Gesicht und rief fortgesetzt und mit der größten Heftigkeit: „Fort mit dem Manne! fort! — ich kann seinen Anblick nicht ertragen!“

Die Wirthin wollte ihr begreiflich machen, wie hülf-

reich ihr der fremde Herr schon gewesen; aber die Kranke schrie nur noch heftiger: „Fort! der Mann soll fort! — soll fort!“ — Selten winkte der Wirthin, ruhig zu sein, und entfernte sich, die Frau folgte um ihm zu leuchten, und draußen auf dem Hausflur sagte er dieser, sie möge einen Arzt herbeiholen, denn er befürchte, daß die Kranke durch den Fall sich sehr bedeutend am Kopfe verletzt habe, da sie im Delirium zu sprechen scheine; er werde morgen früh wiederkommen und sei zu jedem ihm möglichen Beistande bereit. Hiermit entfernte er sich, indem er der knixenden Wirthin dringend empfahl, der Leidenden Hülfe und Pflege angedeihen zu lassen, wofür er erkenntlich sein zu wollen versprach.

Seine Phantasie war lebhaft aufgeregt und seine Vernunft kämpfte an gegen eine Erinnerung, welche der Ton der Stimme jener Frau, so wie ein Zug um deren Mund, mit immer deutlicheren Umrissen in ihm entstehen ließen. Ihm wurde ganz unheimlich zu Muthe, wenn er sich seine Ahnung als Wirklichkeit dachte, und er konnte sich nicht erwehren, fast laut zu fragen: „Nemesis, wäre dies etwa Dein Werk? hast Du diejenige ereilt und sie mit Armuth und Körperleiden geschlagen, die in schnöder Habgier, wie in frechem Frevelmuth mit der Ruhe, der Ehre und dem Glücke so vieler guten Menschen ihr sündliches Spiel getrieben?“ —

Den folgenden Tag war Selten mehrere Male auf dem Punkt das gestrige Versprechen, sich um die Kranke zu bekümmern, zu erfüllen; aber jedes Mal ward er auf unvermeidliche Weise davon abgehalten; und so

mußte er seinen Vorsatz bis zum nächstfolgenden Tage verschieben.

Er machte sich ziemlich früh auf den Weg. An seinem Ziele angelangt, fand er die Sachen sehr geändert. Selten erfuhr, daß Mistreß Laurence nach Ausspruch des sogleich herbeigerufenen Apothekers — einen Arzt zu holen übersteigt die Mittel der Aermeren in London — eine starke Confusion im Kopfe bekommen habe und wenn das Irrereden nicht nach dem Tranke nachlasse, welchen er schickte, so würde sie spätestens in drei Tagen todt sein. „Nun muß ich Ihnen sagen, ehrenwerther Sir, fuhr die Alte fort, daß ein solches Ereigniß mein Haus in übeln Ruf und mich um alle Kostgängerinnen bringen würde. Weil Sie jedoch versprochen, gestern wiederzukommen, so wartete ich noch bis gegen Abend; da wurde aber der Zustand so schlimm, daß ich Anstalt machte sie in das Hospital schaffen zu lassen, wo sie sich seit heute früh um acht Uhr befindet. Ich habe gewiß nach Christenpflicht gethan und was habe ich davon? — nichts als ein kleines Köfferchen mit einiger Wäsche und Kleidungsstücken; aber Geld? — sie blies über ihre flache Hand — nicht das! Und so kommt sie nach London!“

„Hat das Frauenzimmer oder — die Dame — von Niemand Besuch erhalten?“ fragte Selten, der den ganzen Wortschwall der Wirthin überhörte.

„Die? Besuch? — sie war ja ganz fremd in London, und erst seit etwa vierzehn Tagen hier! — und dann, sie ist ja alt, arm und häßlich. Keine Seele war hier; sie ging aber alle Abend aus und kam dann immer trauriger,

immer mürrischer wieder: sie schrieb dann fast den ganzen Abend."

„Haben Sie etwas von der Dame Handschrift?" fragte Selten gespannt. — „O, in ihrem Koffer liegen eine Menge Papiere, ich denke von ihrer Hand."

„Erlauben Sie mir wohl, meine werthe Mistreß, diese zu sehen?" — „Mit Vergnügen, Sir, ich werde meine Aufwärterin rufen und den kleinen Kasten aus dem Schlafzimmer holen lassen."

Der Koffer ward herbeigebracht, geöffnet und nachdem die Wirthin mit geringschätziger Miene die wenigen Effekten aufgehoben hatte, fand sich auf dem Boden des Kastens ein Tagebuch. Selten nahm und öffnete es; aber kaum hatte er den Blick in dasselbe geworfen, so schoß ihm das Blut ins Gesicht, und er erschrack so sehr, daß er froh war, in der Nähe des Sorgenstuhls zu sein. Er saß eine ganze Weile still, die Hand über die Augen gelegt und in tiefes Sinnen versunken. Er überlegte, wie er sich am besten zu benehmen habe, um die so eben gemachte Entdeckung nicht zum Schaden derjenigen gereichen zu lassen, von welcher sie ausging, und sie dennoch von der anderen Seite in einem ihm näher liegenden Interesse zu benutzen.

Das Resultat seines Nachdenkens war, daß er vor allen Dingen der Wirthin sagte: er kenne die Eigenthümerin des Koffers, und halte es für seine Pflicht, diesen zu versiegeln; um jedoch die Mistreß hinsichtlich ihrer etwaigen Forderungen sicher zu stellen, würde er gegen einen Empfangschein deren Betrag bei ihr deponiren.

Nach einigen unnöthigen Einwendungen von Seiten der Frau geschah es, wie Selten es gewollt; er ließ sich den Namen des Hospitals noch einmal nennen und setzte sich dann in den ersten besten Fiaker, um sich dorthin fahren zu lassen. Er ließ den Vorsteher der Anstalt um eine kurze Unterredung bitten, in welcher er den Wunsch aussprach, die Kranke in ein besonderes Zimmer gebracht zu sehen und dort mit ihr eine Unterredung ohne Zeugen zu haben. Der Ober-Arzt, von den vorwaltenden Umständen und Verhältnissen unterrichtet, so viel als Selten nothwendig schien mitzutheilen, zeigte sich zwar sehr bereit, dem Ansuchen zu willfahren, fügte aber noch hinzu: der Zustand der Kranken scheine durch dauernde, heftige Gemüthserschütterungen, Anstrengungen und Mangel schon lange ein bedenklicher gewesen zu sein, und die Verletzung am Kopfe habe die Sache nur schneller zum Ausbruch gebracht. Er ging, um sich von ihrem jetzigen Befinden zu überzeugen, kehrte jedoch bald zurück und sagte kopfschüttelnd: „Da ist wenig Hoffnung vorhanden, daß selbst die größte Pflege den schwachen Lebensfunken nur noch vielleicht für wenige Tage werde erhalten können. Die Kranke dürfte wahrscheinlicher in den nächsten vierundzwanzig Stunden enden. Vielleicht kehrt Besinnung und Sprache noch kurz vor dem letzten Kampfe zurück, in keinem Falle darf ich es jedoch wagen sie in dem jetzigen Zustande in ein anderes Zimmer zu bringen."

„Dann, sagte Selten, muß ich hier in der Nähe bleiben, um den Augenblick abzuwarten, wo der Kranken vielleicht das Bewußtsein zurückkehrt, da es für mich von

der höchsten Wichtigkeit ist, sie noch vor ihrem Scheiden aus dieser Welt zu sprechen. — Ist hier kein Gasthaus in der Nähe?"

„Nur wenige Häuser von hier," war die Antwort, „ist eine Taverne, in der man wohl zur Noth einen Tag hinbringen kann, wenn man will oder muß; und sobald ein lichter Augenblick eintritt, lasse ich Sie davon benachrichtigen." Selten dankte dem gefälligen Herrn, gab seine Karte ab und ging. Wäre er weniger mit seinen eignen Gedanken beschäftigt gewesen, so hätte der gezwungene Aufenthalt in der Taverne ihm ohne Zweifel Stoff zu mannichfachen Beobachtungen liefern und vielleicht ein ihm ganz neues Feld der Erfahrungen darbieten können. Er war jedoch zu unruhig und bewegt, als daß es ihm auffiel, selbst ein Gegenstand des Erstaunens, der Neugier und der Beobachtung zu sein.

Selten wartete mit immer gesteigerter Unruhe bis zum Nachmittag, da erschien endlich ein Bote des Ober-Arztes, der ihn aufforderte, sich schnell zu ihm zu begeben. Er eilte und fand dem Doctor Smith bereit, ihn zu der Kranken zu führen, die, wie er sagte, ein sehr unglückliches, wenn auch tief gesunkenes Wesen zu sein scheine: „Denn, fügte er hinzu, obschon ich ihr auf ihr ausdrückliches Verlangen kein Geheimniß daraus machte, daß ihr Leben in der höchsten Gefahr schwebe: so hat diese Kenntniß keine milderen Gesinnungen hervorgebracht als die waren, welche ihre furchtbaren Phantasien verriethen: tiefer Haß gegen die Menschen, glühender Durst nach Rache, Wuth diese nicht befriedigen zu können; diese

aufregenden Gefühle verschlimmern ersichtlich ihren Zustand und vernichten jede, wenn auch schwache Möglichkeit der Genesung."

„Ist sie auf mein Erscheinen vorbereitet?" fragte Selten.

„Ja! — im Anfang, als ich behutsam erwähnte, daß Sie, werther Sir, sie zu sprechen wünschten, zeigte sie eine entschiedene Abneigung Ihren Wunsch zu gewähren; als sie einige Augenblicke nachgedacht hatte, forderte sie eine bestimmte Erklärung über ihren Zustand von mir, und als ich ihr hierin willfahrte, sagte sie nach einigem Zögern: „Nun wohl, dann soll er kommen; aber bald!" Also kommen Sie nun auch geschwind, denn die Stunden jener Unglücklichen sind, glaube ich, gezählt."

Selten betrat nicht ohne Grauen den Aufenthalt des Leidens, aber seine Erwartung war zu gespannt, als daß dies Gefühl nicht hätte jenes überwiegen sollen. — Der gefällige Dr. Smith hatte die Anordnung getroffen, daß die Kranke in einem etwas abgesonderten Raume lag und so wurde es für diese wie für Selten weniger peinlich, sich unter solchen Umgebungen ihre Mittheilungen zu machen.

Als Selten sich dem Bette genaht hatte, ward es ihm schwer, in dieser abgemagerten Gestalt, in diesen zerstörten Zügen jene Frau wiederzuerkennen, gegen welche er zwar stets einen tiefen, unerklärlichen Widerwillen empfunden, deren Aeußeres ihm jedoch nie unangenehm erschien und deren belebtes, geistreiches Mienenspiel er oft bewundert hatte. Er suchte nach dem mildesten Worte

zur Anrede an die Kranke; diese überhob ihn indessen dieser Rücksicht, indem sie ihn folgendermaßen anredete: „Ich würde Ihnen, Herr von Selten, den Triumph nicht gegönnt haben, mich in solcher Erniedrigung zu sehen, wüßte ich nicht: que vous faites votre métier de la vertu. Sie waren sonst wenigstens ein Schwärmer für Tugend und Edelmuth, zeigen Sie sich nun auch bereit, mir, wenn auch nicht als Beschützer, so doch als Rächer gegen einen Verhaßten zu dienen. — Unterbrechen Sie mich nicht mit ihren schönen Tiraden von Christenthum und Verzeihung der Beleidigungen, dieser Mondscheinphantasien schwacher Geister. Ich, eine Sterbende, fordere von Ihnen, daß Sie den Chevalier de St. Laurent, meinen Gemahl, aufsuchen, ihm sagen, daß ich mit einem Fluch über ihn diese Welt verlasse, daß er größere Qualen leiden wird als ich, wenn es eine Hölle giebt; denn er ist ein feiger Schurke, ein Nichtswürdiger, der nur Muth hat gegen Weiber, der jedoch flieht, sobald ihm selbst Gefahr droht. Mich hat der Schändliche verstoßen, mißhandelt! er wagt es, sich meiner zu schämen, die ich doch rechtmäßig seinen Namen trage! — Gehen Sie zu ihm, sagen Sie ihm, daß ich nicht sterben werde, ohne dafür zu sorgen, daß alle Tagesblätter von London es erzählen, wie der feine, der vornehmthuende Chevalier de St. Laurent eine Gattin hat, daß diese, aus Bicêtre entflohen, nach London gekommen ist, um von ihm, dem Theilnehmer ihrer Handlungen, mit um so größerem Rechte Schutz und Aufnahme zu fordern, als er sie die Strafe ihrer gemeinschaftlichen Thaten

allein tragen ließ; daß jedoch der Mann, der sich Chevalier nennt, keinen Tropfen ritterlichen Blutes in seinen Adern trägt, da er keiner der am wenigsten Thätigen war, als es galt die Güter der Adlichen in Frankreich an sich zu reißen, indem man das Beil der Guillotine in Bewegung setzte; daß dieser Mann des Truges, des Verbrechens es wagt, einen Platz in der Welt ohne mich einnehmen zu wollen, der mir, mehr noch als ihm, gebührt, und daß, während er sich mit feinen Manieren in den Gesellschaften von London brüstet, er seine Gattin dem Elende Preis giebt und sie in einem Hospitale sterben läßt!" Die mit ungezähmter Hast und Leidenschaft ausgestoßenen Worte hatten die Kranke so erschöpft, daß sie zurücksank und regungslos liegen blieb. Selten befürchtete, sie habe geendet, ohne ihm die so sehr ersehnte Auskunft gegeben zu haben; ein Zucken in den Händen verrieth jedoch, daß sie noch lebe, und als sie nach einigen Augenblicken die Augen wieder aufschlug, nahm er schnell das Wort, indem er sagte:

„Gnädige Frau! ich werde Alles was mir zu Gebote steht anwenden, um Herrn von St. Laurent zu dem zu vermögen, was seine Pflicht gegen Sie erheischt, das verspreche ich Ihnen; jedoch nur unter der Bedingung eines offenen Bekenntnisses Ihrer Mitwissenschaft von dem Aufenthalt der Wehmutter, welche Sie zu der Taufe des lebenden Knaben gegen den todten beredeten. Bedenken Sie in diesem ernsten Augenblick, daß Sie durch diese Entdeckung die Verwirrung und das Unglück, welches Sie damals, vielleicht — und ich will gern glauben gewiß — in

guter Absicht stifteten, lösen und mildern können. Lassen Sie wenigstens nicht die Gelegenheit entschlüpfen, hier, wo Sie es ohne Nachtheil für sich können, ein geschehenes Unrecht wieder gut zu machen."

„Wenn ich das auch wollte, erwiderte die Baronin, Bestimmtes kann ich Ihnen darüber nicht mittheilen." — Selten sah sie mit mißtrauischen Blicken an. „Sie glauben mir nicht, fuhr die Kranke fort, und dennoch ist dies wahr. Den einzigen Beweis, den ich für das Eine, was ich wußte liefern kann, ist hier in dieser Brieftasche, der andere für das, was ich nur weiß beruht nur auf einem mündlichen Bericht, und wenn Sie mir nicht glauben können oder wollen, hilft alles Reden zu nichts. — Hier ist ein Portefeuille, welches ich stets bei mir trug; öffnen Sie die Feder, links der dritte silberne Knopf, dann nehmen Sie den Brief mit dem Postzeichen „Trier"; behalten Sie ihn, denn mir wird er doch nicht mehr nützen. Ferner befindet sich ein kleines versiegeltes Paquet darin mit der Adresse an meine Wirthin hier in London, doch ersuche ich Sie, dies nicht eher als nach meinem Tode abzugeben."

„Es wird geschehen; aber könnten Sie mir sonst nichts mittheilen, was Licht auf das Dunkel der Geburt Waldemars werfen könnte? — ich bitte Sie, gnädige Frau, verhehlen Sie mir nichts!" Die Baronin sah den Sprechenden starr an, es war als wolle ein Lächeln des Spottes über die bleichen Lippen fliegen, aber es starb dahin noch ehe es geboren ward.

„Vor etwa zehn Jahren, sagte sie merklich schwächer

werdend, reiste ein Bekannter meines ersten Mannes von Paris nach Deutschland, und diesen ersuchte ich, sich in dem kleinen Dörfchen bei Trier nach der Frau Weise zu erkundigen und alle Ueberredungskunst anzuwenden um diese zu vermögen, meinem in jenem Briefe ausgesprochenen Wunsche zu willfahren; allein er kam nach längerer Zeit zurück, versichernd, er habe auf der Hin- und Herreise keine Mühe gescheut, den Ort zu erfahren wohin Frau Weise vor mehreren Jahren gezogen, jedoch vergebens, es wußte Niemand Auskunft zu geben."

Selten sah wohl ein, daß es unnöthig war, noch mehr in die Kranke zu dringen, und sein wohlmeinender Sinn half ihm seinen Wunsch unterdrücken, um sich der Sterbenden noch nützlich zu erweisen. Er fragte sie daher, ob sie noch irgend eine Anordnung getroffen zu sehen wünschte, im Fall ihr Zustand bedenklicher würde. Ein Zug unsäglicher Bitterkeit trat in ihr Gesicht; sie faßte krampfhaft die Bettdecke, dann blickte sie Selten zornig an: — „Bedenklicher? — Anordnungen? — wollen Sie meiner spotten? — Ich möchte wissen wie mein Zustand bedenklicher werden könnte, da wir beide sehr gut wissen daß ich sterben muß, und Anordnungen sind mit einer Bettlerin, wie ich bin, bald getroffen!" Sie wollte lachen, doch ein furchtbarer Krampf brachte sie dem Ersticken nahe.

Als sie wieder ruhiger geworden war, versuchte Selten, ob nicht irgend ein milder, tröstender Gedanke der ringenden Seele eine läuternde Empfindung einzuflößen vermöchte, und sagte mit freundlichem Ernst:

„Daß Sie den Tod nicht fürchten, überrascht mich

bei einem Geiste wie der Ihrige nicht; aber ich wünschte Sie möchten diesen ernsten Uebergang auch mit Vertrauen auf die höchste Liebe und Barmherzigkeit thun können. Ich wünschte Ihnen etwas mehr Ruhe."

„Nun, daran wird es wohl nicht fehlen, wenn dieser letzte Akt ausgespielt und der Vorhang gefallen sein wird."

„Gefallen? — ich denke vielmehr gehoben wird er werden, vor jener Zukunft, in der das Unbegreifliche klar und jeder Zweifel gelöst werden wird!"

„La mort, c'est le néant! — sagte ein großer Mann, der das Leben erkannte."

„Wehe ihm und Allen, denen er Herz und Sinn verdorben mit seinem Unglauben. — Wissen Sie, ob seine letzten Augenblicke nicht sein ganzes Trugsystem über den Haufen geworfen haben? Die Wahrheit, dieser wirklich göttliche Funke, zündet ihr heiliges Feuer oft noch vor dem brechenden Auge des Gottesläugners an, wenn dies früher ganz geblendet war im Dienste seines trügerischen Geistes. Möchte auch Ihnen, unglückliche Frau, der Blick klar werden!"

„Schweigen Sie, unterbrach ihn die Kranke mit Unruhe; wozu mir eine Ueberzeugung aufdringen wollen, die mir jetzt nichts mehr bieten kann? — Ich bin kein Kind und kann solchen Kinderglauben nicht hegen. Was da war, ist vorbei; aber es war doch — wer kann sagen was da sein wird? — Müßte ich glauben, würde ich auch manches bereuen müssen — und wozu? Geschehenes ist ja nicht zu ändern! — oder könnte noch etwas andres werden? — aber — wie soll ich? — ich kann ja nicht

glauben — was ich ein ganzes Leben hindurch verspottet habe. — Glauben! — glauben! — was sagt dies Wort nicht Alles! — ich glaubte ja auch! — Wer kann behaupten, ich hätte das Falsche geglaubt?" —

„Wenn das, was Sie Ihren Glauben nennen, Sie beglückte, Ihnen innern Frieden gab, dann haben Sie auch das Rechte geglaubt und — gethan!" —

„Nein — nicht Ruhe, nicht Glück und nicht Frieden habe ich gehabt, aber Genuß — doch nein — auch den nicht! — O, das Leben ist ein falsches Gaukelspiel und wir sind Alle die Betrogenen. — Ich will nicht weiter denken — Sie verwirren mich. — Doctor, hören Sie — kann ich genesen? — Es wäre gut — vielleicht" — Ihre Gedanken wurden unklar und sie verfiel in einen Zustand halber Bewußtlosigkeit. „Ja! — ja, ich werde wieder anfangen zu leben, dann will ich auch anfangen zu glauben — vielleicht lerne ich dann auch beten! — Fort, schändlicher Waldern! — ha! bist Du auch todt? — Du willst mir sagen, wie es dort ist wo Du jetzt bist? — Sprich — wie? — Es ist fürchterlich? — Ach! helft mir! — helft! ich will nicht sterben — ich will ja glauben — wer lehrt mich denn glauben? — Das nützt zu nichts, sagt ihr? — Handeln nach dem Glauben, das nützt? — ach! wer das könnte! —"

In immer ängstlicheren Reden gaben sich die Bilder kund, welche eine gequälte Seele wohl foltern mögen, wenn kein freundlicher Genius an dem letzten Lager weilt, bereit sie sanft von den mächtigen Banden zu entfesseln, welche die Psyche an die Erde ketten. Als weilten

alle Geister der Finsterniß an diesem Sterbebette, so finster und wild waren die Leidenschaften, welche diese Züge umnachteten. Kein milder Strahl einer beseligenden Hoffnung minderte die Qual des leiblichen Todes. Keine Stimme sprach in dem brechenden Herzen für eine Fortdauer, für eine höhere Vollkommenheit. — Endlich, nach langem Kampf, erfaßte der Tod mit eisiger Hand seine Beute — sie hatte geendet.

Tief erschüttert kehrte Selten spät am Abend in seine Wohnung zurück. — Hatte er je gefühlt, wie segensreich ein reiner, lebendiger Glaube zu werden vermag, so war es an dem Lager, von welchem er kam. Er flüchtete mit seinen aufgeregten Gefühlen in die glücklichen Tage seiner Kindheit zurück; er gedachte seiner frommen Mutter, ihrer Bemühungen sein junges Herz frühe empfänglich für diejenigen Gefühle zu machen, welche während seines ganzen Lebens Richtschnur seines Handelns und sein Trost im Mißgeschick gewesen waren. Sicherlich ward die dankbare Thräne, welche sein Auge bei dieser Erinnerung benetzte, zur schönsten Strahlenkrone für die Verklärte. Seine danken gingen auf Diejenigen über, welche mit seinen Gekindlichen Gefühlen so genau verwebt waren, daß eine Erinnerung an seine Eltern ihn gewöhnlich auch zu der an Frau Herbert und Clara führte. Er empfand es lebhafter als jemals, daß Frauen insbesondere des Glaubens nicht entbehren können, daß sie dessen bedürfen, als wäre sein belebendes Licht die einzige Wärme, in welcher ihre Tugend sich entwickeln, ihre Glückseligkeit gedeihen kann! Während dieser Betrachtung streifte sein

Gedanke an Ida — ein tiefer Seufzer bewies, daß diese Erinnerung in diesem Augenblick ihm schmerzlich war. Sein klarer Verstand konnte ihm den traurigen Gedanken nicht ersparen, daß Ida gewissermaßen den Uebergang bilde von den Frauen, die ihm vor Allen hochstanden, zu der, die er so eben in den Qualen des Unglaubens sterben gesehen. Allein er fühlte auch zu seinem Troste, wie viel Hoffnung noch für Ida vorhanden war, den Abend ihres Lebens in Erkenntniß ihrer selbst, in ruhiger Ergebung, wie in beseligender Hoffnung zu genießen.

Der von der Baronin erwähnte Brief war augenscheinlich eine Antwort auf eine Aufforderung von derselben an Frau Weise, ihr, der Frau von Laurent, die etwanigen Papiere oder Sachen, welche Waldemars Geburt beträfen, auszuliefern, angeblich um Frau Weise vor aller Verantwortlichkeit zu schützen und sie von jedem Beweise gegen sie zu befreien. Frau Weise bedauerte, dem Wunsche der Frau Baronin nicht genügen zu können, da sie alle fraglichen Papiere vor ihrer Abreise von *** einer Gerichtsperson in Beisein ihres Beichtvaters übergeben und dem letzteren feierlich gelobt habe, weder seinen noch den Namen des Rechtsfreundes an irgend jemand zu verrathen! — Selten ging seinem Versprechen gemäß zu Herrn von St. Laurent, dessen Wohnung die Sterbende ihm genannt.

Er fand ihn anscheinend im Wohlstande und ward mit glatten, verbindlichen Worten empfangen; als jedoch Selten der Veranlassung zu seinem Besuche erwähnte, schoß er einen giftigen Blick auf diesen und sagte mit

höhnischer Kälte: „Ei, Herr Hofrath, ich hätte wohl eher des Himmels Einsturz erwartet, als daß Sie ein Interesse ergreifen würden, welches eines solchen Vertheidigers wie Sie wahrlich nicht werth ist. Meine Verpflichtungen gegen eine Person, welche die Ehre hatte meinen Namen zu führen, haben, dünkt mich, von dem Augenblicke an aufgehört, als sie für ein gemeines Vergehen einer dem angemessenen Strafe verfiel."

„Nach einigen Aeußerungen der Kranken, Herr Chevalier, so wie nach den Mittheilungen meiner Cousine, der Gräfin Meerhold, dürften Sie nicht immer nach so strengen Grundsätzen gegen Frau von St. Laurent verfahren haben; denn in wie fern Sie Ihre Interessen von denen Ihrer Frau Gemahlin immer auf solche Weise trennen konnten, daß Sie jenen streng moralischen Gesichtspunkt im Auge behielten, vermag ich nicht zu begreifen."

Der Chevalier biß sich auf die Lippen und erwiderte nach einigen Augenblicken: „Wie weit meine frühere Unwissenheit oder Nachsicht hinsichtlich der Handlungen jener Frau gingen, dies gehört nur zu den geheiligten Geheimnissen der Ehe, und darüber bin also auch ich Niemand Rechenschaft schuldig. Uebrigens habe ich meinen Willen gegen diese Ungestüme so deutlich erklärt, daß ich in dem Mißbrauch, den sie auch mit Ihrer Güte treibt, nur einen Beweggrund mehr erkenne, ihr nicht zu willfahren. Da mir jedoch an der Meinung eines so ausgezeichneten Mannes wie Sie unendlich viel liegt, so erlauben Sie mir, Ihnen in aller Kürze die Verhält-

nisse jener Frau darzulegen, wie sie sich gestalteten, nachdem die Frau Gräfin Paris verlassen hatte, und von welchen ein zuverlässiger Correspondent mich in Kenntniß setzte.“

Aus dieser, mit diplomatischer Schlauheit und Behutsamkeit gelieferten Erzählung, aus den Antworten auf Seltens hin und wieder gethane Fragen erkannte der letztere, daß der Chevalier es verstanden hatte, den größten Theil der Schuld und Verantwortlichkeit auf diejenige zu werfen, welche sich ohnehin schon in den Händen der Gerechtigkeit befand, und auf sich selbst nur den Schein eines zu blinden Vertrauens zu leiten. Auch entnahm Selten, daß Waldemars Angelegenheit eine dem Chevalier völlig fremde war. Als dieser endlich erfuhr, daß seine Frau gestorben war, blitzte eine teuflische Freude durch seine kalten, herzlosen Züge; er lachte der Drohung der Verstorbenen als einer kleinlichen, ohnmächtigen Rache.

Beide Herren trennten sich, gewiß mit gleichem Wunsche, sich nicht mehr zu begegnen, dessen Erfüllung schon vorbereitet war; denn noch an demselben Tage gab es in allen Journalen einen Aufsatz zu lesen, welcher den Chevalier auf eine Weise brandmarkte, daß ihm nichts übrig blieb, als London so schnell als möglich zu verlassen.

In dem Briefe an ihre Wirthin hatte die Baronin dieser dringend und unter Androhung, ihr im Unterlassungsfalle allnächtlich zu erscheinen, anbefohlen, den eingeschlossenen Aufsatz drucken zu lassen, sobald sie die

Gewißheit ihres Todes erlangt hätte; eine erforderliche Summe in Banknoten, der Baronin letztes Geld, war beigefügt, bedeutend genug, die Kosten des Druckes, so wie die Forderung der Wirthin vollständig zu decken. Diese, vollkommen so abergläubisch, als die Baronin sie beurtheilt hatte, kam der Anforderung der Verstorbenen augenblicklich nach, und so geschah es, daß zwei böse Menschen sich lebend, sterbend, ja selbst nach dem Tode, noch Uebels zufügten.

Selten fand keine Schwierigkeit, sich der sämmtlichen Papiere der Verstorbenen zu bemächtigen, welche für Niemand Werth haben konnten und in denen er immer noch etwas zu finden hoffte, was ihm Auskunft über Waldemars Geburt zu geben vermöchte. Er durchsuchte jedes Blättchen und verweilte mit schauerlichem Interesse bei einem, in abgebrochenen Sätzen abgefaßten Tagebuch, welches ihn tiefe, aber schmerzliche Blicke in den Abgrund eines verderbten, durch und durch selbstsüchtigen Herzens thun ließ. — Wir lassen jedoch vor diesem Bilde den Vorhang fallen und liefern nur das Nöthige als Resultat der Zusammenstellungen, welche Selten aus diesen Blättern und des Chevaliers entstellender Erzählung der Thatsachen machte, um dann auf immer von zwei Charakteren zu scheiden, denen man im Leben, wie in Büchern, nicht ohne Beeinträchtigung seiner angenehmeren Gefühle begegnen kann.

So sehr die Baronin auch über die so unerwartete Katastrophe in Schrecken gerieth, so hoffte sie dennoch in der Gräfin Meerhold einer ihr dienstpflichtigen Retterin

gewiß zu sein. Dieser Gedanke gab ihr noch einige Haltung, selbst auf dem Wege nach Bicêtre. Als sie dort eintrat, ward sie nach den üblichen Förmlichkeiten in ihr Gefängniß geführt; der Schließer, um sich von der Persönlichkeit seiner neuen Pflegebefohlenen zu überzeugen, leuchtete ihr ins Gesicht, bevor er das Gemach verließ. Schwer möchte es sein, zu entscheiden, wessen Ueberraschung, wessen Schrecken größer war, als beide Personen sich erkannten. Wie hätte die Baronin im entferntesten ahnen können, in ihrem Kerkermeister zu Bicêtre denjenigen wieder zu finden, von welchem sie sich längst entweder durch den Tod oder durch weite Meere befreit glaubte. Eben so wenig durfte der ehemalige Baron von Waldern erwarten, die Frau, welche er an ruhiger Kälte und Besonnenheit, an List und Weltklugheit sich stets so überlegen sah, dennoch in dem Gewebe ihres Truges gefangen zu sehen.

Herr von Waldern hatte allerdings an der französischen Küste Schiffbruch gelitten und war, von allen Subsistenzmitteln entblößt, zu redlichem Erwerb eben so wenig geschickt als geneigt, in Gemeinschaft mit Schmugglern gerathen, mit welchen er viele Jahre hindurch sein gefährliches Gewerbe trieb.

Nach mancherlei Abenteuern ward er zuerst wüthender Revolutionär, dann durch sonderbare Umstände dahin gebracht, es als eine große Vergünstigung anzusehen, daß man ihm die vacant gewordene Stelle eines Kerkermeisters in Bicêtre zuwandte.

War es Rachsucht, war es wirklich das Erwachen ehe=

mals vorhandener Gefühle, genug Maître Claude — so hieß jetzt der ehemalige Baron — verfolgte seine frühere Gattin mit heftiger erneuerter Leidenschaft. Sie suchte anfänglich ihn durch Vorstellungen in Schranken zu halten, allein er behauptete, sie gehöre ihm an mit um so größerem Rechte, und als er endlich den Haß, den Abscheu wahrnahm, welche seine Zärtlichkeit der Baronin einflößte, drohte er ihr, sie öffentlich der Bigamie anzuklagen.

Geschah dies, so war sie ganz verloren, und jeder Gedanke an Rettung dahin. Sie überblickte bald die größere Gefahr und beschloß, ihren neuen Verderber als Mittel zu ihren Zwecken zu gebrauchen, und deshalb zeigte sie sich allmählig etwas geneigter für ihren Peiniger gestimmt.

Sie entdeckte ihm ihr Verhältniß zur Gräfin Meerhold, und schmiedete mit ihm Pläne, um von dieser die Mittel zu erpressen, Bicêtre vereint verlassen zu können, obwohl die Baronin fest entschlossen war, eine List zu ersinnen, um Geld und Freiheit nur für sich allein zu benutzen.

Als ihr Brief jedoch nicht den erwarteten Erfolg hatte, sie auch nach einigen Nachforschungen von Seiten des Maître Claude erfuhr, unter welchen Umständen die Gräfin eiligst Paris verlassen hatte, mischte sie ihre Karten wieder anders, und ging nun darauf aus, von einer Mittheilung, welche er ihr gemacht, für sich Nutzen zu ziehen, indem sie ihn nach und nach in dem Wahne bestärkte, daß sie sich der Freiheit lieber mit ihm als mit St. Laurent erfreuen möchte. Sie vertraute ihm, daß sie damals, als sie ihr Vaterland verließ, aus Vorsicht eine

nicht unbedeutende Summe bei ihrem Mandatar in * * * deponirt habe, jedoch unter der schriftlich festgesetzten Bestimmung, daß dieses Geld niemand als ihr selbst, ja nicht einmal auf eine von ihr ausgestellte Vollmacht, ausgezahlt werden dürfe, da diese unter Umständen erzwungen werden könne; die Zinsen wären, wie sie sagte, zum Capital geschlagen worden. Diese ganze lügenhafte Erfindung sollte dazu dienen, ihrem ehemaligen Gatten die Nothwendigkeit ihrer Befreiung einleuchtend zu machen und ihn dahin zu bringen ihr dazu behülflich zu sein, wofür er seit den fehlgeschlagenen Erwartungen auf die tausend Louisd'or der Gräfin sich ziemlich taub erwiesen hatte.

Nach langem Bemühen gelang es ihr endlich, die Habgier des Maître Claude in solchem Grade zu stacheln, daß er auf ihre Pläne einging; nur war er gränzenlos hartnäckig darin zu beharren, daß sie beide zusammen entfliehen wollten. Es kostete sie noch viele Mühe, bis sie ihn endlich dahin brachte, ihr eine hübsche Summe anzuvertrauen, welche er sich auf erlaubten und unerlaubten Wegen erspart hatte. Sie nähte in seiner Gegenwart und in der Nacht, als der Schlaf in diesem Aufenthalt der Verbrechen, der Sorgen und der nagenden Reue seine besänftigenden Körner ausgestreut hatte, das Geld in ihre Kleidungsstücke, und nun beriethen sich beide über den Tag und die Stunde zur Flucht.

Diese ward festgesetzt. An dem bestimmten Tage, als völlige Ruhe herrschte, kam Maître Claude, mit Schlüsseln und Laterne versehen, wie zur gewöhnlichen Ronde; er trat in das Gemach seiner Frau, welche er schon ganz

gerüstet fand, warf ihr der Verabredung gemäß einen alten Mantel um die Schulter, der sie und das Paquet, welches sie unter dem Arme trug, verhüllte, setzte ihr eine Mütze tief ins Gesicht, und so gingen sie der Thüre zu. Die Baronin ergriff die Laterne, noch ehe ihr Begleiter sie hatte erfassen können, das Licht im Zimmer ließen sie brennen. Sie waren kaum zur Thüre hinaus und Maître Claude im Begriffe, den schon im Schlosse steckenden Schlüssel umzudrehen, als die Baronin ihm zuflüsterte: „Um des Himmels willen, Waldern, ich habe meine goldene Uhr und meinen Paß von früher her vergessen!"

„Wie einfältig! — so geh und hole beides."

„Ich kann nicht; ich habe gleich nach meinem Eintritt ins Gefängniß Uhr und Brieftasche, welche letztere ich stets verborgen bei mir trug, in den schweren Strohsack meines Bettes versteckt; nun habe ich aber alle Kleider angezogen, die man mir gelassen hat, und bin so steif und unbeholfen, daß ich die Matratze nicht würde heben können; darum bitte ich dich dringend, geh! — laß uns keinen Augenblick verlieren." Waldern warf einen mißtrauischen Blick auf die Listige, sie hielt diesen aus und fuhr fort ihn zu bitten, zu drängen. Er ging hinein, sie blieb in der Thüre stehen und feuerte ihn durch ihre Winke zur Eile an.

Als er Decken, Kissen und Matratze fortgeworfen hatte und nun mit begieriger Hast in dem Stroh wühlte, der Thür den Rücken kehrend, nahm die Baronin diesen Augenblick wahr, zog leise die Thür an, drehte rasch den

Schlüssel um und ging nun mit schnellen Schritten dem Ausgange des Nebenpförtchens zu, von welchem Maître Claude ihr den eigenthümlich geformten Schlüssel bei ihrer Berathung gezeigt hatte.

In wenig Augenblicken war sie im Freien. — Sie lachte schadenfroh und rief ein höhnendes „Lebe wohl, theurer Gatte!" den finstern Mauern zu, in welchen sie den Vogel in seiner eignen Schlinge gefangen zurückließ. Bei der nächsten Brücke warf sie Mantel und Mütze ab, wickelte um Beides das schwere Bund Schlüssel und warf es in die Seine; darauf nahm sie aus ihrem Paquet Tuch und Schürze, vermöge welcher sie sich das Ansehen einer Französin aus den niederen Ständen gab, und so suchte sie durch List, Verschlagenheit und Geld sich Mittel und Wege zu eröffnen, nach Calais, von da nach Dover zu kommen. — Von dort an schien die Rachegöttin ihren Schritten zu folgen, denn sie hatte mit Hindernissen aller Art zu kämpfen, zu denen sich endlich eine rasch fortschreitende Verminderung ihrer Kräfte gesellte, welche die vielen Anstrengungen bis zu ihrer Ankunft in London ihr noch fühlbarer machte. — St. Laurent, welchen sie nach unsäglicher Mühe endlich ausgekundschaftet hatte, verstieß sie mit beispielloser Härte; er verhöhnte sie, machte ihr die bittersten Vorwürfe, und als ihr Elend sie zwang, dies Alles zu ertragen, um sich in ihm wieder einen Anhalt zu verschaffen, da mißhandelte er sie und drohte, sie der Polizei als eine Wahnsinnige zu überliefern, sofern sie ihn wieder belästigen würde.

Nach diesem letzten Auftritt, der ihre Leidenschaften,

wie auch ihre Noth aufs Höchste trieb, war es, daß sie mit Selten zusammentraf, um von Demjenigen, den sie stets verspottet, die einzigen milden tröstenden Worte zu vernehmen, welche ihre scheidende Seele hätten erquicken können, wäre diese von anderen Gefühlen, als denen der Rache und des Hasses, erfüllt gewesen. — Das Uebrige ist dem Leser bekannt, dessen Interesse für den Chevalier de St. Laurent wohl kaum so weit geht, die Schicksale desselben weiter zu verfolgen, als nur eben beiläufig zu erfahren, daß dieser kalte, ränkevolle Mensch, durch alle schlangenartigen Windungen seines ferneren Lebens zu nichts anderem mehr gelangte, als zu der Stellung eines Kammerdieners bei einem Gesandten im Orient, wo er an einer pestartigen Krankheit starb.

Viertes Kapitel.

Nach einer langen, an Ereignissen reichen Zeit tritt uns die wohlbekannte, freundliche Gestalt Claras auf's Neue entgegen. Wir finden sie wieder, wenn auch dem Matronenalter nicht allzufern, aber dennoch in dem Glanze jener inneren Jugend, welche nie verwelkt. Auch sie war dem Wechsel der frohen Tage mit den trüben eben so wenig entgangen als Andere. Sie hatte das Unglück ihres Vaterlandes, die Leiden ihrer Mitbürger und eigne drohende, ängstigende Gefahren mit erlebt, mitgelitten, aber auch mit überstanden. Unter allen Umständen hatte sie sich jedoch muthig, voll Vertrauen und pflichtgetreu erwiesen. Umgeben von blühenden Kindern, deren Erziehung unter Oswalds regem Eifer und Claras besonnener Sorgfalt herrlich vollendet ward, sah sie ihren ältesten Sohn, ihren Hugo, dem Vater als treue Stütze zur Seite stehen, die beiden anderen als tüchtige junge Männer sich immer selbständiger in der betretenen Lebensbahn entwickeln. Nichts konnte liebenswürdiger sein als das Verhältniß dieser Söhne zu ihrer Mutter, bei welcher sie so sicher waren freundliche Nachsicht mit ihren jugendlichen Thorheiten, verständigen Rath, und für jeden

Kummer, dem ja auch die glücklichste Jugend nicht ganz fremd bleiben kann, milden Trost und innige Theilnahme zu finden.

Von den Töchtern sollten zwei bald den bräutlichen Kranz in die schönen Locken winden; nur Olga schien diesem Ziele so manches stillen Wunsches in dem Herzen ihrer Mitschwestern geflissentlich nicht nahen zu wollen. Sie hing mit fast abgöttischer Liebe an ihrer Stiefmutter, und bewies durch Wort und That, daß das Glück, ihre Aufmerksamkeit, ihre Sorgfalt, genug ihr Leben derselben weihen zu können, ihr Herz gänzlich befriedigte und gar keine anderen Wünsche in ihm aufkommen ließ.

So sehr nun auch Claras treue Liebe und die Sorgfalt, welche sie in völlig gleichem Maße den Stiefkindern wie den eignen erwiesen, sie zu dem Anspruch an kindliche Liebe und Dankbarkeit von Seiten ihrer Kinder berechtigte, so lag dennoch etwas in Olgas Benehmen gegen die Mutter, woraus ein kundiger Menschenkenner auf ein anderes als nur kindliches Gefühl würde geschlossen haben. Er würde vielleicht auf die Vermuthung gekommen sein, daß neben dieser so natürlichen Liebe ein anderes leidenschaftliches Gefühl lag. Daß ein solches hatte bekämpft werden müssen, zeigte ein noch nicht ganz verwischter Zug um den Mund, so wie die schwärmerische Glut in Olgas dunkeln Augen, wenn sie in Momenten stürmischer Zärtlichkeit sich vor ihrer Mutter niederwarf, ihre Knie umschlang und mit Tönen tiefer Aufregung und Liebe zu ihr sagte:

„Meine liebe, einzige Mutter! — ach! könnte ich Dir

nur sagen, wie ich Dich liebe, — Dich, meine Vorsehung auf Erden! Dich, der ich so unendlich viel verdanke! — mehr als ich Dir jemals werde vergelten können!"

Wohl verdankte Olga ihrer Stiefmutter die höchsten Güter des Lebens, Freiheit und Ehre! — Beide wurden arg bedroht, als in der großen allgemeinen Bedrängniß des Vaterlandes auch so manches stille Familienleben gefährdet ward in Folge der Drangsale, welche das Ungeheuer „Krieg" in seinem furchtbaren Gefolge führt. Zu jener Zeit wollen wir nun zurückkehren.

Olga mochte ungefähr siebzehn Jahr alt sein, als feindliche Truppen das Land, welches sie als ihr Vaterland betrachtete, überzogen. Oswald, bekannt als ein reicher Mann, Besitzer eines sehr schönen Hauses, sah zu seinem Schrecken dasselbe sehr bald mit bedeutender Einquartierung belegt. Sein unbesiegbarer Haß gegen Alles, was Franzose hieß, machte es ihm noch schwerer, den Siegern ein freundlicher, zuvorkommender Wirth zu sein, wenn er gleich, seiner Eigenthümlichkeit nach, ihnen ein sehr freigebiger war. Hätte Claras würdevolle Freundlichkeit, ihre Ruhe und Besonnenheit hier nicht die Wage gehalten, so dürfte es zwischen Oswald und den nicht eben langmüthigen Fremden leicht recht oft zu sehr lebhaften und unangenehmen Scenen gekommen sein.

Es ging auch Alles gut, bis eines Tages die so eben abgezogene Einquartierung durch eine neue ersetzt ward, und zwar durch den Obristen le Vaillant, einen ausgezeichnet schönen, gewandten Mann, der nächst der Eigenschaft, einer der tapfersten Soldaten im Heere des großen

Siegers zu sein, auf einem anderen, nicht blutigen Felde, für sich selbst die eines „Unbesiegbaren" zu erwerben beflissen war. Seine Verehrung für die Damen konnte nur durch seinen abgöttischen Enthusiasmus für Napoleon übertroffen werden, der ihn zu jener Art von Bewunderung hinriß, die jedes unparteiische Urtheil unmöglich macht. Die Sonne war in seinen Augen dunkel im Vergleich mit dem strahlenden Lichte des Geistes Napoleons; die Heroen des Alterthums setzte er tief herab vor dem Helden, der seiner Meinung nach geboren war, Alleinherrscher der ganzen bekannten Erde zu sein. Natürlich konnte Monsieur le Vaillant bei solcher Ansicht auch nicht den Schatten eines Tadels ertragen, welcher seinen Abgott traf.

In der ersten Zeit gingen beide Männer sich ziemlich merklich aus dem Wege, da Oswalds unfreundliche Weise ihn dem Obristen viel weniger angenehm erscheinen ließ, als die artige, feine Wirthin; besonders mochte jedoch die blühende lebendige Olga der Magnet sein, der ihn, so oft als nur irgend schicklich, die Gesellschaft der Damen des Hauses suchen ließ.

Clara, in ihrer Angst, daß endlich doch einmal Oswalds Schroffheit gegen den Obristen beide Männer hart aneinander führen könnte, nahm den fremden Gast viel freundlicher und öfter auf, als sie es ihrer Neigung nach gethan haben würde. Sie war, obgleich zu verständig und eine zu gute Christin, um irgend jemand zu hassen, dennoch eine eifrige Patriotin und sehr stolz darauf, eine Deutsche zu sein. Sie ließ den liebenswürdigen Eigen=

schaften, den kriegerischen Großthaten der Besieger ihres Vaterlandes alle Gerechtigkeit widerfahren, aber ihr Herz litt empfindlich bei dem Anblick eines jeden Einzelnen derselben, und ihr reiner, schlichter Sinn fühlte sich oft verletzt durch die außerordentliche Leichtfertigkeit, mit welcher jene die wichtigsten und ernstesten Dinge behandelten.

Sie gewahrte mit nicht geringem Schrecken, daß der Obrist le Vaillant auf gutem Wege war, in Olgas Herzen Gefühle zu erwecken, die nur unheilbringend werden konnten; doch hütete sie sich wohl, hiervon das Mindeste merken zu lassen. Olgas Unbefangenheit und Unkenntniß der Gefahr war sicherlich ihr bester Schutz, eben so wie es nothwendig ein Geheimniß für Oswald bleiben mußte, daß ein verhaßter Franzose es gewagt habe, sein Auge zu einem Wesen zu erheben, in dessen Adern ein Tropfen seines Blutes rann.

Clara suchte nun unter einfachen, schicklichen Vorwänden theils des Obristen Erscheinen in ihren Zimmern zu vermeiden, theils Olga so zu beschäftigen, daß ihre Aufmerksamkeit gefesselt und sie besonders viel weniger bei des Fremden Besuchen gegenwärtig war. Dieser war jedoch zu schlau, als daß er nicht hätte den Grund dieser Maßregel errathen sollen, und dies versetzte ihn in böse Laune, die um so empfindlicher ward, als sie gar keinen gerechten Grund einer Klage, noch einen Gegenstand finden konnte, an den er sie hätte auslassen können.

Er versuchte mehrere Male, sich Olga heimlich zu nahen, allein Clara war überall wie ihr Schatten. Kleine

Briefchen, welche er an sie gelangen zu lassen suchte, fand er stets unerbrochen auf seinem Zimmer wieder, ohne errathen zu können, ob Clara oder Olga sie empfangen und wer sie zurückgewiesen hatte.

Der Obrist gehörte zu den Menschen, die so lange zu den sogenannten „guten“ gezählt werden können, als nichts ihre Lieblingsneigungen stört oder ihre eignen Interessen empfindlich verletzt; geschieht dies jedoch, so tritt bei solchen Wesen, sind sie anders mit Geist, mit Leidenschaften begabt, die ganze Heftigkeit ihrer Natur ins grellste Licht und sie werden alsdann oft zu Handlungen hingerissen, die sie als schlecht erscheinen lassen, während sie weder das eine noch das andere Prädikat entschieden verdienen.

Der Obrist gerieth in eine sehr gereizte Stimmung, und anstatt das einfachste Mittel zu wählen sich ihr und allen daraus folgenden Unannehmlichkeiten zu entziehen, indem er sich ein anderes Quartier geben ließ, beschloß er die nächste Gelegenheit wahrzunehmen, seinen Verdruß den entgelten zu lassen, der gerade am allerunschuldigsten an demselben war.

Eines Tages kam Oswald sehr spät nach Hause in einer Aufregung, wie sie Clara nur selten an ihm gesehen hatte; er schien im Innersten erschüttert und konnte kaum so viel Fassung erringen, als nöthig war, um auf Claras theilnehmende Fragen antworten zu können.

„Du weißt, geliebtes Weib, mit welcher Großmuth mein Freund Palm mich vor mehreren Jahren aus einer für mein Geschäft dringenden Gefahr gerettet hat, in wie

freundschaftlichen Beziehungen ich immer zu ihm gestanden; — urtheile nun von meinem Entsetzen, als ich diesen Nachmittag bei einem Bekannten einen Reisenden fand, der die leider nur zu bestimmte Nachricht mittheilte, daß der unglückliche Palm um der geringfügigsten Ursache willen erschossen worden ist. Ein Schandfleck mehr in dem Leben dieses Thronräubers, dieses verruchten Napoleons, den die Hölle ausgeworfen hat! Gott! Gott; was wird aus der unglücklichen Wittwe, aus den Kindern werden!"

„Wohl sind sie beklagenwerth! erwiderte Clara aus tiefbewegter Seele. Wenn der Tod die Unsrigen uns auf naturgemäßere Wege entreißt, trauern wir schmerzlich um sie, um wie viel herzzerreißender aber muß dieses Gefühl sein, wenn Gewalt, ja fast ein Mord uns ihrer beraubt!"

„Fast ein Mord? sagst Du? — O, tausend Mal schlimmer als das; denn wenn mich ein Mörder angreift, so kann ich mein Leben vertheidigen bis auf den letzten Blutstropfen; aber — wie ein Thier zur Schlachtbank geführt werden! O, es ist entsetzlich! — So ganz schuldlos!" — „Lieber Oswald! Diese Schuldlosigkeit dürfte der einzige Trost des unglücklichen Mannes in seiner schwersten Stunde gewesen sein. — Doch laß uns nicht mit fruchtlosen Klagen den so schmählich Geopferten beweinen, laß uns überlegen, ob wir sein Andenken nicht besser ehren können, indem wir an seinen Hinterlassenen vergelten, was er Dir, und also auch uns Allen, Gutes gethan."

Oswald schloß die treue Lebensgefährtin in seine Arme und sagte, indem er ihr die Thränen von den Wangen küßte: „Ja, meine treffliche Clara, das wollen wir! Du weißt auch in diesem Falle, wie fast immer, das Rechte und folglich auch das Beste zu finden. Der Gedanke wird meinen Schmerz lindern, daß ich vielleicht das Böse, welches diese Gottvergessenen verübt, in seinen Folgen für die Verlassenen mildern kann. — Aber ach, mein Vaterland! mein unglückliches Vaterland! welches wird noch dein Loos sein! — welche Wunden wird dir die Geißel des übermüthigen grausamen Tyrannen noch schlagen! — wie wirst Du noch bluten müssen unter den Händen seiner Schergen! Muß man nicht schon jetzt jedes warme Gefühl für Dich unterdrücken, ja, mit Füßen treten, indem man den zuvorkommenden Wirth machen muß gegen diejenigen, die unserem Unglück durch ihren Uebermuth Hohn sprechen!"

Oswald ließ seinen Haß und seinen tief verletzten Gefühlen freien Lauf, wodurch die schmerzliche Erregung seines Herzens um den Freund gemildert wurde, und als Clara ihn endlich etwas ruhiger werden sah, führte sie ihn auf den zu besprechenden Gegenstand zurück. Beide kamen darin überein, daß Oswald sobald als möglich eine Reise unternehmen solle, deren Hauptzweck jene Pflicht der Dankbarkeit war; jedoch konnte dies nicht eher geschehen, als bis ein Freund des Hauses, einer der höheren Polizeibeamten, von einer Unpäßlichkeit hergestellt war, die ihn schon seit mehreren Tagen das Zimmer zu verlassen hinderte. Oswald wollte die Seinen wenig-

stens dem Schutze eines zuverlässigen Mannes anvertrauen können, da es ihm ohnehin besorglich genug erschien, sie unter den obwaltenden Umständen zu verlassen. Clara betrieb die kleinen Vorkehrungen zu dieser Reise so geheim, daß Niemand, auch die Kinder nicht, das Geringste davon ahnte.

Zwei Tage vor der festgesetzten Abreise vereinte die Abendstunde die ganze Oswaldsche Familie im Wohnzimmer. Der Gedanke an eine nahe, wenn auch kurze Trennung regte in den Herzen beider Gatten eine höhere Innigkeit und Lebendigkeit in den Mittheilungen an, als sie auch in der glücklichsten Ehe bei dem täglichen Beisammensein statt zu finden pflegt. Wie ein Mißlaut fiel in diese reine, stille Harmonie das Klopfen des Obristen an der Thür; er war schon mehreremale unter verschiedenen Vorwänden nicht angenommen worden, wenn er sich hatte anmelden lassen, so daß er heute beschlossen hatte den Eintritt bei seinen Wirthen zu erzwingen. Er trat mit vielen Entschuldigungen wegen seiner Kühnheit ein, versichernd: er habe im Hause Niemand gefunden, mit dem er sich hätte genug verständigen können, um sich die Erlaubniß erscheinen zu dürfen zu erbitten, und sein Diener sei nicht daheim. „Ich konnte nicht umhin, fügte er hinzu, Sie von dem großen Ereigniß zu benachrichtigen, welches übermorgen dieser Stadt bevorsteht. Unser Kaiser, der erste Mann seines Jahrhunderts, wird seinen Einzug in *** halten!“

Eine dunkle Röthe stieg in Oswalds Gesicht und nur mit erzwungener Ruhe konnte er erwidern:

„Herr Obrist! — ich denke nicht, daß Sie kommen, uns diese Nachricht zu verkünden in der Idee etwa, es sei eine angenehme für uns; ich hätte mehr von der gepriesenen französischen Delicatesse erwartet.“

Der Obrist biß sich auf die Lippen und Clara warf ihrem Manne einen so vielsagenden Blick zu, daß Oswald begriff, er sei auf gutem Wege sehr Unvorsichtiges zu begehen. Der Obrist entgegnete nach einigen Augenblicken: „Ich hatte allerdings bei meiner Mittheilung gar nicht die Feindseligkeit besonderer Verhältnisse im Auge, da mein Bewußtsein, Ihnen gegenüber, — hier richteten sich seine ausdrucksvollen Augen zärtlich auf Olga — mich nur zu sehr davon frei spricht; nur das Allgemeine, das Große, Erhabne konnte meine Seele erfüllen bei dem Gedanken, den Mann in diesen Mauern zu sehen, dessen Werth die kommende Geschichte erst in das rechte Licht stellen wird.“

„Dem der Schatten nicht fehlen wird“, fuhr Oswald unwillkürlich auf.

„Ich verstehe Sie nicht, mein Herr! entgegnete le Vaillant mit funkelnden Blicken; doch will ich nicht hoffen, daß Sie gemeint sind, das ruhmstrahlende Bild des vergötterten Helden zu schmähen.“

„O nein, — ich erlaube mir nur, neben dasselbe die blutigen Schatten des Herzogs von Enghien und des vor kurzem erschossenen Buchhändlers Palm zu stellen“, sagte Oswald mit mühsam verhaltener Erbitterung.

„Nun, Herr Oswald, Sie können doch unmöglich von so einseitigen Ansichten, — die Höflichkeit gebietet mir,

kein anderes bezeichnendes Wort für das laute Geschrei über diese événements zu gebrauchen — ich meine, Sie werden doch wohl von anderen als solchen Ansichten ausgehen und eine politische Nothwendigkeit nicht vor das Tribunal kleinlicher Moralität ziehen? Große und kritische Momente erfordern heroische, ungewöhnliche Mittel. Der Herzog mußte sterben, damit die Ruhe Frankreichs nicht aufs neue gefährdet wurde, — und dem naseweisen Buchhändler war die Lection ganz gesund, dafür, daß er sich unterstehen konnte, eine Schmähschrift zu verbreiten, welche den sieggekrönten Kaiser antastete — der wohl endlich einmal die Geduld verlieren mußte. Er war es sich und der großen Nation schuldig, ein Exempel zu statuiren, und dazu wählte er —"

„Die Ermordung eines harmlosen Familienvaters! — Wenn Raub und Mord die Wege zur Unsterblichkeit sind, dann wird die Geschichte freilich Gerechtigkeit üben und der Nachwelt die in Blut getränkten Lorbeeren im wahren Lichte zeigen. — Doch, mein Herr, wozu dies Alles? meine kleinliche Moralität kann sich unmöglich zu den Ansichten der Ihrigen bequemen, die eines so weiten Spielraums bedarf, daß ich mich nur darüber wundern kann, wie der beschränkte Kreis eines deutschen Familienvaters irgend einen Anziehungspunkt für Sie haben kann."

Bei diesen Worten machte Oswald eine nicht zu verkennende Bewegung mit der Hand nach der Thür. — Der Obrist that im ersten Augenblick, als habe er sie nicht verstanden; er wandte sich zu den Damen und sah

Clara todtenbleich auf dem Sopha sitzen, die Augen in unaussprechlicher Angst auf ihren Mann gerichtet. Sie kannte diesen zu genau, als daß sie nicht hätte wissen sollen, daß, wenn er in solcher Aufregung war, auch das wohlgemeinteste Wort von ihrer Seite das Uebel nur ärger machte.

Olga vermochte in ihrer Unbefangenheit und Unkenntniß der Menschen wie der Verhältnisse die Folgen, welche ihres Vaters Unvorsichtigkeit haben konnte, nicht zu ermessen. Sie sah nur, daß beide Männer erbittert auf einander waren, und der weibliche Instinct leitete sie, den Sturm durch den Zauber ihrer Freundlichkeit beschwören zu wollen, weil der Gedanke an Streit und Unfriede ihr ein quälender war.

Die innerliche Unruhe hierüber hatte ihre jugendlichen Wangen höher geröthet und ihrem schönen Gesicht einen noch lebendigeren Ausdruck gegeben; sie schien dem Obristen schöner als je zuvor, und schnell blitzte in seinem aufgeregten Gemüth ein Gedanke auf, den ein Blick auf Claras leidende Züge vielleicht ganz verscheucht hätte, wäre Oswald nicht rasch auf Olga zugeschritten, sie bei der Hand fassend, indem er mit zornglühenden Augen sagte:

„Ich denke, meine Tochter, Du gehst auf Dein Zimmer, die Luft in diesem hier dürfte Dir nicht zuträglich sein, Du siehst sehr erhitzt aus. Geh!"

Das war dem Obristen zu viel. Er empfahl sich schnell den Damen, indem er sagte: „Madame scheine ihm leidend zu sein, er wolle sie nicht länger durch seine

Gegenwart hindern, die nöthige Ruhe zu suchen." Dann wandte er sich an Oswald, machte ihm eine kalte, höhnische Verbeugung und ging.

Sobald seine Schritte im Corridor verhallt waren, stand Clara auf und gab Olga einen Wink, das Zimmer zu verlassen, die noch ganz erschrocken über des Vaters Heftigkeit, bald diesen, bald die Mutter ängstlich fragend anblickte, nicht wissend, wodurch sie den Vater erzürnt haben könne.

Sie folgte jedoch schnell dem stummen Gebote ihrer Mutter, und kaum war sie hinaus, so trat Clara an Oswald heran, der mit immer schnelleren Schritten im Zimmer auf und ab ging; er mied ihren Blick, denn er fühlte, daß er ihre Mißbilligung verdiente. — Sie legte ihre Hand auf seinen Arm, indem sie sagte: „Sind alle Deine Angelegenheiten in solcher Ordnung, daß Du auch für längere Zeit Dein Haus verlassen könntest?"

Oswald sah sie erstaunt an und fuhr erschrocken zurück, als er bemerkte, wie bleich und ernst Clara war.

„Wozu diese Frage? und weshalb so ernst, so feierlich?"

„Weil nach dem, was vor wenigen Minuten hier vorgegangen ist, die Klugheit, ja die Pflicht gegen die Deinen Dir gebietet, noch in dieser Nacht abzureisen. Glücklicherweise hast Du Deinen Paß heute erhalten, darum eile, so schnell es sich irgend thun läßt, denn glaube mir, Säumen bringt uns sicherlich Gefahr. Bis auf entbehrliche Kleinigkeiten ist ja ohnehin Alles für Dich bereit."

„Clara! Du zürnst mir und siehst nebenher auch Gespenster; ich werde nun, da Du Gefahr befürchtest, gar nicht reisen. — Doch glaube nur, der Prahlhans ist nicht so gefährlich für mich, als er es vielleicht für ein anderes Wesen werden könnte; und da vier Augen mehr sehen als zwei, so werde ich bleiben und mir wenigstens in meinem eigenen Hause nicht das Recht nehmen lassen, dem französischen Windbeutel einen deutschen Vater entgegen zu stellen."

Beide Eheleute sprachen noch eine ganze Weile hin und wieder, ohne daß der Eine den Andern überzeugen konnte. Mittlerweile war die eilfte Stunde herangekommen, und Oswald wollte seiner Frau eben gute Nacht sagen, als diese ein leises Klopfen an den Fensterscheiben vernahm. Oswald näherte sich dem Fenster, aber Clara hielt ihn zurück, von unsäglicher Angst ergriffen: es könne dieses Klopfen eine List sein, um ihn zu locken und ihm Uebels zuzufügen. Oswald schob sie fort, nahte behutsam dem Fenster und rief dann mit starker Stimme: „Wer da!" — Es antwortete draußen eine wohlbekannte Stimme mit dem einzigen Wörtchen: „Tor", ein Name, den die Oswaldschen Kinder dem vorerwähnten Freunde als Abkürzung seines Titels beigelegt hatten.

Oswald öffnete schnell aber leise das Fenster, denn er begriff sogleich, daß nur eine wichtige Ursache den fast täglichen Besucher veranlassen konnte, auf diese Weise und zu dieser Stunde ihnen zu nahen. Kaum war das Fenster offen, als ein Paquet in das Zimmer flog und

Derjenige, der es hereingeworfen, mit Blitzesschnelle verschwand.

Oswald schloß den Laden, Clara verhing die Spalte in demselben, verriegelte die Thür und fing nun an das Paquet zu lösen, aus welchem ihr ein vollständiger Fuhrmannsanzug in die Hände fiel; an der groben Jacke war ein Zettel befestigt, auf welchem nichts weiter stand als folgende, wie man deutlich sah, mit verstellter, für Oswald aber doch kenntlicher Hand, geschriebenen Worte: „Fliehe in der nächsten Viertelstunde, denn nach Mitternacht ist es zu spät. In unsern Tagen ist Schweigen Pflicht, und wer seine Zunge nicht zügeln kann, muß sich andere Luft um die Stirne wehen lassen. In der Tasche des Kleides steckt ein guter Paß durch die ganze Welt, doch vergiß um Gottes willen nicht den anderen, der an dem Thore, welches nach B.... führt, doch noch nöthiger ist. An eben diesem Thore steht ein kleiner Wagen mit zwei raschen Pferden, der Kutscher hört auf die Parole „Clara“ und unter dieser Aegide mag der Besitzer dieses Kleinodes getrost und ruhig sein. — Doch keine Zeit versäumt, auch nicht eine Minute!“

Oswald wußte nicht, was er beginnen sollte, und stand noch unschlüssig da, als Clara ihm schon die seidene Halsbinde gelöst, den Friesrock übergeworfen und die das Gesicht tief beschattende Pudelmütze aufgesetzt hatte.

Sie zitterte am ganzen Leibe, denn die Zeit drängte gewaltig; allein sie nahm alle Kraft zusammen, steckte in Oswalds Brusttasche den Paß und seine Brieftasche, in die Rocktasche ein wenig Wäsche für den dringendsten

Bedarf, und nun er so ausgerüstet und unkenntlich dastand, ging sie leise in die Küche, um zu sehen, ob auch Niemand darinnen war. — Alles war leer und still; sie löschte die Lampe aus, öffnete leise die nach dem Hofe führende Thür, und ging nun zurück in das Wohnzimmer, nahm ihres Mannes Hand, und ohne ein Wort zu wechseln, schlichen Beide über den Hof nach dem Garten.

Des Obristen Schlafzimmer ging nach diesem hinaus; er hatte noch Licht und man konnte sehen, daß er sich hastig hin und her bewegte, dann stehen blieb als horchte er auf etwas, dann wieder lebhaft gesticulirte und dann wieder sein Zimmer durchschritt, wie ein Mensch, dem die innere Unruhe nicht gestattet, auf demselben Flecke zu bleiben.

Als Clara die Gartenthüre aufschloß, knarrte der Schlüssel; nie zuvor war ihr dies aufgefallen, aber in diesem Augenblick würde ein tüchtiger Donnerschlag ihr harmonischer geschienen haben. Rasch schob sie ihren Mann in den Garten und flüsterte ihm zu: „Eile durch das Berceau dem Nebenpförtchen zu.“ Sie drehte sich um und blickte nach des Obristen Fenster; er lehnte daran und schien mit gespannter Aufmerksamkeit zu hören, zu sehen. Zum Glück hatte Clara ein dunkles Kleid an, und um die weiße Haube und das weiße Halstuch zu verbergen, warf sie ihren schwarzen Shawl über, und lief nun schnell Oswald nach, den sie an der Pforte ihrer harrend fand.

Er schloß sie fest in seine Arme und sagte nur: „Vergieb, theures Weib! — küsse die Kinder in meinem Na-

men und vertraue Dich für alles Uebrige unserm Freunde R. an; das Geschäft wird der Buchhalter führen.“

Clara verging fast vor Schmerz und Unruhe, aber davon gewahrte Oswald nur wenig; sie drückte den letzten Kuß auf seinen Mund, trieb ihn zur größten Eile an, und als sie ihn mit beflügelten Schritten das kleine Nebengäßchen hinabeilen sah, sandte sie ein heißes Gebet um seine Rettung zum Himmel empor, und ging dann, nachdem sie alle Thüren wieder behutsam verschlossen, die Gartenthür jedoch nur angelehnt hatte, dem Hause zu.

Sie trat so eben in den Flur und glaubte in die Erde sinken zu müssen, als sie den Obristen bewaffnet, das Licht in der Hand, unter den vielen Tonnen und Waarenballen, die dort aufgestapelt waren, mit solcher Unvorsichtigkeit umherleuchten sah, daß ihr im ersten Augenblick der Gedanke durch den Sinn fuhr, er wolle Feuer anlegen, um sich an Oswald zu rächen. Sie fühlte jedoch bald das Lächerliche und Unwahrscheinliche eines solchen Argwohns, und wünschte im nächsten Moment nur, unbemerkt in ihr Zimmer gelangen zu können.

Der Obrist wandte sich jedoch um, als sie eben den Versuch machen wollte, von der Seite in den Corridor zu schlüpfen. Er prallte zurück und Verlegenheit drückte sich in seinem Gesicht aus. Doch sogleich faßte er sich, und ihre durch die große Gemüthsbewegung noch bleichen Züge wahrnehmend, trat er ihr mit nicht zu unterdrückender Theilnahme rasch entgegen und entschuldigte sich, sie vielleicht erschreckt zu haben. „Aber, fügte er hinzu, ich

hörte gehen und mir schien eine Thür nach dem Garten zu knarren; da wollte ich mich erst überzeugen, ob ich auch nicht den Feind mir im Rücken ließe, und deshalb stellte ich hier zuerst meine Nachforschungen an. — Doch, Madame, woher kommen sie in so später Abendstunde? Sollten Sie auch das Geräusch gehört haben?“ Clara nickte bejahend, denn die Sprache verging ihr, wenn sie an die wahrscheinliche Frage des Obristen nach ihrem Manne dachte, und sie überlegte schnell, was sie darauf zu antworten habe. — „Und Sie gehen so allein unter solchen Umständen in Hof und Haus herum? Das wäre doch eher die Sache von Monsieur, — sollte dieser schon schlafen?“ — „Nein, mein Herr, mein Mann schläft nicht.“

„Nun denn, so möge er mir helfen, der Ursache des Geräusches auf den Grund zu kommen; zwei Augen sehen nicht überall umher und den Leuten kann man nicht trauen. Sie erlauben mir, Sie in Ihr Zimmer zu führen und Herrn Oswald zu rufen.“ — „Mein Mann ist — nicht zu Hause, stotterte Clara kaum vernehmbar — ein Geschäft — trieb ihn noch spät fort — er hatte etwas vergessen — er wollte übermorgen verreisen.“

„Und wann erwarten Sie ihn zurück?“ fragte der Obrist halb mitleidig, halb lauernd.

„Ich hoffe bald,“ erwiderte Clara, aus tiefer Brust seufzend, denn sie fühlte in diesem Augenblicke lebhaft, wie viel Hindernisse diesem Wunsch noch entgegen standen. — „Nun denn, begeben Sie sich zur Ruhe, Sie scheinen ihrer sehr zu bedürfen.“ Clara ging von dem höflichen Obristen bis zu ihrer Thür begleitet. Sie verbrachte die

ersten Stunden der Nacht in einem Zustande der Aufregung und Erschöpfung, der endlich gegen Morgen in einen beruhigenden Schlummer überging; doch erwachte sie früher als irgend einer ihrer Leute. —

Sie fühlte das Bedürfniß nach frischer Luft; in den Garten mochte sie nicht gehen, um nicht Verdacht zu erwecken, im Fall der Obrist auch schon auf und etwa am Fenster wäre. Sie machte die Laden auf und auch das Fenster. In dem Augenblick aber, als sie den Kopf hinaussteckte, fuhr sie auch wieder zurück, denn sie hatte gesehen, wie ihr fremder Gast vier Gendarmen leise zur Hausthür hinaus ließ und ihnen sagte: „Für diesmal hat der Vogel sein Nest verlassen — auf morgen denn, Messieurs, auf morgen! und im schlimmsten Fall sind ja die Jungen noch darin.“

Clara erstarrte. — Sie erkannte des Freundes weisen Rath und schnelle Hülfe nach ihrem vollen Werth, — doch was sollte sie nun thun, sagen?

Nach kurzer Ueberlegung beschloß sie, erst im Hause zu lauschen, ob Alles still sei. Sie vermuthete mit Recht, daß, da der Obrist, wie es schien, so lange gewacht hatte, er nun auch wohl der Ruhe pflegen würde. Sie schlich leise die Treppe hinauf, im Nothfall mit dem Schlüsselkorbe gerüstet, als wolle sie auf den Boden gehen.

Sie horchte in der Nähe von des Obristen Thür, und bald überzeugten sie die tiefen Athemzüge des Schlafenden, daß sie nichts von dieser Seite zu fürchten habe.

Nun machte sie sich schnell bereit, durch die schon erwähnte Seitenthür des Gartens den kurzen Weg zu ih-

rem Freunde R... anzutreten. Mit diesem nahm sie Rücksprache für viele mögliche Fälle, und gelobte, ihm in allen Dingen zu folgen, in so fern ihr dies möglich wäre. Sie kannte sich genug um zu wissen, daß ihre strenge Gewöhnung, selbst in den unbedeutendsten Dingen stets durchaus wahr zu sein, sie jeder Fertigkeit, auch nur die kleinste, die unschuldigste Nothlüge mit einigem Geschick hervorzubringen, beraubt hatte.

Clara betrachtete das Leben aus einem so edlen, erhabenen Gesichtspunkt, sie war so rein, so einfach in sich, daß sie auch stets die Kraft fand, sich in den äußeren Lebensverhältnissen so zu stellen, daß sie da, wo Andere zur List und Lüge ihre Zuflucht nehmen zu müssen vermeinen, nur eine größere Behutsamkeit im Benehmen, eine gewisse Feinheit im Vermeiden anwendete. In Fällen, wo sie damit nicht ausreichte, entsagte sie lieber Verbindungen, welche ihr eine andere Handlungsweise hätten aufdringen können.

Könnte man immer über sich gewinnen gewissenhaft die Vor- und Nachtheile abzuwägen, welche aus unseren gesellschaftlichen Verbindungen für unser besseres Selbst hervorgehen, dann würden wir uns nicht so unbedachtsam in Kreise verlocken lassen, deren höchster Reiz im Vergnügen und im Genuß der materiellen Lebensfreuden besteht. Wir würden einen prüfenden Blick in den uns gebotenen Freudenbecher werfen, um zu erschauen, ob er von einer lauteren Quelle gefüllt sei und ob auf seinem Boden sich Gold oder Schlamm befindet. — Aber die Lockungen sind mächtig und süß! — Hier öffnet sich Dir

ein gastliches Haus; man kommt Dir entgegen, man bringt Dir die Ueberzeugung auf, Deine Liebenswürdigkeit sei ein unentbehrliches Element der gesellschaftlichen Freude; überall Behaglichkeit, Genuß, Aufmerksamkeit. Du hast vielleicht kaum ein Talent, welches Dich berechtigt hierin den Grund zu so viel Zuvorkommenheit zu suchen, und Du bist um so mehr von Dankbarkeit erfüllt. Bei näherer Bekanntschaft entwickelt der Wirth Grundsätze, die ihn Dir als Atheisten, als einen Menschen kund geben, dem Nichts mehr heilig ist. Dein besseres Selbst empört sich, wenn es das frech verhöhnen oder mit kaltem Spott verlachen hört was Dir bisher das Höchste war; es treibt dich an, für das Gute, Heilige, unschuldig Schöne in die Schranken zu treten; allein — es ist dein gütiger zuvorkommender Wirth, gegen welchen Du mit Wahrheiten in den Kampf gehen mußt, die für ihn nur bittern Tadel enthalten können. Du bist ihm verpflichtet — und dann — wo ißt man besser? — — wo giebt es solche Bälle? — wo eine solche Fülle abwechselnder Genüsse? — Du schweigst und beschwichtigst Dein verletztes Gefühl durch den Vorsatz, nicht zum zweitenmale dergleichen Aeußerungen ungerächt anhören zu wollen. Und wirklich ermannst Du Dich im Bewußtsein Deines höheren Werthes, trittst, wenn auch bescheiden, jedoch muthig in die Schranken. Doch kaum hast Du begonnen seinem System die Grundsätze einer höheren Moral entgegen zu stellen, so überströmt er Dich mit den Ergüssen seiner sarkastischen Laune, er macht Dich unwiederbringlich lächerlich — und hat, leider

in den meisten Fällen über Deine edleren Gefühle den Sieg davon getragen. — Dort tritt Dir, holde, erblühende Jungfrau, eine seit langer Zeit gefeierte Schönheit freundlich zuvorkommend entgegen. Ihr Haus ist der Sammelplatz der feinen Welt, der stets wechselnden Lust; in ihm erschließt sich Dir eine nie geahnte Wonne; Alles ist dort schön, anmuthig, leicht. — Bist du schüchtern — die gütige Wirthin führt Dich mit sicherer Hand über die beklemmende Situation hinweg. Du tanzest mit Leidenschaft„ die Frau des Hauses stellt Dir die besten Tänzer vor! — Hat Deine Unkenntniß der Welt und der Personen Dich in eine Verlegenheit verwickelt? Deine Beschützerin weiß sie auf die feinste Weise zu lösen. Dir wird so leicht in ihrer Nähe, denn das Gefühl einer unwiderstehlichen Scheu vor ihr kann, wie Du meinst, doch nur ihre Ueberlegenheit in Ton und Manieren in Dir hervorgerufen haben. — Sie bewirbt sich eifrig um Dich, weiß tausend Mittel zu ersinnen Dich recht oft in ihrem Hause zu sehen; denn die aufgehende Sonne beleuchtet, wenn auch nur reflectirend, die untergehende! Freilich regt sich in Dir ein Gefühl wie Scham, wenn Du siehst welche Blicke diese Frau bald mit diesem, bald mit jenem Manne wechselt — aber wird sie nicht von den vornehmsten Damen als eine Frau vom besten Geschmack gepriesen? Es thut Dir oft im Herzen wehe; wenn Du hörst, wie sie in leichtfertigen Reden die Schwächen anderer Frauenzimmer, welchen die Natur Reize und Anmuth versagte, Preis giebt und in unwiderstehlicher Komik ihre ungeschickten Manieren nachahmt. Aber ist

die Darstellerin nicht bekannt als eine Frau vom besten Ton, von der liebenswürdigsten Laune? mußt Du ihr nicht den Tribut eines herzlichen Lachens und nur zu oft den der Bewunderung zollen? — Ohr und Herz gewöhnen sich, wie das Auge, allmählich an das, was Deinem reinen Gemüth anfänglich verletzend war — der zarte Schmelz auf den Flügeln Deiner Psyche ist entflohen und Du stehst, im glücklichen Falle, still auf den unteren Stufen des Thrones, auf welchem die göttliche Unschuld und Reinheit thront und zu welchem die unberührten Flügel Deiner Psyche Dich getragen haben würden — hättest Du die unlautere Luft gemieden!

Solche Klippen zu vermeiden, bedarf es eines Muthes, der sich leichter in dem Schatten still bürgerlicher Häuslichkeit, in dem Frieden des engeren Familienlebens, als auf der Sonnenhöhe der großen Welt und in ihren blendenden Zauberkreisen entwickelt. Deshalb sollte man aber auch die Geblendeten eben so wohl weniger streng richten, wenn wir sie etwas von der Bahn des einzig Schönen und Wahren in ihrer Verblendung abweichen sehen, als wir es andererseits vermeiden sollten, mückenartig die lockenden, leuchtenden Kreise zu umflattern, zu denen so Viele sich drängen, um ein stilles Glück gegen trügerischen Schimmer zu vertauschen!

Obgleich Oswalds Freund wußte, wie stark und behutsam Clara war, so hatte er es dennoch nicht gewagt, ihr die ganze Größe der Gefahr, in welcher sie und ihre Familie schwebte, vor Augen zu stellen. Sein Amt bot die Gelegenheit, tiefer in die Absichten der oft schlim-

men fremden Gäste einzudringen, und mehr als einmal hatte er da, wo er nach ihren Befehlen hätte verderblich thätig werden müssen, im Geheim das Unheil gemildert, wenn nicht ganz abgewendet. Er hatte auch hier erfahren, daß der Obrist im Gefühl der höchsten Aufregung über Oswalds unbedachtsame Aeußerungen gegen sein Ideal noch in derselben Stunde einen offiziellen Bericht an den Gouverneur von * * * abgestattet und dieser ihm das Weitere übertragen hatte.

Aus Claras mündlichen Mittheilungen entnahm der erfahrene, menschenkundige Freund, daß in dem Obristen zwei lebhafte Interessen zu gleicher Zeit unsanft und verletzend berührt wurden; auch erkannte er bald, daß die Entrüstung über die Kränkung des einen Gegenstandes, welche der Obrist so eifrig an den Tag gelegt hatte, diesem sicherlich dazu dienen sollte, seinen Absichten bei dem anderen näher zu kommen. In welche Lagen dies die seinem Schutze anvertrauten Wesen versetzen konnte, durchschaute er mit Schrecken, und dies mit um so größerer Besorgniß, da seine Stellung ihm die äußerste Behutsamkeit auferlegte und ihm nur indirecten Rath und Hülfe gestattete. Eine der Forderungen, welche Herr R... an Clara gethan hatte, war die, daß sie die Kinder in möglichster Unwissenheit über ihres Vaters Geschick ließe, und nur durch ihre eigne Ruhe ihnen die Hoffnung einflößte, es werde nicht schlimm um den Vater stehen.

Olga, die den Zorn in beiden Männern hatte auflodern sehen, war in namenloser Angst, als am folgenden Tage der Vater nicht wieder erschien. Der Mutter

bleiche Mienen, ihr Schweigen auf die Fragen der anderen Kinder, ihr Ausweichen auf die ihrigen, dies alles steigerte ihre Unruhe, die nur dadurch gedämpft ward, daß Clara keine Abweichung von der in den Beschäftigungen eingeführten Ordnung duldete und diese mit derselben Ruhe und Freundlichkeit leitete wie sonst.

Am Abend des folgenden Tages trat ein Offizier aus der Suite des Gouverneurs unangemeldet in Claras Zimmer, die von ihren Töchtern umringt, des Entfernten mit stillen, aber heißen Wünschen gedachte.

Dies ungewöhnliche Benehmen kündigte ihr schon nichts Gutes an; doch faßte sie sich und fragte höflich, aber sehr ernst, was ihr einen Besuch in so ungewöhnlicher Weise zuführe?

„Madame, erwiderte der Offizier ziemlich geläufig in der Landessprache, ich sehe, Sie errathen, daß meine Pflicht mich zwingt, mich den Damen auf so wenig höfliche Art zu nahen; es wird indessen ganz allein von Ihrer Bereitwilligkeit, meine Fragen der Wahrheit gemäß zu beantworten, abhängen, in wie fern mein Erscheinen hier günstig oder ungünstig für Sie Alle wird.“

Clara gab ihren Kindern einen Wink sich zu entfernen, allein der Fremde widersetzte sich dem; er versicherte, ihre Gegenwart sei gerade wünschenswerth, ja sogar nothwendig, und als er nun ohne Weiteres Platz genommen, richtete er sich mit Fragen an Clara, während er die Kinder scharf beobachtete.

„Seit wie lange ist Herr Oswald abwesend?“

„Er verließ mich gestern Abend.“

„Warum so plötzlich, Madame, so unvorbereitet?"

„Keinesweges unvorbereitet, da mein Mann schon seinen Paß besorgt und alle seine Angelegenheiten in Ordnung gebracht hatte."

„Wann und zu welcher Stunde reiste er?"

„Nach eilf Uhr Abends."

„Warum fuhr Herr Oswald nicht von seinem Hause aus fort?"

„Dazu hatte mein Mann wahrscheinlich seine Gründe."

„Die Ihnen bekannt sind, Madame?" fragte der Fremde mit einem stechenden Blicke.

„Ja," erwiderte Clara mit unsicherer Stimme; denn Angst und Unwille bewegten sie gleich stark.

„Sie werden die Güte haben, Madame, mir diese Gründe mitzutheilen; vielleicht sind sie geeignet, der Heimlichkeit in dem Beginnen des Herrn Oswald das Verdächtige zu benehmen."

„Mein Herr! wenn mir mein Mann in seinem Interesse sein Vertrauen schenkt, so dünkt mich, daß Niemand auf der Welt berechtigt ist, von mir zu fordern, daß ich die mir in dieser Weise gemachten Mittheilungen veröffentliche; auch bitte ich Sie jede fernere Frage in dieser Hinsicht an mich zu unterlassen, denn ich würde sie nicht beantworten."

Mit spöttischem Lächeln zwar, aber doch nicht ohne eine etwas beschämte Miene wandte sich der Frager an den jüngern Theil der Anwesenden indem er sagte:

„Wann sagte Ihnen Ihr Herr Vater Lebewohl?"

„Gar nicht, mein Herr, war die einstimmige Antwort."

„Gar nicht? — wußten Sie denn nichts davon, daß Herr Oswald reisen wollte?“

„Nein! kein Wort! — das sagt Papa niemals vorher.“

„Dann wissen Sie auch wohl nie, wohin Ihr Vater reiset?“

„Nein, mein Herr! — ach! und gerade jetzt möchten wir es doch so gern wissen!“

Eine neue Frage schwebte auf den Lippen des Unermüdlichen; allein Clara schnitt sie ab, indem sie mit einem Blicke nicht zu bezwingender Verachtung sich an den Herrn wandte, und sagte:

„In dem unwahrscheinlichen Falle, daß es Ihnen, mein Herr, wirklich unbekannt sein sollte, benachrichtige ich Sie, daß meines Mannes Paß nach Frankfurt am Main ausgestellt worden ist. Sie werden sich durch diese Kenntniß der Mühe überheben, meine Kinder über ihren Vater zu befragen, als sei hier von einem Verhör die Rede.“

„Ich bedaure, Madame, trotz Ihres unverhohlenen Mißbehagens an meinen Fragen, weder Sie noch die jungen Damen davon befreien zu können. Im Gegentheil muß ich die mir schon gegebenen Antworten so wie die noch zu ertheilenden aufzeichnen. Ich muß Sie bitten, meine Damen, mir den Ort, das Jahr und den Tag Ihrer Geburt anzugeben.“

Clara willfahrte, wenn auch mit Widerstreben; sie erschrack jedoch heftig und ohne sich erklären zu können weshalb, als der Fremde an Olga und deren Schwester die Frage richtete:

„Und Sie, meine schönen jungen Damen, sind Sie auch hier geboren?“ War es der scharfe, durchdringende Blick des fremden Mannes, waren es Erinnerungen aus Olgas frühester Kindheit, welche bei dieser nie gedachten Frage in ihr erwachten und ihre klare Besonnenheit verwirrten, genug sie stockte, als besinne sie sich auf etwas längst Entfallenes, und antwortete endlich: „Ich — weiß nicht gewiß — ich glaube — ja —!“

Sie konnte in der That nicht bestimmter antworten, da ihr nur eine ganz verworrene Erinnerung an eine so frühe Vergangenheit geblieben war, daß sie nicht hier geboren, und von weit hergekommen sei; und auch diese war wohl mehr durch hie und da aufgefaßte Reden entstanden. Oswald hatte, als er Clara heirathete, so entschieden seinen Willen darüber ausgesprochen, daß seine Kinder nur im äußersten Nothfalle erfahren sollten, Clara sei nicht ihre rechte Mutter, daß jede dahin führende Andeutung auf das bestimmteste vermieden wurde; so daß mit der Zeit nur Oswald und Clara Kenntniß davon behielten. In diesem Augenblicke sah sich Clara in die Nothwendigkeit versetzt, entweder etwas zu thun, wovon sie wußte, es werde Oswald höchst unangenehm sein, oder zu sagen, wovor eine innere Stimme sie warnte; sie bezwang jedoch dies letztere Gefühl als einen nicht genügenden Grund ihrem Manne zuwider zu handeln, und antwortete dem Blicke der wie zwei brennende Fragezeichen auf sie gerichteten Augen des Offiziers:

„Meine beiden ältesten Töchter sind in Odessa, die älteste, im Jahre 17** den funfzehnten Mai, die andere

ein Jahr später an dem und dem Tage geboren." — Beide Mädchen horchten hoch auf, ein Blick der Mutter wies sie jedoch zur Ruhe.

Auf den Fremden schien diese Nachricht großen Eindruck zu machen; er wurde nachdenkend und es lagerten sich Wolken eines finstern Mißtrauens auf seiner Stirn.

„Was bewog Herrn Oswald, in Odessa zu wohnen?"

„Er hatte dort Handelsverbindungen, die ihn mehrere Jahre daselbst fesselten."

„Dauern diese Verbindungen noch fort?" fragte er mit lauerndem Blick.

„So viel ich weiß, nein."

„Ah, Sie wissen nicht! — so, so! — ich verstehe jetzt und empfehle mich."

Kaum war der Fremde fort, so bestürmten die geängsteten Kinder die Mutter, ihnen zu sagen, wo der Vater wäre? — wie es zuginge, daß Olga und Feodorowna nicht in *** geboren, und was der fatale Fremde mit all den Fragen habe sagen wollen?

„Des Vaters Aufenthalt weiß ich in diesem Augenblicke selbst nicht genau; Olga und Feodorowna sind in Odessa geboren, weil, wie ihr gehört, der Vater sich dort in jener Zeit aufgehalten und erst später wieder in sein Vaterland zurückgekehrt ist, und der allerdings sehr lästige Fremde fragte nach Dingen, die ihn nichts angehen, nach denen er sich aber wahrscheinlich auf höheren Befehl erkundigen muß."

Fünftes Kapitel.

Clara fand in Allem, was seit den letzten zwei Tagen sich zugetragen hatte, so viel Unheimliches in dem Wesen des fremden Offiziers bei der Entdeckung, daß ihre Stieftöchter in Odessa geboren, so viel Geheimnißvolles, daß sie sich dadurch besonders sehr beängstigt fühlte. Die Furcht, den Freund ihres Mannes zu compromittiren, wenn sie ihn zu sich bitten ließe in einem Augenblick, wo allem Anschein nach die Aufmerksamkeit der fremden Gäste auf ungünstige Weise ihrer Familie zugewendet war, ließ sie auf ein anderes Mittel denken, ihm ihre Besorgnisse mitzutheilen. Sie sann und sann, konnte aber nichts finden, das nicht große Schwierigkeiten dargeboten hätte. Ihr ältester Sohn war schon seit einiger Zeit auf einer Handels-Akademie, um sich vollends für die Theilnahme an dem Geschäft auszubilden, und die jüngeren noch zu unbesonnen, um sie zu etwas so Ernstem gebrauchen zu können. Den Dienstleuten sich anzuvertrauen war zu gewagt, denn wenn auch die treue Wärterin aller Oswald'schen Kinder eben so redlich als verständig war, so bot doch ihre Taubheit ein großes Hinderniß für jede geheime Mittheilung dar. Clara war daher sehr verwun-

dert, eben diese alte Dienerin in das Zimmer treten und sie bei der Herrin Arbeitstisch emsig nach etwas suchen zu sehen. Sie nahm ein Stückchen Band, und Clara einen bedeutungsvollen Blick zuwerfend, sagte sie: „das ist nicht genug; Madame sind wohl so gut mir hier aus dem Tische mehr zu geben.“

Clara beeilte sich, ihr zu willfahren, denn sie ahnete irgend eine Ursache zu der Alten Beginnen; diese sagte kein Wort, zeigte aber verstohlen nach dem Korbe auf dem Tischchen, und ging dann eben so ruhig, als sie gekommen war.

Der Andeutung folgend, suchte Clara und fand ein kleines Briefchen ohne Adresse; sie entfernte sich auf einen Augenblick, schloß sich in ihrem Schlafzimmer ein und las folgende in höchster Eile geschriebene Zeilen: „Sie müssen um jeden Preis es möglich zu machen suchen, unter den am wenigsten auffallenden Umständen Olga und Feodorowna von hier zu entfernen; geht das nicht, so suchen Sie in Ihrem Hause einen sicheren Versteck, wo die beiden lieben Kinder so lange verborgen bleiben können, bis man sie vielleicht weiter schaffen oder wieder auftreten lassen kann. Geschieht dies nicht, so ist ihre Sicherheit gefährdet und die weiteren Folgen sind nicht zu berechnen. Noch bin ich nicht völlig darüber im Klaren, ob man durch die Aufhebung der beiden armen Kinder es nur auf Geiseln für des Vaters Rückkehr, auf politische Verdächtigungen abgesehen hat, oder ob ein Privatinteresse alle diese Fäden leitet. In jedem Falle müssen die Mädchen den Herren aus den Augen; auch

bitte ich Sie dringend, dem Buchhalter unverzüglich anzubefehlen, wenn sich etwa in den Büchern Correspondenzen mit irgend einem Kaufmann oder Privatmann in Rußland befinden, diese Bücher entweder zu vernichten oder sie zu vergraben. Alles muß mit möglichster Eile geschehen, denn jene säumen nicht, — sie schreiten schnell einher wie das Unglück. Frau Kristel habe ich instruirt. Sie haben nur nöthig, ihr entfernt Ihre Absicht anzugeben, so wird sie Sie schon unterstützen. Verlieren Sie nur um Gotteswillen nicht den Kopf, arme Freundin, und sein Sie nicht zu gewissenhaft im Punkte der Wahrheit! In unseren verhängnißvollen Tagen wird eine an sich unschuldige Nothlüge oft zu einer größeren Tugend als ein fruchtloses Märtyrerthum für eine Wahrheit, die ins Verderben stürzen kann! — Verbrennen Sie diesen Brief, sobald Sie ihn gelesen."

Noch in keinem Augenblick hatte Clara es so lebhaft als jetzt empfunden, wie sicher und sorglos, wie gut berathen sie bisher an Oswalds Hand durch das Leben gegangen war, bis er selbst sie Alle durch eine unbewachte Aufwallung in eine so rathlose Lage versetzt hatte. Wie sehnte sie ihn herbei! — wie sehr vermißte sie den Freund ihrer Jugend, den stets zur Hülfe, zu ruhigem Rathe bereiten Selten! Doch nur kurze Momente verstattete sie sich, mit ihren gequälten Gefühlen bei fruchtlosen Gedanken zu verweilen; sie ermannte sich, ging schnell in das Comtoir, wo sie den Buchhalter allein fand, der ihr wenigstens den Trost gab, daß seines Prinzipals Bücher und Briefe nichts enthielten, was ihn irgend wie

gefährden könnte. Aus seinen Aeußerungen entnahm sie, daß am politischen Horizont eine feindselige Wolke vom Norden her gegen den dermaligen Unterdrücker des Vaterlandes heraufziehe, wovon bisher nichts zu Claras Kenntniß gekommen war. Hierdurch ward ihr die eine Andeutung in dem Zettel des Herrn R*** erklärt, ihre Unruhe jedoch eher vermehrt als vermindert.

„Am folgenden Tage sollte der erwähnte Einzug des Kaisers Statt finden und hierauf baute Clara ihren Plan, den sie in der Nacht, als Alles schlief, der getreuen Kristel halb durch Zeichen, halb durch dicht an ihrem Ohre gesprochene Worte mittheilte.

Die Oswaldschen jüngeren Kinder zeigten große Lust, den Einzug des berühmten Mannes zu sehen, und hatten von ihrer Mutter die Erlaubniß erhalten, zu einer guten Bekannten des Hauses zu gehen, aus deren Fenstern sie Alles bequem mit ansehen konnten. Clara schickte sie früher dahin als nöthig, damit sie nicht ins Gedränge geriethen, und sagte ihnen: sie würde mit den älteren Schwestern kommen sie abzuholen. Während die Mutter mit den Kindern beschäftigt war, ging Olga in den verödeten Garten, um einige Augenblicke ungestört den so ungewöhnlichen Dingen nachzudenken, welche sich in den letzten achtundvierzig Stunden zugetragen hatten. Sie war kaum bis an das Ende des Laubganges gelangt, als sie hinter sich rasche Schritte in den dürren, abgefallenen Blättern rauschen hörte; sie hatte nicht den Muth sich umzusehen, denn sie konnte nicht im Zweifel sein, wer mit klirrenden Sporen sie verfolgte. Nach wenigen Au-

genblicken redete sie der Obrist an und vertrat ihr, als sie Miene machte, umkehren zu wollen, den Weg. „Wüßten Sie, Mademoiselle, wie ich diesen Augenblick herbeigewünscht habe, um Ihnen beweisen zu können, daß ich es gut mit Ihnen meine. Hören Sie mich nur so lange ruhig an, als nöthig ist, um Sie in Kenntniß von Dingen zu setzen, die Sie wissen müssen.“

„Wollten Sie mir diese Dinge nicht lieber in Gegenwart meiner Mutter sagen, Herr Obrist? — sie weiß gewiß besseren Nutzen aus Ihren Mittheilungen zu ziehen als ich unerfahrenes Mädchen, die ich Sie vielleicht gar nicht einmal verstehen kann.“

„Ach, hätten Sie mich früher nur verstehen wollen, Mademoiselle, um wie viel besser stände jetzt hier Alles! — Haben Sie, schönes, holdes Mädchen, wirklich weder Auge noch Ohr für den Ausdruck eines Gefühls für Sie, welches meine Brust mit einer nie gefühlten Glut erfüllt?“

„Mein Herr — Sie mißbrauchen ungroßmüthig Ihre überlegene Stellung in unserem Hause, indem Sie mich veranlassen, Aeußerungen zu hören —“ „Die Ihnen verhaßt sind wie derjenige, der sie zu thun wagte — das wollten Sie sagen. Nun wohl, ich werde zu schweigen wissen.“ — „Sie legen meine Worte sehr hart aus, Herr Obrist, entgegnete Olga hocherröthend; ich hasse Niemand; aber — verstehen kann ich Sie nicht. Erlauben Sie mir, mich nun zu meiner Mutter zu begeben, die meiner sicherlich schon wartet, um einen Gang zu einer Freundin zu thun.“

„Werden Sie dem Einzuge des Kaisers beiwohnen?“ fragte der Obrist gespannt.

„Wahrscheinlich, erwiderte Olga zögernd, — meinen Sie etwa, dies sei nicht gerathen? o, mein Herr! wenn Sie wüßten wie beunruhigt ich bin — ich hielt Sie sonst — ich wollte sagen, ich halte Sie für einen tapfern Mann, der es nicht dulden wird, daß schwachen Frauen, die mit ihm in einem Hause wohnen, Uebels geschieht. Seit gestern ist mir so bang — doch ich bin wohl sehr unvorsichtig, solche verworrenen Reden gegen Sie zu wagen!“

In des Obristen Zügen verrieth sich ein innerer Kampf, wie die Aufwallung eines besseren Gefühls ihn oft in leidenschaftlichen Gemüthern erzeugt. Er hätte in diesem Augenblick viel darum gegeben, Olga wenigstens vor dem zu schützen, was als Folge seines unedlen Verfahrens gegen ihren Vater über sie und ihre Schwester hereinzubrechen drohte. Auch er hatte, wie so Viele, von Selbstsucht und kleinlicher Absicht getrieben, einen Schritt gethan, dessen Folgen er in kurzsichtigem Dünkel in seiner Hand zu halten wähnte; aber wehe dem, der mit vermessenen Händen in die Getriebe der unbedeutendsten Schicksale greift! Wir würden vor uns selbst erschrecken, träte uns ein lebendiges Bild all der unberechenbaren Folgen eines unbesonnenen Wortes vor Augen — um wie viel mehr noch nach einer That! Wohl uns, wenn in solchem Falle unser Bewußtsein uns frei spricht von jeder bösen Absicht! Oft sind die Menschen gar nicht einmal sich dessen klar bewußt, welche verborgene Triebfeder sie

zu Handlungen antreibt, die der reiflichsten, der gewissenhaftesten Erwägung bedurften. Sie folgen einem unbestimmten, augenblicklichen Gefühl, in dessen Hintergrunde die Berechnung einer vielleicht zu erreichenden Absicht schwebt. Eine Zufälligkeit von außen beschleunigt ihre That — die mächtige Welle der Zeit erfaßt sie — treibt sie und ihr Beginnen dem großen Strome zu, und nun ist's geschehen um das kleine Fünkchen „Wille"; — das Geschehene gebiert das Unvorhergesehene, und nur zu häufig erbebt der Mensch vor dem Ungeheuren, welches er unwillkürlich geschaffen. —

Der Obrist hatte auch der dunkeln, trügerischen Hoffnung nachgegeben, welche ihm vorspiegelte, des Vaters Gefahr könne ihm Gelegenheit darbieten, sich den Frauen wieder in einem vortheilhaften Lichte zu zeigen, ihnen als Beschützer, als Helfer näher zu kommen, endlich — Olgas Herz zu rühren. Für diese letztere Vorspiegelung sprach seine Eitelkeit und das Bewußtsein früherer Siege ein mächtiges Wort.

Ueberraschend und unwillkommen war ihm die Wendung, welche diese Sache nahm, wie er durch den inquirirenden Offizier erfahren hatte, den er als einen Menschen kannte, der überall politische Umtriebe, Spione und Anschläge gegen die usurpirte Macht seines Gebieters witterte und der ein Menschenleben gegen einen Schatten für seine Behauptung gering achtete.

Der Obrist hatte sehr geflissentlich jede thätige Theilnahme an den Maßregeln gegen die Oswaldsche Familie vermieden und die Sachen so zu karten gewußt, daß ihn

in den Augen derselben kein bestimmter Verdacht der Theilnahme treffen konnte. Er hoffte, daß wenn nur Olga dahin zu bewegen wäre, das Haus zu verlassen, sie dem herannahenden Ereigniß glücklich entgehen könne, und deshalb drang er in sie, den Einzug des Kaisers mit anzusehen, indem er noch hinzufügte: er hielte es sogar für der Klugheit angemessen, daß Olga als die älteste Tochter dieses Hauses, welches in dem Rufe stehe, den Fremden feindlich gesinnt zu sein, einige Theilnahme an dem Ruhme ihres Kaisers zeige, sie möge nun wirklich oder nur scheinbar sein; hingegen rieth er, daß die Mutter, um den Vater nicht zu compromittiren, mit der zweiten Tochter daheim bliebe. „Gehen Sie, Mademoiselle, gehen Sie und suchen Sie Madame dahin zu bewegen, dieses Arrangement zu treffen; lassen Sie mich dann aber auch erfahren, was Sie zu thun beschlossen haben, und das bald, ich beschwöre Sie darum, denn in einer halben Stunde ruft mich mein Dienst von hier fort.“ Olga, mit ihren dunkeln, tief in die Seele blickenden Augen, sah ihn erst zweifelhaft an, als sie aber unverkennbar den Ausdruck einer warmen, ja einer besorglichen Theilnahme in seinem Gesichte erkannte, da faßte ihr kindliches Herz Vertrauen zu ihm, und seine Worte fanden um so mehr Glauben, als sie mit einschmeichelndem Tone und von einem schönen, feurigen Manne gesprochen wurden. Auch das reinste Herz ist der Macht der Schönheit unterthan! Olga versprach den gewünschten Bescheid und eilte schnell zu ihrer Mutter, der sie Wort für Wort ihr Gespräch mit dem Obristen wieder-

holte, in welchem sie unwillkürlich jeden Punkt hervorhob, der ihn in das beste Licht stellen konnte.

Clara hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu, ließ sich Alles noch einmal wiederholen und überlegte dann im Stillen, was sie zu thun habe. Als Olga sie nach einer Weile durch die Frage störte: „Meinst du nicht auch, liebe Mutter, daß der Obrist nicht so schlimm ist, als der arme Vater glaubte?" entgegnete die Mutter:

„Darüber später ein Mehreres! jetzt eile dem Obristen zu sagen, ich würde seinem Rathe folgen; doch halte dich nicht auf. Noch eins! sage ihm, Du könntest jetzt noch nicht gehen, in einer guten halben Stunde jedoch würdest Du Deinen jüngeren Geschwistern folgen."

Olga kehrte schneller zurück, als Demjenigen vielleicht lieb war, den sie im Garten gelassen.

Sie war sehr erstaunt, als die Mutter auf ihre Anfrage, ob sie sich nun zum Gehen anschicken solle, erwiderte: „Du wirst gar nicht gehen, mein Kind; ich habe einen anderen Beschluß gefaßt."

„So mißtrauest Du doch wohl dem Obristen?"

„Es ist möglich, daß ich irre; aber ich habe Gründe, eine andere Einrichtung zu treffen, die Dich und Feodorowna hoffentlich sicherer vor dem zu Fürchtenden bewahren werden, als des Obristen vielleicht recht gutgemeinten Rathschläge. Höret mir beide zu, und dann entscheidet selbst."

Nun setzte Clara ihre Stieftöchter von dem Inhalte des Briefes ihres Freundes R . . . in Kenntniß, und bemühte sich, ihren mit allen Welthändeln, Intriguen

und allem Ungerechten völlig unbekannten Sinn zur Auffassung des Gedankens zu bringen, daß tiefe Verborgenheit, für einige Zeit wenigstens, das einzige Rettungsmittel aus einer Gefahr sei, welche um so bedrohlicher sei, da man ihre Natur gar nicht kenne, eben so wenig, als man ihre Folgen zu berechnen vermöge. Ich habe mich übrigens bemüht, fügte die gute Mutter tröstend hinzu, Euer kleines Asyl so behaglich einzurichten als möglich; bevor ich Euch jedoch darin verberge, muß ich noch einen unschuldigen Trug vollbringen. Hole mir Deinen Ueberrock, Deinen Hut und Deinen Shawl, und haltet Euch beide ganz ruhig, bis ich wiederkomme. — Clara war genau von Olgas Größe, und, trotz dem, daß sie sich dem Matronenalter näherte, ihre Gestalt noch schlank genug, um unter dem verhüllenden Shawl die Täuschung zu begünstigen.

Wie die Jugend auch in sehr ernsten Momenten empfänglich bleibt für den Reiz des Komischen, so konnten auch hier beide Schwestern sich nicht erwehren, lächelnde Blicke zu wechseln, während ihre Mama sich in die jugendliche Olga zu verwandeln bemüht war. „Sieh nur, Olga, neckte die Schwester, wie würdevoll Du aussehen könntest; ja, wenn Du Dich so präsentirtest, dann wollte ich Dir schon das Recht der Aelteren einräumen, welches Du oft so sehr in Anspruch nimmst.“

„Du siehst zwar sehr nett aus, Mütterchen; soll aber die Täuschung vollkommen werden, dann — verzeih — dann dürfte mein grüner Schleier nicht vom Uebel sein!“ —

„Naseweis, nun so hole ihn, aber schnell!“ —

Wie Clara es gehofft und berechnet hatte, war der Obrist schon zu Pferde gestiegen, als sie, sich flüchtig verbeugend, aus der Hausthür trat, den Schleier dicht vorgezogen, den Kopf geneigt, und so rasch, als es der Anstand erlaubte, die Straße entlang eilend.

Sobald sie ihn gänzlich aus dem Gesicht verloren, kehrte sie noch schneller um, erreichte ungefährdet ihr Haus wieder, und nun schritt sie unverzüglich ans Werk.

Alle Eingangsthüren wurden verschlossen. Frau Kristel stand schon bereit, und nun drückte Clara beide Mädchen an das treue Herz, indem sie ihnen das Versprechen abforderte, sich unter allen Umständen ruhig zu verhalten, durch keinen Laut ihren Aufenthalt zu verrathen, möchte auch geschehen was da wolle. Sie führte Beide in ihres Vaters Zimmer, schloß sorgfältig hinter sich die Thür und sagte nun: „Dank sei es Eures guten Vaters Vorsicht, daß er bei dem Ausbau dieses Hauses auf den Fall bedacht gewesen ist, sich einen Schatz aufbewahren zu können. Bis zum Ausbruch dieses Krieges war es auch für mich ein Geheimniß, daß dieser Kamin nur ein sehr täuschendes Blendwerk ist und im Gegentheil ein vortreffliches Versteck für werthvolle Dinge in Kriegszeiten. Der Vater wird gewiß zufrieden damit sein, daß ich einen Theil der darin geborgenen Sachen daraus hervorgenommen und bessere, wichtigere Kleinodien an die Stelle gesetzt habe."

Mit diesen Worten drückte Clara an einen der vielen wie zum Zierrath angebrachten Messingknöpfe, und siehe da! — die ganze hintere Wand des Kamins, die von

Eisen war, jedoch mauerartig übertüncht, schob sich zurück und bot den Eintritt in ein geräumiges Kabinet dar, welches die mütterliche Sorgfalt mit Allem versehen hatte, was die Gefangenschaft der beiden holden Mädchen erleichtern konnte. Sie zeigte ihnen, für den Fall, daß ihnen Unvorherzusehendes zustoßen könnte, eine Feder, an welcher sie nur zu drücken brauchten, um freien Austritt zu erlangen. Sie umarmte sie noch einmal, die alte Kristel that ein Gleiches und legte feierlich den Finger auf den Mund.

Es mochte kaum eine Stunde vergangen sein, seitdem sie die theuren Kinder in Sicherheit wußte, als das Geräusch, das Wogen der bewegten Menge in den Straßen ihr ankündigte, jetzt sei wohl der Augenblick gekommen, in welchem der Unterdrücker ihres geliebten Vaterlandes die Thore der Residenz betrat.

Sie war tief erschüttert bei diesem Gedanken und vergaß darüber für einen Augenblick die Sorgen, die Gefahren, welche ihre eigene Familie bedrohten. Sie gedachte jedoch bald wieder ihres Gatten, und fand einen schwachen Trost darin, zu denken, daß ihm wenigstens die Schmach dieses Erlebnisses erspart war. — Sie versank allmälig immer mehr in Grübeleien, und verfiel auch auf den Obristen und seinen Rath, den sie jedoch nur für eine Falle hielt, in welche die arglose Olga hatte gehen sollen, und je mehr sie sich in diese Ansicht vertiefte, je zufriedener war sie, ihn nicht befolgt zu haben.

Sie ward plötzlich durch heftige Schläge an die Hausthüre aufgeschreckt, und da sie wußte, daß, Kristel aus-

genommen, Niemand im Hause war, so ging sie, derselben zu sagen: sie möge sehen, wer so ungestüm Einlaß begehre.

Die gute Alte ging; — bald darauf hörte Clara einen Laut, wie einen unterdrückten Schrei, dann vernahm sie Kristels hastige Tritte und sah bald die treue Dienerin in das Zimmer stürzen, bleich wie der Tod und ihr zurufend: ach, Madame! Gendarmen! ach, daß Gott erbarm! — Mein Herr! mein armer Herr! — Clara, selbst zum Tod erschrocken, erlangte jedoch schnell ihre Fassung wieder, und noch ehe der Offizier von gestern in das Zimmer trat, konnte sie der armen alten Person sich nähern, ihre eine Hand erfassen, sie ermuthigend drücken, und ihr die andere auf den Mund legen.

„Stumm wie'n Fisch, Madame, ganz stumm! — sein Sie ohne Sorgen deshalb!"

Der Offizier trat ein, grüßte sehr ernst und sich im Zimmer nach allen Seiten umsehend, sagte er:

„So ganz allein, Madame? — wo sind Ihre übrigen Hausgenossen?"

„Der Herr Obrist ist, wie Sie wohl wissen werden, im Dienst; der Buchhalter nebst den Comtoiristen ist wahrscheinlich gegangen, den Einzug des Kaisers zu sehen."

„Und Ihre Kinder, Madame, Ihre Kinder? — ich sehe nicht eines!"

„Meine Kinder haben eben so wenig der Neugierde widerstehen können."

„Also sind wirklich alle Ihre Kinder ausgegangen?"

„Ja, mein Herr, wie ich Ihnen schon sagte, keins

meiner Kinder ist im Hause.“ Wie leicht fühlte sich Clara, mit gutem Gewissen dies versichern zu können.

„Hm, hm! sonderbar! — man sagte mir doch — doch sieh, dort kommt des Obristen Reitknecht. — Sie erlauben, daß ich mich auf einige Augenblicke entferne, um nachher zurückzukehren und die Rückkunft ihrer Kinder abzuwarten.“ Mit dem heißen Wunsche, ihn nie wiederkehren zu sehen, machte Clara dem Lästigen eine stumme Verbeugung.

Der Reitknecht bestätigte, daß die eine der jungen Damen, er glaube die älteste, ausgegangen sei, als er seinem Herrn zu Pferde folgte, von der anderen wußte er nichts: Mais voilà la vieille bonne, mon Lieutenant, peut-être qu'elle pourra vous dire ce que je ne sais pas.“

Der Offizier folgte der Weisung und ließ sich zu einem sehr freundlichen Gespräch mit der alten Person herab, indem er zu ihr sagte:

„Sie sind wohl schon sehr lange in diesem Hause?“

„Ganz recht, 's ist keine Seele hier im Hause, außer Madame und ich!“

„Die zweite Mademoiselle ist wohl in ihrem Zimmer?“

„Nein, immer laufen sie nicht Alle fort! — Die Neugier! die Jugend!“

„Das meine ich ja nicht, entgegnete der Fremde ungeduldig; ich frage, ob die beiden jungen Damen sich etwa zum Scherz vor mir verstecken?“

„Je nun! — warum sollten sie das nicht? Das ist jung, muthwillig, und da geschieht es wohl öfter, daß sie

mich necken! — ich habe sie ja Alle groß gezogen und nehme ihnen das nicht übel, wenn's mit Manier geschieht."

„Peste soit de la vieille!" murmelte der Obrist, mit dem Fuße stampfend.

„Elle est sourde comme un pot!" sagte der Reitknecht lachend.

Der Erstere kehrte sehr verdrießlich und aufgeregt in das Wohnzimmer zurück, warf sich schweigend auf einen Stuhl und trommelte leise an die Fensterscheiben. Auch Clara schwieg, so sehr es sie verdroß, ein so ungebührliches Benehmen in ihrem eigenen Zimmer erdulden zu müssen.

Nach einer ziemlichen Weile ward es laut im Corridor, und Clara hörte mit Schrecken ihre Kinder zurückkehren; sie kamen auch sogleich in das Zimmer, und ohne den Fremden zu beachten, liefen sie zur Mutter, sie mit Fragen bestürmend, weshalb sie nicht nachgekommen wäre, wie sie es versprochen, und warum Olga und Feodorowna sie nicht abgeholt hätten? — „Ihr habt nichts verloren, denn der Napoleon" — ist sehr häßlich, wollte das eine der Kinder so eben hinzufügen, da unterbrach sie aber die Mutter schnell und befahl ihnen, sich ihrer Hüte und Tücher zu entledigen. Der Fremde hatte während dieser kleinen Scene Clara nicht aus den Augen gelassen, und so konnte ihm denn ihre Unruhe, ihr Verdruß nicht entgehen. Er vertrat den Kindern den Weg und suchte nun durch seine Fragen an die geängsteten Kleinen zu erfahren, woran ihm so viel zu liegen schien. Clara war während der Zeit auf der Folter.

Nachdem das kleine Verhör beendigt war, trat der

Offizier auf sie zu und sagte mit schlecht unterdrücktem Zorne:

„Ich merke nun wohl, Madame, man will hier sein Spiel mit mir treiben! — doch Sie mögen nun tragen, was Sie über sich verhängten. Madame, ich bitte mir die Schlüssel zu allen Räumen Ihres Hauses aus; Sie selbst werden uns vorangehen. Ich denke den Schlupfwinkel, wohin man diese kleinen Russinnen versteckt hat, bald zu finden." Mit höhnischer Höflichkeit bot er der Frau vom Hause die Hand, sie zu führen. Clara antwortete keine Sylbe, nahm ihre Schlüssel und führte nun den Fremden, von zwei herbeigerufenen Gendarmen begleitet, vom Boden in den Keller, in alle Zimmer, das ihres Mannes jedoch so lange als möglich vermeidend.

Endlich kam auch dies an die Reihe. Der Schreibtisch, ein Lehnsessel, Pfeifentisch und Tabakskasten ließen keinen Zweifel darüber, wessen Zimmer dies sei. — Der Offizier warf einen durchbohrenden Blick auf Clara, deren Blässe und kaum zu unterdrückendes Beben seinen Verdacht bestätigten.

Er forderte den Bureau-Schlüssel, öffnete und machte sich an die Untersuchung der Papiere in demselben. Er fand nichts Verdächtiges und war schon im Begriff, das Zimmer zu verlassen, als ein Getöse, wie das Klirren von zerbrechendem Geschirr, sich so nahe hören ließ, als wäre es im Zimmer selbst. Der Fremde sah sich erstaunt um, die an der Thür stehenden Gendarmen ebenfalls, sein Blick fiel auf Clara, die auf einen Stuhl gesunken war. „Aha! rief der Offizier triumphirend, nun bin ich

doch dem Käfig nahe gekommen, worin die fremden Vögelchen hausen. Nun — nur keine weiteren Umstände, Madame, gestehen Sie's, hier in diesem Zimmer sind sie." Clara fühlte, daß es hier galt und daß nur ihr Muth, ihre Fassung allein die Gefangenen vor der Unvorsichtigkeit bewahren konnte, ihren Schlupfwinkel selbst zu öffnen und sich so den Feinden in die Hände zu liefern.

Sie trat vor den Offizier und sagte mit laut erhobener Stimme:

„Mein Herr! wären meine Töchter hier in diesem Zimmer verborgen, hätte ich für nothwendig gehalten, sie vor Gewalt und Unrecht zu verbergen, so wissen meine Töchter eben so bestimmt, wie Sie, mein Herr, es erfahren werden, daß nichts in der Welt mich würde vermögen können, sie zu verrathen. Eben so überzeugt bin ich, daß auch meine Töchter — wären sie hier verborgen — mit keinem Laut sich hörbar machen würden, möchte auch geschehen, was da wolle, sie würden das gewiß aus Liebe für mich nicht thun. — Und nun, meine Herren, suchen Sie, wenn Sie wollen und können."

Der Lieutenant, zuerst über Claras Fassung und Kraft erstaunt, gerieth später über ihre Erklärung in unbeschreibliche Wuth. Er und seine Leute durchsuchten jeden Winkel, durchstachen Fußboden, Sopha mit ihren Säbeln in unsinnigem Beginnen. Der Lieutenant befahl, mit den Kolben der Carabiner an alle Wände zu schlagen; der Lärm ward immer größer, Clara immer ruhiger; denn nun war sie sicher, daß die Verborgenen sich wohl hüten würden, hervorzutreten.

Der Lieutenant trat vor den Kamin, sah in die Esse hinauf, schlug mit dem Säbel an, stutzte, und nachdem er alle möglichen Versuche gemacht hatte, eine Thür oder dergleichen zu entdecken, gerieth er auf den Gedanken, es könne sich eine solche hinter dem Spiegel, der über dem Kamin befestigt war, befinden.

Auf einen Wink schlug der eine Gendarme in den schönen Spiegel, und er fiel in Trümmer; in diesem Augenblick trat der Obrist in das Zimmer und fuhr erschrocken zurück, indem er zu seinem Kameraden sagte: „Was geht hier vor, was beginnen Sie? — welch ein Verfahren in Gegenwart von Madame? und weshalb?"

In Worten, die der Zorn fast unverständlich machte, erzählte nun der Offizier Alles, was seinen Verdacht, die beiden Mädchen wären hier verborgen, erweckt und bestätigt hatte, und stellte Claras heldenmüthige Erklärung in das gehässigste Licht, um den wohlverdienten Verweis für seine Rohheit wenigstens in etwas zu schwächen.

Bei Erwähnung des Geräusches heftete der Obrist seinen Blick fragend auf Claras Augen — sie wich ihm aus, und auch er theilte nun des Lieutenants Verdacht; jedoch schwieg er darüber.

„Sie werden sich jetzt entfernen, Herr Lieutenant, diese zwei Leute aber hier im Zimmer an der Thür Posten stehen lassen und so lange diese Wache ablösen und erneuern, bis Madame das Ungegründete des gegen sie gehegten Verdachts durch die Gegenwart der beiden jungen Damen dargethan haben wird. — Madame, Sie

erlauben mir, Sie nach Ihrem Zimmer zu führen, damit Sie dort der Ruhe genießen können, deren Sie nach einer solchen Scene bedürfen müssen."

Auf dem Wege dahin sagte er ihr noch leise:

„Ueberlegen Sie wohl, was Sie thun, und bedenken Sie, daß man oft einem großen Uebel entgeht, wenn man sich in das kleinere ergiebt. Bon soir, Madame!"

Da saß sie nun in ihrem Zimmer, die arme Clara! — bewegt von dem, was geschehen war, und viel bewegter noch bei dem Gedanken an das, was noch geschehen konnte.

Sie sann mit so viel Ruhe und Ueberlegung nach, als sie irgend zu erringen vermochte, um etwas zu finden, das ihr Schutz und Rettung gewähren konnte. Umsonst. — Ihr Herz bebte, wenn sie an die Lage der armen Kinder dachte in dem Falle, daß sich binnen zwei Tagen kein Ausweg aus diesem Wirrsal zeigte. Nur auf so lange, höchstens auf drei Tage waren sie in ihrem Versteck mit Lebensmitteln und mit Wasser versehen; — war bis dahin keine günstige Veränderung eingetreten, dann mußte sie, um sie nicht Hungers sterben zu lassen, die theuren Wesen den Feinden überliefern — und was war alsdann ihr Loos!

Wollte sie auch eine Stafette ihrem Mann nachschicken, so konnte ihn diese sehr wahrscheinlich gar nicht treffen, da es kaum anzunehmen war, Oswald werde den Weg lange verfolgt haben, den er zuerst eingeschlagen; und traf sie ihn auch, kehrte er wirklich zurück, war alsdann hier die Gefahr weniger groß als jene dort? Konnte

nicht seine Freiheit gefährdet werden? — vermochte sie zu berechnen, bis wie weit Willkür und Gewalt zu gehen im Stande waren?

Sie brachte die Nacht schlaflos hin, eben so sehr durch ihre eignen Gedanken beunruhigt, als durch das Geflüster der alten Kriestel, die in ihrer Phantasie die „Kinderchen" schon verhungert sah.

Am folgenden Morgen kam eine Bekannte zu ihr, die zu den Frauen gehörte, welche, abgesehen von der kleinlichen Neugierde, aus welcher man gewöhnlich dem weiblichen Geschlecht einen Vorwurf macht, Alles genau wissen mögen und auch meistentheils wissen. Wie in ihren Schränken und Schubfächern Alles geordnet ist und jedem neuen Stück sogleich eine passende Stelle angewiesen wird, welche es denn auch so lange behält als es existirt, eben so müssen sie in ihren Gedächtnißtafeln jedes neue Individuum ordnen können und dies nach seiner Eigenthümlichkeit classificiren. Dazu müssen sie denn auch möglichst bald und möglichst genau seine Persönlichkeit, seine Neigungen, seine Gewohnheiten in Erfahrung bringen; und ehe das Bild nicht vollständig fertig ist, giebt es für sie keine Ruhe.

Napoleon war erst vierundzwanzig Stunden in *** und schon hatte Madame Berner alle Fühlhörner ausgestreckt, um zu erfahren, zu erforschen, und wo möglich zu ergründen!

Sie hatte so reichliche Ernte gehalten, daß sie die Fülle der über diesen interessanten Mann eingesammelten Nachrichten nicht in sich verschließen konnte, und da ihr

Weg sie gerade vor dem Oswaldschen Hause vorüber führte, gedachte sie, der lieben Madame Oswald auch etwas von ihrem Reichthum zukommen zu lassen.

Clara erfuhr in einer halben Stunde, wann der Kaiser aufstehe, sich kleide, frühstücke, schreibe, reite, esse, Audienz gebe und wann er des Abends und Morgens am zugänglichsten sei. Alle ihre Nachrichten waren „authentisch“ — Madame Berners Lieblingswort — und hatten sie manchen Gulden gekostet; denn sie hatte von jeher einen gewissen magnetischen Rapport zwischen den untergeordneten dienstbaren Geistern im königlichen Schlosse, und ihrem Geldbeutel zu erhalten verstanden.

Während die gute Frau erzählte, entstanden in Claras Seele große Gedanken, vor denen sie im ersten Augenblick zurückschreckte; sie suchte sie jedoch fest zu halten, und als Madame Berner sie verlassen hatte, prüfte sie ihren Muth für That und Rede. — Sie erwog Alles und von allen Seiten, und blieb endlich dabei stehen, daß dieses Vorhaben sicherlich eine Eingebung der göttlichen Güte sei, die ihr Madame Berner zugesandt habe, um in ihr diesen Funken zu wecken. Als es dunkel geworden war, kleidete sie sich anständig, aber sehr einfach, warf Mantel und Kappe um, versorgte sich reichlich mit Geld; und als sie ganz fertig war, erhob sich ihr Herz zu Gott, indem sie sich vor ihm demüthigte und betete.

Nun verließ sie mit Vorsicht ihr Haus, eilte dem Schlosse zu und hatte dort das Glück einem Offizier zu begegnen, dessen edles, offenes Gesicht ihr ein solches Vertrauen einflößte, daß sie ihn anredete.

Ihre reine, elegante Aussprache seiner Muttersprache berührte angenehm sein Ohr, so wie auch in der Art der Anrede eine so anspruchslose Würde lag, daß der junge Mann die feine, anständige Frau sogleich erkannte. Auf seine Frage nach ihrem Begehr sagte sie ihm: sie müsse den Kaiser sprechen, und von ihm hoffe sie, er werde ihr sagen, auf welchem Wege dies am leichtesten zu erlangen sei.

Der junge Mann sah sie betroffen an, dann sagte er: „Madame, wenn Ihr Gesuch an Se. Majestät nicht einen sehr wichtigen Gegenstand betrifft, dann würde ich Ihnen wohlmeinend rathen, diesen Wunsch aufzugeben."

„Es handelt sich um Ehre oder Leben und um die Angst eines Mutterherzens! — O, mein Herr! besitzen Sie noch Ihre Mutter, dann erfüllen Sie meine Bitte um ihretwillen, die sicherlich schon oft empfunden hat, was es heißt, für ein geliebtes Kind zittern; — ich habe für Zwei zu fürchten! — Gehen Sie, mein Herr, bitten Sie für mich um Gehör!"

Der junge Mann führte sie in ein leerstehendes Zimmer, bot ihr einen Stuhl und verließ sie dann. — Es dauerte lange, ehe ihr freundlicher Beschützer zurückkehrte; endlich erschien er, bot ihr den Arm und sagte, indem er sie führte: „Ich muß Sie darauf aufmerksam machen, Madame, daß der Kaiser kurze und bestimmte Antworten liebt, und daß Sie sich nicht etwa durch ein rauhes, rasches Wort dürfen einschüchtern lassen. Die Stimmung ist diesen Abend etwas stürmisch — darum bedürfen Sie des Muthes. Doch eine gute Mutter ermangelt

dessen nicht. Ich weiß das." — Eine rührende Erinnerung schien des jungen Mannes Auge mit einer Thräne zu füllen, doch zerdrückte er sie und geleitete Clara nur schweigend in das Zimmer, wo der Mann, den Europa mit Furcht und mit Bewunderung betrachtete, auf und ab ging, den Kopf nach vorn gebogen, die Hände, die Kronen nahmen und verschenkten, auf dem Rücken gekreuzt.

Clara verbeugte sich. — Er schien es nicht zu bemerken. — Sie verhielt sich still und beobachtete ihn.

Plötzlich stellte Napoleon sich gerade vor sie hin, sah sie mit dem scharfen, durchdringenden Blicke an, den nur Wenige aushalten konnten; sie ertrug ihn ruhig und schweigend.

„Wer sind Sie, Madame?" fragte der Kaiser nach einer Weile.

„Clara Oswald, Ew. Majestät."

„Oswald? — — Oswald? — ja, ganz Recht. Man beschuldigt den Mann, mit den Russen gegen mich zu conspiriren. — Ist er Ihr Ehemann?"

„Er ist es, Ew. Majestät, und ich darf hinzufügen, ein viel zu ehrenwerther Mann, um gegen irgend jemand zu conspiriren."

„Haben Sie Beweise für seine Unschuld?"

„Möchten mir Ew. Majestät verzeihen, wenn ich mir erlaube, zuerst nach den Beweisen seiner Schuld zu fragen?"

„Ah! c'est fort! — warum ist Ihr Mann denn geflohen?"

„Ew. Majestät mögen selbst beurtheilen, ob man zu

einer Flucht drei Tage vor der Abreise seinen Paß ausstellen läßt."

„Nun, warum, wenn er einen Paß hatte, ist er denn aber doch geflohen?"

„Ew. Majestät verzeihen, mein Mann ist nur etwas früher gereist als er anfänglich wollte."

„Weshalb?"

„Wenn Sie mir diese Antwort erlassen möchten, Sire!"

„Nein! — aber reden Sie offen, weshalb reiste Ihr Mann früher und heimlich?"

„Er hatte sich unvorsichtigerweise in einen Wortwechsel mit dem bei uns einquartirten Obristen le Vaillant eingelassen."

„Ja, ja! ich weiß — Herr Oswald hat mich dabei etwas hart mitgenommen."

Claras Muth sank.

„Geschah das nur aus Patriotismus? oder gab es dazu ein anderes Motiv?"

„Mein Mann war sehr aufgeregt an jenem Abend in Folge einer erschütternden Nachricht."

„Welche?"

„Ein Todesfall, Ew. Majestät." — Claras Stimme schwankte.

„In Ihrer Familie vielleicht?" fragte der Kaiser mit milderem Ton.

„Das nicht, Ew. Majestät; ein Freund meines Mannes — —"

„Ha! — ich entsinne mich — ja — d e r! — C'est naturel! —"

Ein düsterer Schatten zog über das ausdrucksvolle Gesicht und verscheuchte den Anflug von Güte, der darin vorher aufgetaucht war. Napoleon fing wieder seinen Marsch an; endlich blieb er stehen und fragte rasch:

„Wissen Sie, wer Ihren Mann denuncirt hat?"

„Nein, Sire!"

„Vermuthen Sie es?"

„Und wenn das wäre, Ew. Majestät, so würde ich mich sehr hüten, eine Vermuthung auszusprechen, die vielleicht einen tapferen Mann mit dem Stempel einer entehrenden Handlung zeichnete."

Der Kaiser fuhr in die Höhe, sah die kühne Frau verwundert an, aber sie wich dem Blicke nicht aus.

„Wissen Sie, ob Ihr Mann Verbindungen in Rußland hat?"

„So viel ich weiß, sind die Handelsverbindungen, welche mein Mann früher dort hatte, schon lange gänzlich abgebrochen."

Der Kaiser trat an seinen Tisch, suchte ein Papier, sah es durch und sagte dann:

„Warum verbergen Sie Ihre in Rußland geborenen Kinder?"

Nun erzählte Clara in gedrängtester Kürze, ruhig, besonnen und so schonend als möglich, in welcher Art der Lieutenant, dessen Namen sie nicht zu nennen wußte, sich bei ihr benommen, und welche Furcht er dadurch in ihr erweckt habe.

Der Kaiser hörte ihr aufmerksam zu, und als sie geendet, fragte er:

„Haben Sie wirklich Ihre Kinder versteckt?“

„Ja, Ew. Majestät!“

„Werden Sie mir sagen wo?“

Clara trat einen Schritt zurück, sah den Kaiser so ernst und prüfend an, daß er sich kaum eines Lächelns erwehren konnte.

„Ich bin meinem Manne verantwortlich für einen so gewagten Schritt, denn diese Kinder habe ich ihm nicht geboren; wenn Ew. Majestät mir Ihr Kaiserliches Wort geben, daß meinen Stieftöchtern nichts geschehen soll, was ihre Sicherheit gefährdet — —“

„Es ist mir neu, daß man mir Bedingungen stellt!“ — sagte Napoleon mit rauherem Ton.

„Das Bewußtsein meiner Pflicht zu genügen, giebt mir allein den Muth, Ew. Majestät Zorn auf mich zu laden — ich kann schweigen!“

„Also nicht einmal Ihre rechten Kinder sind es? — Sind sie schön und wie alt?“ — Durch Claras Seele blitzte ein neuer Schreckensgedanke; sie zögerte einen Augenblick, dann erwiderte sie jedoch muthig:

„Die älteste ist ein recht hübsches Mädchen von noch nicht siebzehn Jahren, die andere ist noch sehr unentwickelt und nicht besonders hübsch.“

„Sagen Sie doch, Madame Oswald, brennt etwa der Obrist für die kleine Russin? — ich kenne ihn in dem Punkte.“ — Clara schlug die Augen nieder. „So! — so!“ — dann, als blitzte schnell ein erregender Gedanke in dem Kaiser auf, und als wollte er Claras Muth auf jede Probe stellen, wendete er sich heftig an sie: „Hat

dieser Monsieur Oswald besondere Gründe, meiner in solcher Weise zu erwähnen, wie er es gethan?"

„Ew. Majestät, Sie fragen seine Gattin!"

„So müssen Sie ja am besten die Gesinnungen und Motive Ihres Mannes kennen. — Sie schweigen? — Wissen Sie, daß ich diesen Herrn Oswald füsiliren lassen kann?" — Napoleon sah die immer bleicher werdende Frau mit funkelnden Augen an.

„Ich weiß, daß Sie die Gewalt haben, ihn, wenn er das Unglück haben sollte ergriffen zu werden, erschießen zu lassen — ich weiß, daß Sie unsere Töchter, wenn der Hunger sie zwingt ihren Versteck zu verlassen, nach Frankreich transportiren lassen, daß Sie mich und meine Kinder ganz verderben können, eben weil Sie, wie gesagt, die Gewalt dazu haben". — „Eh bien?" fiel der Kaiser gereizt ein. — „Aber ich weiß auch, Sire, daß der Geist des großen Mannes, der Sie in diesen Räumen umweht und den auch Sie verehren, Ew. Majestät den Gedanken einflößen muß, daß ein wahrhaft großer Mann eben so wenig eine verzeihliche Aufwallung eines Einzelnen für eine Beeinträchtigung seines Ruhmes halten kann, als er durch eine Gewaltthat dem Interesse seiner Untergebenen dienen mag."

„Ma foi! cette femme a du courage!" murmelte Napoleon für sich; dann sich wieder an Clara wendend, die ihn mit sorgenvollem aber festem Blick betrachtete: „Madame! Sie sind eine brave Frau — ich schätze Sie — und werde Ihnen den Beweis geben, daß ich Sie für wahr und rechtschaffen halte. — Antworten Sie mir auf-

richtig. Können Sie mir mit Ueberzeugung sagen, daß Ihr Mann nicht mit den Russen gegen mich conspirirt? — ich gebe Ihnen mein Wort, daß jede Verfolgung gegen ihn aufhören soll, Ihre Antwort sei welche sie wolle."

Clara sah den allgemein gefürchteten Mann mit klaren, Vertrauen erweckenden Augen an und sagte dann:

„Ew. Majestät! — mein Mann ist ein durchaus rechtschaffener Mensch, und wenn er auch sein Vaterland über Alles liebt, so würde er, nach meiner innersten Ueberzeugung, jede Handlung verschmähen, die das Licht zu scheuen hätte; ich halte ihn vollkommen frei von jeder Verbindung, die selbst Ew. Majestät in Ihrem Interesse für tadelnswerth erkennen könnten." — Napoleon sah sie an, als wollte er bis auf den Grund ihrer Seele schauen; dann lächelte er, mit dem Lächeln, welches ihn so unwiderstehlich gemacht haben soll, wie Viele behaupteten, und sie mit der Hand grüßend, sagte er freundlich:

„Madame Oswald, Sie werden von mir hören."

Clara verneigte sich, warf ihm noch einen bittenden Blick zu und ging.

Im Vorzimmer traf sie den freundlichen jungen Mann wieder, der ihr schnell entgegen trat und ihr den Arm bot sie hinunterzuführen. Clara zitterte jetzt so heftig, nun die furchtbare Spannung nachließ, in welcher sie die ganze Zeit gewesen war, daß der gutmüthige Mensch sie erschrocken fragte: „Mein Gott, Madame, war der Kaiser zornig?"

„O, nein! nur war der Gegenstand des Gesprächs

ein sehr ergreifender für mich, und ich bin etwas erschöpft in Folge davon; die Luft wird mir wohlthun."

Sie verweilte noch einige Augenblicke im Schloßhofe, dann dankte sie ihrem freundlichen Begleiter, der sich entschuldigte, sie nicht bis zu ihrer Wohnung geleiten zu können, weil sein Dienst ihn im Schlosse fesselte. — Sie ging gedankenvoll, aber doch das Herz mit Hoffnung erfüllt, nach Hause, gegen Jedermann den Schritt verschweigend, den sie so eben gewagt.

Nach einer nicht minder unruhigen Nacht als die vorige, war Clara gegen Morgen in einen festen Schlaf gefallen, der sie taub machte für das ungewöhnliche Geräusch, welches in früher Morgenstunde die übrigen Hausbewohner beunruhigte. Als sie endlich erwachte und ihrem Stubenmädchen klingelte, trat diese mit dem Gesichte ein, welches diese Leute gewöhnlich haben, wenn irgend eine wichtige Neuigkeit ihnen auf dem Herzen lastet.

„Ach! Madame haben heute recht fest geschlafen, denn sonst hätten Sie doch den Spectakel hören müssen, den der fremde Obrist und seine Leute gemacht haben."

„Was ist mit ihm?"

Ja, wer das wüßte! — Heute früh um sechs Uhr kommt einer von den Franzosen und bringt einen Brief an den Obristen und thut grausam wichtig. Der Obrist muß geweckt werden, und kaum hat der den Brief gelesen, so schreit er auf seine Leute französisch ein und tobt fürchterlich, und in Zeit von einer guten Stunde waren sie Alle weg wie gefegt! — Kein Oberst mehr, kein

Musje Jean, kein Musje Pierre, keine Pferde — Nichts! Alles fort.“

„Sagte denn der Obrist gar nichts über diese schleunige Abreise, ließ er keine Bestellung an mich zurück?“

„O ja! — Er sagte: „Viel Compliment vor Madame und Mamselle, ik nicks kann bleib, ik Ordre zu marschier — ik nicks kann mack Adieu an Madam.“ — Dabei sah er aus, als hätte er in eine Citrone gebissen.“

Einige Stunden später kam ein schon ältlicher Offizier, ließ sich anmelden und überbrachte ein Schreiben, welches den Befehl enthielt, Madame Oswald fortan von jeder Einquartierung zu befreien, sie überhaupt vor jeder Beschwerde in ihrem Hause zu schützen. Mündlich fügte der sehr höfliche Ueberbringer hinzu: er sei beauftragt, die Gendarmen sofort wegzuschicken und Madame Oswald die Versicherung zu geben, daß Nichts der ungefährdeten Rückkehr des Herrn Oswald im Wege stehe, sobald seine Geschäfte ihm diese gestatteten. „Der Kaiser, fuhr er fort, ist erfreut gewesen, in der Person von Madame ein Abbild der so viel gerühmten Treue und Tugend deutscher Frauen zu sehen, und es gereicht ihm zum Vergnügen, Ihnen zu beweisen, daß Se. Majestät diese Eigenschaften zu schätzen wissen, wo sie dieselben finden.“

Clara dankte gerührt, aber mit so unverkennbarer Ungeduld, daß der freundliche Mann sich ihr empfahl, indem er lächelnd sagte:

„Sie sehnen sich nach einem Augenblick, bei welchem ein fremder Dritter überflüssig ist, also leben Sie wohl.“

Kaum war der Fremde sammt den Schildwachen fort, so flog Clara zu dem Versteck ihrer in Todesangst vergehenden Kinder.

Vor der Scene, die nun Statt fand, falle ein Schleier! — Die tiefen, das ganze Wesen durchdringenden Empfindungen vermag das Wort nicht genügend auszudrücken; kaum ist es der Sprache des Gefühls, der Musik, vergönnt, sie klar und verständlich wiederzugeben, wenigstens nicht die Freude. Für den Schmerz, für Wehmuth und Verzweiflung hat das Reich der Töne, der Harmonie, bessere Dolmetscher als für die beseligenden Empfindungen der Liebe und der Mutterfreude! Es mag den höheren Sphären vorbehalten sein, das Unaussprechliche in Himmelsaccorden auszudrücken. — Olga ging einige Tage wie träumend umher, von der sorglichen Mutter beobachtet; endlich schien es dieser gerathen, ohne Rückhalt mit ihr von dem bösen Verdacht zu sprechen, welchen der Obrist auf sich geladen, und ohne sich in weitere Beziehungen einzulassen, ihn so vor Olga hinzustellen, wie er wirklich war. Sie sagte nichts, erröthete aber sehr und blieb den Tag über nachdenkend. Am folgenden warf sie sich der Mutter um den Hals und sagte unter Thränen:

„O Mutter! so gut, so klug wie Du ist Niemand! — Wie viel haben wir Dir Alle, wie viel mehr aber noch habe ich Dir zu verdanken!"

Das war einer jener Augenblicke, wie sie uns nicht oft zu Theil werden! Augenblicke, die in der kürzesten Dauer ein Füllhorn des reichsten Lohnes über uns aus-

schütten, die Jahre der Mühen, der Sorgen, Aufopferungen jeglicher Art überschwänglich belohnen! — Augenblicke, in denen wir eine Befriedigung fühlen, der nichts gleicht; die uns mit solchem Muthe beleben, daß wir Kraft in uns fühlen, mit all den überstandenen und nun erkannten Mühseligkeiten und Opfern den Kampf aufs neue zu beginnen! Wenn Clara in einsamen Stunden der wenigen, aber so ereignißreichen Tage gedachte, so wie des Schrittes, den sie gewagt und der ihr nun so ungeheuer schien, begriff sie gar nicht, woher ihr der Muth dazu gekommen, und sie war in ihrer tiefen Bescheidenheit geneigt, das Alles einer höheren Einwirkung zuzuschreiben. Sie war wirklich von Herzen demüthig und deshalb ahnete sie auch nicht, daß die Pflichttreue, so wie die reine, feste Wahrhaftigkeit ihres ganzen Wesens ihr eine Kraft hatte verleihen können, welche förmlich an das Ungewöhnliche, Unbegreifliche grenzte.

Oswald kehrte nach einigen Wochen zurück. Sein erster Gruß, sein erster Kuß gehörte natürlich seiner heldenmüthigen Clara; dann faßte er Olga scharf ins Auge, als wolle er sich überzeugen, daß in ihrem Herzen sich eben so wenig etwas von einer fremden Einquartirung vorfand als in seinem Hause. Als die Tochter ihm jedoch versicherte, es sei jeder Feind ausgezogen, da schloß er sie innig in seine Arme und sagte:

„Gottlob! daß man nun wenigstens in seinem Hause frei athmen kann! wir wollen still und dankbar uns dieses Glücks erfreuen und der Schöpferin desselben durch erhöhte Liebe — wenn dies möglich ist — zu danken suchen.“

In diesem Sinne lebte fortan die Familie, deren Lebenszweck sie vielleicht, wenn nicht gewiß, dem höchsten Ziele auf ihrer still einfachen Bahn sicherer zuführte, als dies bei den sogenannten Ausgezeichneten der Fall ist, die sich auf ihrem bunten Lebenswege das Ziel nur zu leicht verrücken lassen. — Ist das einfach Gute, Wahre nicht auch immer das wirklich Schöne, Große!?

Sechstes Kapitel.

Während die Wellen eines sturmbewegten Zeitstromes gewaltsam eingriffen in das Schicksal der Staaten Europas, so wie in das kleine Getriebe häuslichen Lebens, schwankte auf dem wirklichen Ocean das Schiff, welches Waldemar seiner fernen, schwierigen Bestimmung entgegentrug. Die Neuheit alles dessen, was ihn umgab, die Großartigkeit des Elements, auf welchem eine der bewundernswürdigsten Schöpfungen des menschlichen Geistes sich bald tändelnd schaukelte, bald auf und ab wogte, bald mit ruhiger Majestät den weißen Schaum durchschnitt — alles dies zog seinen Geist nicht allein von den eigenen Interessen mehr ab als irgend etwas bisher, sondern es ließ ihn auch unbekümmert um das, was um ihn vorging, wenn dies nicht zu dem gehörte, was ihn so lebhaft erregte. Er überließ sich der Zukunft, nicht ohne jene uneingestandene Hoffnung, diese werde ihm vergelten, was Vergangenheit und Gegenwart ihm Uebles gethan. Er fand eine ihm selbst unerklärliche Zerstreuung in dem Anschauen des stets bewegten Spiels der Wellen; ihm war als führte eine jede ihm einen neuen Gedanken, eine neue Empfindung zu, oder als erschlösse sich ihm eine

lockende Tiefe, in welche er sich versenken konnte mit dem vollen Weh seines Herzens, es bergend wie einen Schatz. — Oft stand er stundenlang des Abends an des Schiffes Rand gelehnt, immerfort das Spiel seiner Gedanken in das der Wogen mischend. Blickte er dann auf und sah über sich eine andere noch unermeßlichere Tiefe, den dunkeln Himmel mit seinen tausend leuchtenden Augen, dann war ihm als blicke aus jedem dieser Sterne der mild tröstende Blick seiner Alma ihm entgegen.

Eines Nachmittags war Waldemar wie gewöhnlich auf dem Verdeck. Ein Geräusch in seiner Nähe störte ihn aus seinen Träumen; seine Augen folgten dem Gehör, und er bemerkte, daß der Schiffsarzt, von einem Matrosen unterstützt, einen Menschen die Kajütentreppe hinaufführte, dessen Kräfte ganz erschöpft schienen. Man hatte ihm das Gesicht mit einem dünnen Tuche verhüllt, wahrscheinlich, um ihn vor dem plötzlichen Eindruck der scharfen Seeluft zu schützen; in Mantel und Decke gehüllt, legte man ihn auf eine Matratze und ließ ihn dort eine gute halbe Stunde; dann ward er mit derselben Vorsicht wieder in die Kajüte zurückgeführt.

Auf die Frage, wer der Leidende sei? erhielt Waldemar eine ganze Geschichte zur Antwort; sie lautete wie folgt:

Auf der Höhe von . . . . . hatte das Schiff mit mehr als einer Gefahr zu kämpfen. Der Sturm, der es mit jeder Minute der französischen Küste näher zutrieb, war das, was am wenigsten beunruhigend war; denn obgleich der Capitain die französische Flagge hatte aufziehen

lassen, so konnte diese List, wenn der Wind sich nicht drehte, sie in eine Nähe bringen, die der Besatzung eben so unheilvoll, als dem Cabinet von St. James verdrießlich werden konnte. Am dringendsten ward die Gefahr in den dunkeln Stunden der Nacht; gegen Morgen legte sich der Sturm, und als es Tag ward und sie im Begriff waren alle Segel beizusetzen, um dieser unwillkommenen Nähe zu entfliehen, da gewahrten sie ein Boot und in demselben einen Menschen allein, der mit einem an einer Ruderstange befestigten Tuche Zeichen gab, welche die Hülfe der Schiffsmannschaft in Anspruch zu nehmen schien. Diese vermuthete einen Verunglückten oder von langer Noth ganz Erschöpften in dem armen Menschen, der so verlassen gegen das aufgeregte Element ankämpfte, denn der Capitain bemerkte durch das Fernglas, daß der Unglückliche im Boot zusammensank und sich nicht mehr regte; er ließ sogleich ein Boot aussetzen, um den Ermatteten an Bord seines Schiffes zu bringen.

Die Matrosen fanden ihn in tiefer Ohnmacht; er ward nicht ohne Beschwerde an Bord gebracht, ohne wieder zu sich zu kommen; der Schiffsarzt untersuchte ihn und fand keine äußere Verletzung, wohl aber trug sein Körper Spuren so eben überstandener und noch dauernder Leiden, denn er war abgezehrt und, wie es schien, völlig kraftlos.

Als er aus langer, tiefer Ohnmacht erwachte, war er ohne Bewußtsein und alle Symptome verkündeten ein Nervenfieber der schlimmsten Art. Es brach in seiner ganzen Furchtbarkeit aus, und der arme Mensch blieb mehrere Wochen in steter Lebensgefahr, ohne daß die-

jenigen, welche ihn aufgenommen hatten, auch im entferntesten nur erfahren konnten, wem sie diesen Liebesdienst erwiesen. Während dieses Zeitraums lief das Schiff in den Hafen von N.... ein; man wollte den Kranken in ein Hospital bringen; allein der Arzt fand dies so bedenklich, daß der Capitain, seiner Vorstellung nachgebend, gestattete, ihn weiter auf dem Schiffe zu verpflegen, und dies um so eher, da er nicht erwartete, so bald wieder den vaterländischen Hafen verlassen zu müssen. Dies war jedoch ein Irrthum; denn kaum war die Ladung gelichtet, die Papiere in Ordnung gebracht, so erhielt der Capitain neue, und sehr dringende Befehle zur Abfahrt nach Spanien, und so geschah es, daß dies Schiff, auf welchem Waldemar zu seiner kritischen Mission eingeschifft ward, in so großer Eile unter Segel ging, daß man des Kranken nicht gedachte, der nun erst, nach wochenlangem Delirium zum Bewußtsein und zum Leben zurückkehrte. Er war jedoch so schwach, daß er nur mit Mühe seine Gedanken sammeln konnte; geschah dies, so schienen sie auf so trüben Erinnerungen zu verweilen, daß sein Zustand sich dadurch sichtlich verschlimmerte, und so drang man denn auch nicht mit Fragen in ihn.

Seine Phantasien hatten sowohl in Hinsicht seiner Sprache als auch der Gegenstände, über welche sie sich erstreckten, einen Mann aus den höheren Ständen verrathen; sein zarter Körperbau, Hände, welche nur die von der ungewohnten Arbeit des Ruderns entstandenen Schwielen trugen, die sehr feine Wäsche, welche sich unter dem schlechten Kleide, in dem man ihn fand, zeigte, endlich

ein in den schönen Stein seines goldnen Siegelringes geschnitztes gräfliches Wappen, so wie eine mit Goldstücken gefüllte Börse, dies alles bewies zur Genüge, daß der Leidende wenigstens kein gemeiner Mann war.

Dieser Bericht erweckte zwar Waldemars allgemeine Theilnahme sehr und in so fern auch wohl in etwas erhöhtem Grade, als man die Vermuthung gegen ihn ausgesprochen hatte, der Kranke könnte wohl ein Deutscher sein, da er eben so oft deutsch als französisch gesprochen habe; allein es trieb ihn doch nichts an, sich näher um ihn zu bekümmern. Er sah ihn mehrere Tage nicht, da das Wetter unfreundlich und stürmisch geworden war; als jedoch mildere Luft eintrat, erschien der Kranke wieder und diesmal fast ohne alle Unterstützung, so sehr hatte die Kraft der Jugend der guten Pflege die Hand geboten. Waldemar saß vertieft in die Lectüre eines wissenschaftlichen Werkes und erhob nur flüchtig das Auge, um den Kranken zu betrachten, der am andern Ende des Decks sich in den Strahlen der Sonne ein bequemes Plätzchen gefallen ließ.

Abgespannte Züge, bleiche ausgehöhlte Wangen, ein in krankhafter Schwäche gebeugter Körper boten ein Bild dar, welches so wenig im Stande war, den Gedanken festzustellen, welchen eine auffallende Aehnlichkeit in der Gesichtsbildung dieses Menschen hervorgerufen hatte, daß Waldemar diesen Gedanken auch sogleich als eine Thorheit aufgab.

Und dennoch verfolgte ihn dieser. — Ist einmal in unserm Innern ein Gefühl jener unerklärlichen Ahnung

aufgeregt, welche uns vorbereitet auf das Ungewöhnliche, gewaltig Erschütternde, hat ein solcher Gedanke unsere Einbildungskraft berührt, dann kämpft der ruhige Verstand vergebens dagegen an; wir werden von dieser innern Magie verfolgt, beunruhigt, wie von einem Gespenste, das so wie diese luftigen Gebilde einer exaltirten Phantasie, nur durch die Berührung der Wirklichkeit zerrinnt.

Auch Waldemar konnte seinen Gedanken nicht wehren, ihn immer wieder zu einer Vorstellung zurückzuführen, welche er im nächsten Augenblick verwarf, die ihn aber so aufregte, daß er beschloß, durch angestrengte Arbeit seine Ruhe und Selbstherrschaft über seinen Geist wieder herzustellen, und deshalb blieb er einige Tage in der Kajüte und ging nur am späten Abend auf Deck.

Eines Morgens, als die Sonne schon ziemlich hoch stand, hörte er plötzlich eine lebhafte Bewegung über sich, ein ängstliches Rufen und zu gleicher Zeit einen schweren Fall ins Meer. In zwei, drei Sätzen war Waldemar auf Deck und lief nach der Seite, wo der Capitain, von der Mannschaft umringt, stand, Befehle ertheilend, durch Zuruf ermuthigend.

Ein junger Mann, Sohn aus einer der ersten Familien, hatte sich mit eingeschifft, um eine Seereise zu versuchen, und war dem Capitain auf das dringendste empfohlen worden, der als ein vieljähriger Freund des Vaters über diesen jungen Menschen zu wachen versprach, wie über sein eigenes Kind. Dieser Jüngling hatte nun, allen Warnungen zum Trotz, abermals eine Luftpartie,

wie er es nannte, in den Mastkorb unternehmen wollen, war vom Winde geschaukelt, vom Schwindel ergriffen worden, und, glücklich genug, ins Meer gestürzt.

Die geübtesten Schwimmer und Taucher waren ihm nachgesprungen, und mit gespannter Erwartung harrten Alle des Wiedererscheinens des jungen Mannes. Endlich brachte ihn ein Matrose herauf, und in diesem Augenblick hörte Waldemar eine Stimme neben sich ausrufen: „Er ist todt, der Glückliche!" Waldemar wandte sich rasch gegen seinen Nachbar um; dieser, durch die schnelle Bewegung berührt, faßte Waldemar ins Auge, und nun standen sich zwei Menschen einander gegenüber, die sich hier wohl am wenigsten zu treffen vermuthen durften.

„Waldemar! — Oscar!" — tönte es zugleich aus beider Munde. —

Der Letztere war so erschüttert, daß Waldemar es für das Beste hielt, ihn sogleich in den Raum und in seine eigene Kajüte zu führen; Keiner hatte jedoch den Muth, den Anderen um die Veranlassung zu diesem Zusammentreffen zu befragen. Endlich brach Oscar das Schweigen und begann:

„Es grenzt an das Wunderbare, lieber Waldemar, daß wir uns auf dem weiten Ocean wiederfinden müssen, während Du mich vielleicht todt oder doch der Welt abgeschieden dachtest, und ich Dich mir auf dem Gipfel irdischen Glückes vorstellte. — Du verließest Eltern, Braut und Vaterland und um welcher Ursache willen? — Das scheint mir unbegreiflich! — Mein düsteres Loos mit seinen dunkeln Wendungen liegt mehr im Gebiet dessen,

was sich durchschauen läßt. — Sage, wie kamst Du hieher auf dieses Schiff, aus welchem Grunde und zu welchem Zwecke?" —

„Weil ich alle die schönen Güter, welche Du vorhin nanntest, nicht mehr besitze, — weil — ich elender bin als Du, der sich verletzt fühlen könnte bei dieser traulichen Benennung, wäre Dein Herz eben so stolz, als es weich ist."

„Du wirst mir immer räthselhafter! — Sprich, ich beschwöre Dich, und bedenke, daß meine Kräfte kaum hinreichen, diese furchtbare Spannung zu ertragen."

Nun enthüllte Waldemar vor Oscars erstaunten Blicken die Entwickelung seiner Verhältnisse bis zu dieser Stunde; er benachrichtigte ihn so schonend als möglich von dem Tode seines Vaters, der Trostlosigkeit seiner Mutter und ihrer Zurückgezogenheit, und erwähnte nur beiläufig, so viel als ihm erlaubt war, seiner jetzigen Stellung.

Diese ganze Erzählung war, trotz ihrer gedrängten Kürze, so angreifend für Beide gewesen, daß Waldemar sein Verlangen, Oscars Schicksale auch kennen zu lernen, bis morgen bezwang und, dem Genesenden Ruhe empfehlend, ihn bat, sie auch ihm zu gönnen. — Welch ein Tag und welch eine Nacht für Beide!"

Am folgenden Morgen trat Oscar in Waldemars Kajüte ein, um das Frühstück mit ihm einzunehmen, und nachdem dies geschehen, sagte er:

„Du, lieber Waldemar, hast allerdings ungeheuer viel verloren, aber doch nicht Dich selbst! — Du bist

unglücklich, jedoch nur zerfallen mit dem Glücke, mit den Menschen; — aber in Dir ist Friede, Ruhe, Kraft! Du wirst Dein Unglück besiegen, Dich über dasselbe erheben, während es mich übermannte, unterjochte! — Dieses unselige Verweichlichen meines Willens, der ohne innere Kräftigung nur in starren Eigensinn ausartete, diese Mattigkeit meines Geistes, die an der ersten Schwierigkeit, an dem ersten Widerstande erlahmte, sie sind die traurigen Früchte meiner Erziehung, der nicht verständigen Liebe meiner Mutter und der nachsichtsvollen Schwäche meines Vaters gegen jene. Sie hat sich wohl schwer an uns beiden versündigt, doch kommt es mir wenigstens nicht zu, mit der unglücklichen Frau deshalb zu rechten. Sie hat ja in meinem Thun, in meinem Vergehen die Strafe des ihrigen gefunden. — Und Du? — Du besitzest Kraft und Güte genug, um ihr zu verzeihen!" — Waldemar reichte ihm schweigend die Hand. Nach einer kleinen Pause begann Oscar wieder:

„Noch fühle ich mich nicht stark genug, in alle Einzelheiten der Begebenheiten, die ich erlebte, einzugehen, darum nimm mit dem fürlieb, was ich Dir im Allgemeinen darüber mittheilen kann. — Als meinen Verirrungen damals in Paris durch die Katastrophe, welche dem Treiben der St. Laurent ein Ende machte, Einhalt geschah, und ich zu der Erkenntniß kam, wie tief auch ich gesunken war, als dies schreckliche Gefühl durch die Nachrichten über Ediths trauriges Geschick meinen Schmerz bis zum Unerträglichen steigerte, da verließ mich auch das letzte Bischen Willenskraft. Lebensüberdruß

und die schnödeste Selbstsucht, im Verein mit dem Gefühl der Scham, der Furcht vor meinem Vater, ließ mich jeder anderen Rücksicht vergessen und mich das als das Einzige verfolgen, worin ich Trost und Linderung meines Schmerzes, Versöhnung mit mir selbst hoffte.

„Meine Flucht von der so tief gebeugten Mutter hatte ich zu gut vorbereitet, als daß in den nächst folgenden Tagen eine Verfolgung meiner Person zu fürchten war. Ich eilte der spanischen Grenze zu, jenseit derselben auf bereitwillige Aufnahme in einem der vielen Klöster hoffend. Ich fand jedoch größere Schwierigkeiten, als ich erwartet hatte; theils war diese darin begründet, daß ich noch Protestant war, theils mußten noch andere Umstände obwalten, die ich mir bis diesen Augenblick nicht zu erklären weiß; genug, trotz der bekannten Neigung, Proselyten zu machen, Verirrte in den Schooß der Kirche aufzunehmen, fand ich überall Hindernisse und eine gewisse Scheu, mich aufzunehmen, die schon bedeutend dazu beitrugen, meinen schwärmerischen Eifer etwas abzukühlen. Endlich glaubte ich das Ziel, welches ich seit Monaten auf meinen Wanderungen die spanische Küste entlang verfolgte, gefunden zu haben. — Unweit Yrun, fast ganz nahe am Hafen von St. Sebastian liegt ein kleines Kloster, dessen Stifter ein der Welt Abgestorbener gewesen ist; hier schien man mich aufzunehmen geneigt. Der Prior, ein düsterer, fanatischer Mönch, übernahm selbst meine Bekehrung zum neuen Glauben; doch lag es nicht in seiner Eigenthümlichkeit, das Christenthum von der wohlthuenden Seite aufzufassen und dar-

zustellen. Seine düstern, das Herz mit Furcht und den denkenden Verstand mit Zweifeln erfüllende Lehren riefen mir lebhaft diejenigen zurück, welche der sanfte, freundliche Lehrer meiner Jugend bemüht gewesen war, in mein Herz zu pflanzen, welche, leider! wenig Frucht getragen haben. Wie es aber fast immer der Fall ist, daß der verkehrte Mensch das Gute erst durch den Contrast des Gegentheils seinem vollen Werthe nach erkennt, so erwachte auch in mir die Erinnerung an all das Tröstliche, Erhebende lebendig, was mein flüchtiger Sinn früher nur oberflächlich beachtet hatte, und es ward mir, je länger je mehr, unmöglich, alles dasjenige, was die neue Lehre mir aufdringen wollte, so ohne Weiteres hinzunehmen. Ich ließ mich zum Widerspruch hinreißen und ward hart darüber angelassen und gescholten, aber nicht überzeugt; die eigenthümliche Hartnäckigkeit meines Willens, mein Stolz, empörten sich, und ich gerieth in offene Fehde.

„Ich wollte mich nicht fügen, man bestrafte mich auf unwürdige Weise; ich wollte fort, und man beraubte mich meiner Freiheit.

„Nun sann ich nur auf Mittel zur Flucht, ich mußte zur Verstellung greifen, um die Wachsamkeit der Mönche zu täuschen. Aus einem mir unerklärlichen Gefühl hatte ich aus dem Ränzel, welches ich in das Kloster mitbrachte, einen Anzug und meine Börse genommen und Beides sorgfältig verborgen. Ein Theil des Inhalts der letzteren verschaffte mir die Freiheit. Doch nun stellte sich mir eine andere Schwierigkeit in den Weg. Die politi-

schen Verhältnisse zwischen Spanien und Frankreich boten ein großes Hinderniß dar, die Grenze zu überschreiten. Mein Paß war nicht mehr gültig und nur mit Lebensgefahr und unter Entbehrungen, Anstrengungen, Aengsten aller Art konnte ich mich von einem Orte zum anderen über die Grenze und durch einen Theil von Frankreich schleichen, aber immer suchte ich der Küste nahe zu bleiben, weil ich auf einen glücklichen Zufall hoffte, welcher mich zu irgend einem Schiffe bringen konnte.

„Eines Tages, als ich erschöpft und schon krank mich an dem Fuß eines Felsens gelagert hatte, sah ich in einiger Entfernung Bauern und Soldaten sich mir nähern; ich erhob mich und schickte mich an, ihnen zu entgehen, als ich sie heftig schreien hörte, und mir gebieterisch befehlen, zu bleiben. Aus ihren Reden schloß ich, daß man mich für irgend einen Verbrecher hielt, auf dessen Verfolgung sie begriffen waren, und da ich kein Mittel besaß, mich vor einer Behörde zu legitimiren, so blieb mir nichts übrig, als mich in eine der vielen Felsenspalten zu verbergen. Man schoß nach mir, allein die Kugeln trafen nicht, und auch andere Versuche mich zu fangen blieben fruchtlos; ich war jedoch dieser Art mein elendes Dasein hinzuschleppen sehr überdrüssig, daß ich in meiner Verzweiflung beschloß, mein Leben lieber dem Ungefähr auf dem Ocean anzuvertrauen, als es auf diese Weise, wie der Galeerensclave seine Kette, zu tragen, und so schlich ich mich in der nächsten dunkeln Nacht in ein Fischerdorf, löste ein Boot, und meine Seele Gott empfehlend, ließ ich mich in die See und ruderte, so viel meine

Kräfte es gestatteten, um das hohe Meer zu gewinnen. Die Aufregung gab mir übernatürliche Kraft, als jedoch am zweiten Tage ein furchtbarer Sturm sich erhob und ich wie ein Ball mit meinem Boot von einer Seite zur andern geschleudert ward, da verzagte ich an der Möglichkeit einer Rettung. — Als es tagte, gewahrte ich dies Schiff, welchem mich der Wind, der sich glücklicher Weise gedreht hatte, zutrieb; ich gab ein Nothzeichen, dann sank ich zusammen — das Uebrige ist Dir bekannt.“ —

„Wie wunderbar sich die Schicksale der Menschen gestalten, sagte Waldemar nach einer langen, gedankenvollen Pause; Du geräthst in Noth und Elend, während Du Dich im Besitze nie geträumter Güter und Vorrechte befindest, ja ohne eine Ahndung davon zu haben; mich stößt eine verhängnißvolle Verwickelung von Umständen aus dem Schoße des Glückes und der Ehren hinaus in eine Lebensbahn, auf welcher es noch sehr ungewiß ist, ob und in wie fern es mir gelingen wird, mir eine dauernde, eine ehrenvolle Stellung zu erringen. — Du kehrst zurück zu dem Sitze Deiner Väter, um an der Gruft Deines Erzeugers seinem Andenken eine dankbare Thräne zu weihen, wenn gleich er Dir bei seinem Leben wenige Beweise einer sehr zärtlichen Zuneigung gab, während ich, auf dem alle seine Liebe, seine stolzesten Hoffnungen ruhten, ohne Eltern, ohne Namen, mit dem Fluch ehrloser Geburt beladen, einer unsichern Zukunft entgegen gehe. — Doch darfst Du mich nicht mißverstehen und etwa diese Aeußerungen einem Gefühl von

Neid entsprungen wähnen; diese unedle Regung ist, Gottlob, meinem Herzen fremd."

„Das weiß wohl Niemand besser als eben ich, zu dessen Gunsten Du Dich ja so großmüthig aller der Vorrechte entäußern wolltest, die mir nun zugefallen sind. Vergönne mir jetzt, Dir meine Dankbarkeit an den Tag zu legen, und betrachte mich, vor wie nach, als Deinen Bruder; laß uns nun den Tausch vollbringen, welchen Du damals eingehen wolltest, wenn auch in anderer Art; — tritt Du in meine damaligen Verhältnisse, da ich, wie Du sagst, den Willen meines Vaters, den er in seinem Testament ausgesprochen hat, erfüllen muß; und kannst Du nun schon einmal nicht „Meerhold" heißen, so sei glücklich mit Deiner Alma unter dem von „Waldemar! — Ich habe die Richtigkeit aller dieser Verhältnisse kennen gelernt, auch bin ich abgefunden mit dem sogenannten Glück. — Editha ist mir verloren, und mit ihr, was mir die neue Gestaltung meiner Verhältnisse hätte machen können."

Waldemar schlug jedes Anerbieten dieser Art aus, wenn auch nicht ohne viele Kämpfe gegen Oscars einmal aufgefaßte Idee. — Beide Männer, als Brüder sich oft fremd und uneinig, trennten sich nach Waldemars Landung, im Gefühl wärmerer Zuneigung, als sie sie jemals für einander empfunden hatten. Oscar kehrte mit einem sogleich absegelnden Schiffe nach England und von dort in sein Vaterland zurück, wo er in der Beschäftigung auf seinen großen Besitzungen eine wohlthuende Zerstreuung und völlige Herstellung seiner Gesundheit fand.

Siebentes Kapitel.

Waldemar ging während dieser Zeit dem Ziele, das er verfolgte, mit Umsicht und Behutsamkeit entgegen, nicht ahnend, daß er sich der Lösung seines verworrenen, dunkeln Geschickes mit raschen Schritten nahte.

Mit Geldmitteln reichlich versehen, eben so wie mit Empfehlungsbriefen, welche ihm den Zutritt in den besten Häusern sicherten, näherte er sich unter mancherlei Gestalten, auf verschiedenen Umwegen der Hauptstadt und Residenz eines Königs, dessen Ohnmacht ein Spielwerk war in eines Weibes und eines übermüthigen Günstlings Hand.

Auf dunkeln, tausendfach verschlungenen Wegen schritt die Nemesis heran auf dem „zur Ehre Gottes" mit Blut getränkten Boden. Eine furchtbare Erfüllung des zweiten Gebotes ward vorbereitet in dem Lande, welches geschaffen scheint, ein Garten Gottes zu sein und das so oft der Schauplatz blutiger, beklagenswerther Verirrungen menschlicher Leidenschaften war und zum Theil, leider! noch ist.

Waldemars männliche Schönheit, sein ernstes Wesen, der tief melancholische Blick seiner wunderbar schönen

Augen, die dunkle Farbe von Haut und Haar, ließen ihn oft den für ihn sehr wichtigen Vortheil genießen, für einen Spanier gehalten zu werden, was ihm Gelegenheit verschaffte, manche Notiz zu sammeln, welche sonst wohl schwerlich seine Briefmappe bereichert haben würde. Seine Ruhe und der Anschein von Gleichgültigkeit, welchen sie ihm, im Vergleich zu anderen jungen Männern dort, gab, ließ Viele in dem Wahn, er sei ein ganz unschädliches Subject; und so schön und fein gebildet er auch war, seine Kälte schien ihm auch als Aegide gegen die Eifersucht zu dienen, da er zwar artig gegen alle Damen war, jedoch nicht eine einzige auszeichnete. Anfangs schienen die Donnas diese Zurückhaltung nur für die Maske zu halten, hinter welcher sich irgend ein stilles Glück verbarg; allein dieser Irrthum erhielt sich nicht lange; denn, eben so wenig als ein Weib etwas verräth, was zu verschweigen in ihrem Interesse liegt, eben so wenig dürfte ein Geheimniß verborgen genug gehalten werden können, um ihren emsig spähenden Augen zu entgehen.

Aber räthselhaft fanden sie es doch und fast unerklärlich, daß ein also von der Natur begabter Caballero, wie ein gefeiter Ritter, ungefährdet und ungerührt aus dem Feuer ihrer Blicke entkommen könne. Die Erfahrung war ihnen neu, wie der Gegenstand, und um so lebhafter folglich ihre Wißbegierde in Bezug auf Alles was ihn betraf. Es dauerte auch gar nicht lange, so wußte man in den verschiedenen Gesellschaftskreisen, in welchen unser junger Freund sich bewegte, daß der Sennor

Waldemaro um diese Stunde aufstand, in die Kirche ging, um jene in diesem oder jenem Gasthause speisete, daß er die Abende meist allein in seiner Wohnung zubrachte, wenigstens nie einen andern Weg einschlug als dahin, so oft er etwa aus einer Gesellschaft kam.

Kein Rendez-vous, keine Liebesbriefchen, keine Serenada vor dem Fenster einer der Schönen, deren verheißungsvolle Augen ihn wohl hätten auf die Vermuthung hinleiten können, sie sei geneigt ihm oder den Tönen seiner Chitarra ein williges Ohr zu leihen! — Ein solches Leben war unter der männlichen Jugend Madrids eine nie gesehene Erscheinung. — Wie weit der Forschungsgeist der schönen Sennoras sich erstreckt, hat Fama nicht berichtet, und da diese Dame sonst den Mund bei der kleinsten Veranlassung voll genug zu nehmen pflegt, so wollen wir voraussetzen, daß der Stolz der edlen Donnas sie die Grenze nicht überschreiten ließ, welche Anstand und Sitte solcher „Wißbegierde" überall ziehen sollten. —

Eines Abends, als Waldemar aus einer Gesellschaft kommend seiner Wohnung zuschritt, hörte er in einer Straße, um deren Ecke er so eben bog, laute Stimmen wie heftiger Wortwechsel unter Männern, Waffengeklirr und ein dumpfer Schrei; dann das Davoneilen mehrerer Menschen. Waldemar eilte so rasch als möglich dem Orte zu, woher der Lärm gekommen zu sein schien; er fand nur einen Verwundeten und einen Menschen, welchen er für dessen Diener hielt und der unweit davon auf den Knien lag und einen Rosenkranz nach dem an-

deren abbetete, ohne sich im Geringsten nur um den stark Blutenden zu kümmern.

Waldemar sprang herbei, neigte sich zu ihm herab, um zu sehen, ob er noch lebe. — Zu seiner Freude hörte er den Gefallenen stöhnen; er unterstützte ihn, um ihn aufzurichten und fragte ihn auf spanisch: ob er sich schwer verletzt fühle?"

Diese Frage ward von dem Verwundeten verneinend beantwortet und hinzugefügt: daß der Stoß, welcher ihn zu Boden geworfen, ihm mehr Schmerzen verursacht habe als die Wunde, von der er hoffe sie sei nicht gefährlich.

Waldemar bemerkte, daß das Gehen dem Verletzten schwer fiel, und erbot sich, ihn mit Hülfe des Dieners zu seiner Wohnung zu geleiten. Dies Anerbieten ward mit Dank angenommen, und so gelangte man, zwar nicht ohne Beschwerde, zu einem reizend gelegenen Palaste, dessen Mauern, gothische Verzierungen und blinkende Spiegelfenster, im magischen Schimmer des Mondes einen schönen Anblick darboten.

Der Diener schellte dreimal, und sofort erschien eine Anzahl reichgekleideter Diener mit Wachskerzen; der hasenherzige Begleiter seines Herrn verkündete mit geschwätziger Zunge den stattgefundenen Vorfall, und sobald die Kunde von der Verwundung ihnen geworden, eilten sogleich mehrere der Lakaien in den Palast und kehrten nach wenigen Augenblicken mit einem sammetnen Sessel zurück, auf welchem sie den, wie es schien, sehr verehrten Herrn in sein Zimmer trugen, wohin Waldemar folgte.

Ueberall trat ihm Glanz und gediegener Reichthum entgegen, überall der unverkennbare Stempel, welchen hohe Geburt allen Umgebungen einer vornehmen Person aufdrückt; doch war in diesem Hause die unbeholfene Pracht, welche gewöhnlich in Madrid in den Palästen der Großen zu jener Zeit noch herrschte, dem Geschmack eines gebildeten Geistes gewichen und manche Verzierung verrieth ein fremdes Vaterland.

Waldemar wollte sich empfehlen, sobald er den Herrn in seinem Zimmer wohl aufgehoben sah; dieser widersetzte sich dem Vorhaben jedoch mit der liebenswürdigsten Dringlichkeit und bat nur um Erlaubniß, in seinem Schlafzimmer den dort wartenden Wundarzt nach der „Schramme" sehen zu lassen und dann noch einige Stunden in der Gesellschaft seines gütigen Helfers verweilen zu können.

„Sie werden, fügte der Herr des Hauses hinzu, auf einigen der hier befindlichen Tische mancherlei antreffen, was Sie vielleicht anzieht und Sie über die Unbehaglichkeit hinwegbringt, im fremden Hause allein und bei einem Wirthe zu sein, der die erste Bekanntschaft damit beginnt, einen so gütigen, und, irre ich nicht, einen eben so liebenswürdigen Gast zu verlassen. — Doch sicherlich nicht auf lange Zeit! à revoir!"

Es fand sich in der That ein Reichthum an interessanten Skizzen, an wunderschönen Kupferstichen vor, der zu jeder anderen Zeit Waldemars Interesse in hohem Grade erweckt haben würde; allein er fühlte sich unbeschreiblich aufgeregt und schob dies auf den Schrecken

über den Unfall, welcher seinem Wirthe begegnet war. Seine innere Erregung ließ ihn eine Wanderung durch eine erleuchtete Zimmerreihe vorziehen.

Er gelangte zunächst in ein Cabinet, dessen Halbdunkel, so wie die ganze Verzierung, ihm wie mit einem Zauberschlage jenen Abend zurückrief: wo er seine vermeintliche Mutter in ihrem Boudoir und an heftigen Kopfschmerzen leidend überraschte. Er versank in Träumereien, die, er fühlte es, nur zu lebhaft ihn in eine Vergangenheit zurück versetzten, deren Erinnerungen er sorgfältig mied; — auch ermannte er sich und schritt rasch dem nächsten großen Saale zu, welcher eine Art Ahnenhalle zu sein schien; denn alle Wände waren mit Gemälden behangen, in denen mehr oder weniger eine gewisse Familienähnlichkeit unverkennbar war. Unter den Portraits, welche augenscheinlich der neueren Zeit angehörten, fiel das eines schönen Knaben Waldemar besonders auf; er war sich auf den ersten Blick bestimmt bewußt, diesen Knaben mit dem schwarzgelockten Haar, mit den dunkeln, brennenden und doch traurig blickenden Augen, mit dem freundlichen Lächeln um den Mund, mit der stolzen und doch kecken Haltung des Kopfes schon irgend wo und in bestimmten Beziehungen zu sich selbst gesehen zu haben. Er strengte sein Erinnerungsvermögen an, so sehr als er nur irgend konnte — umsonst — wenn er auch zu allen ihm bekannten Personen zurück ging, die er je im Leben gesehen, keine hatte auch nur einen der Züge, welche ihm wie innig verwandt aus dem Bilde entgegen sprachen. Er riß sich los von seinem

fruchtlosen Sinnen und richtete die Augen auf einige andere, wenig schöne Bilder, denen wieder eines folgte, welches ganz dieselben Züge trug wie das des Knaben, nur hatten sie sich zur Reife entwickelt und stellten nun das Bild eines ausgezeichnet schönen Mannes dar. — Es kam ein sonderbares Gefühl über Waldemar; ein Gedanke stieg in ihm auf, den er sogleich als thöricht und eitel verwarf; er wandte sich rasch um, als wolle er sich ihm gewaltsam entziehen; doch kaum hatten seine Augen einen Blick in den großen Spiegel geworfen, welchem er gegenüber stand, so prallte er zurück, wie vor einer Erscheinung, denn es war nicht Eitelkeit, nicht thörichter Wahn, er sah in seinem Spiegelbilde das sprechende Abbild des Gemäldes, welches in seiner Seele so verwirrende Gedanken erweckt hatte.

Wie auf eine gespenstische Erscheinung blickte er mit scheuem Auge auf das lebensgroße Bild des zum Manne gereiften schönen Knaben, und dann fiel unwillkürlich der prüfende, vergleichende Blick auf sein eigenes Bild im Spiegel, und siehe — bis auf die eigenthümlich sich kräuselnde Locke, — ja selbst die blaue Ader über der Stirn — nichts fehlte, um die Aehnlichkeit Waldemars mit jenen Bildern auf das augenscheinlichste herzustellen. Er fühlte sich auf gewaltsame Weise erschüttert, und ohne daß er ihnen wehren konnte, stürmten zahllose Gedanken an abenteuerliche, unglaubliche Möglichkeiten auf ihn ein.

Er raffte sich auf und suchte dieser inneren Pein zu entgehen, indem er sich dem Zimmer wieder zuwandte, in

welchem sein Wirth ihn verlassen, welcher auch wenige Augenblicke nachher von seinen Dienern dahin zurück geführt ward. Nach den Entschuldigungen, welche Umstände und Höflichkeit nothwendig machten, gab der Herr des Hauses einen Wink, und nach einer kleinen Weile trug man ein leichtes, aber auserlesenes Nachtmahl auf.

Waldemars Befangenheit ward bei einer genaueren Betrachtung der Züge seines Wirthes nicht vermindert; denn auch in ihnen fand er diejenigen wieder, welche ihn in solche Unruhe versetzt hatten, wenn auch Alter und augenblickliche Erschöpfung nicht sogleich erkennen ließen, daß der vor ihm sitzende Mann dasselbe Gesicht, nur um einige Lustren älter, darbot. — Es konnte Waldemars Unruhe und Verlegenheit nur vermehren, daß er die Bemerkung machte, sein zuvorkommender Wirth betrachte auch ihn mit forschendem Auge. Doch enthob ihn die Weltroutine desselben sehr bald dieses peinlichen Gefühls, und ehe daß er wußte, wie dies zugegangen, sah er sich sehr bald in ein so trauliches Gespräch verwickelt, er empfand auf eine so angenehme, ermuthigende Weise den Einfluß, welchen die sichere Ruhe, die feine Gewandtheit seines Wirthes auf seine aufgeregten Lebensgeister übte, daß er bald wieder ganz Herr seiner selbst ward.

Beiden Männern waren fast zwei Stunden vergangen, ohne daß sie dem Fluge der Zeit gefolgt hätten, ohne daß einer von Beiden erfahren, mit wem er sich zusammen befand.

Waldemar bemerkte an der zunehmenden Blässe seines liebenswürdigen Wirthes, daß dieser sicherlich gegen

die Vorschrift des Arztes gehandelt, indem er so lange sich der Ruhe entzog. Er empfahl sich mit aufrichtigen Wünschen für die baldige Wiederherstellung des Kranken, und dieser sagte zu ihm:

„Wenn Sie der Güte, der ich so viel verdanke, die Vollendung geben wollen, so betrachten Sie erstlich das Haus des Don Rodrigo Castel dal Monte fortan wie das Ihrige, und zweitens: lassen Sie mich nun erfahren, wem ich so hoch verpflichtet bin, damit ich die dankbaren und so angenehmen Erinnerungen an Ihre Person auch an einen Namen knüpfen kann.“

„Der meinige ist unbedeutend wie der kleine Dienst, den ich so glücklich war, Ihnen erweisen zu können. Ich heiße Waldemar, und kann diesem unscheinbaren Namen auch nicht die kleinste, schmückende Zuthat beifügen, welche mich zu einem Anspruch auf so viele Güte Ihrerseits berechtigte.“ —

„Die Natur und die Erziehung, welche Ihnen augenscheinlich zu Theil geworden, haben so viel für Sie gethan, daß es der Zufälligkeiten an Geburt und Glücksgütern oder Rang nicht bedurfte, um Ihnen überall die Herzen zu eröffnen; wenigstens spricht eine Stimme in dem meinigen für Sie, welche nicht der Dankbarkeit allein angehört, und dies treibt mich auch an, Ihnen, Herr Waldemar, mein Haus, meine Dienste, ja vielleicht auch meinen Schutz anzubieten. Madrid kann für einen jungen Mann wie Sie ein gefahrvoller Aufenthalt werden. Zwar dürfte das Ereigniß des heutigen Abends Ihnen wenig Vertrauen zu meiner Vorsicht einflößen, — aber dieser Vor-

fall hat andere Motive zum Grunde, als die sind, welche für Sie Gefahr bringend sein könnten. Mich trifft dabei nur der Vorwurf, Andere für langsamer gehalten zu haben. Doch – wie gesagt, zählen Sie ganz auf mich, so wie ich auf das Vergnügen Ihres Besuches in den Morgenstunden des kommenden Tages rechne. — Sie werden erlauben, daß zwei meiner zuverlässigsten Diener Sie begleiten." Waldemar wollte davon nicht hören, allein der Marchese fuhr fort: „Dies ist durchaus nothwendig, glauben Sie mir; wenn wir uns näher kennen gelernt haben, werden Sie selbst diese Ueberzeugung theilen. — Gute Nacht, mein junger Freund! auf baldiges Wiedersehen!"

Waldemar ging von zwei bewaffneten und mit brennenden Fackeln versehenen Leuten geleitet; er gelangte ungefährdet in seine Wohnung und wollte dort die Ruhe suchen, zu welcher die späte Abendstunde, fast Mitternacht, und die erschöpfende Erregung seines Innern ihn trieb; allein er fand sie nicht; denn senkten sich auch die schweren Augenlider zum Schlafen, so trieben die aufgeregten Lebensgeister, die unerklärlichen Gefühle seiner Seele ihr wirres Spiel und umgaukelten ihn in tausend Bildern.

Er erhob sich unerquickt aus diesem ermattenden Schlummer, und da die Sonne kaum aufgegangen, also die Thore der Residenz noch uneröffnet, ein Spaziergang vielleicht gewagt war, so beschloß er, um sich selbst klar zu werden, an seinen väterlichen Freund zu schreiben.

Er hatte schon oft die Erfahrung an sich selbst gemacht, daß diese Beschäftigung gerade in dieser Beziehung sehr wohlthätig werden kann. Wenn das Gemüth oder

die Phantasie von irgend einer Einwirkung von außen so lebhaft erregt ist, daß unsere Willenskraft, unsere Selbstbeherrschung nicht ausreicht, uns unsere Empfindungen, unsere Vorstellungen klar zu machen, eben weil das Gefühl zu mächtig in uns wogt, dann wird die Beschäftigung des Schreibens über den Gegenstand, der uns überwältigt hat, uns Klarheit des Gedankens, ruhiges Durchschauen unserer Vorstellungen gewähren; und indem wir in ein anderes theilnehmendes Herz die Leiden, die Beunruhigungen des unsrigen ergießen, wird uns oft die Quelle offenbar, aus welcher sie entsprungen sind.

Waldemar rückte seinen Schreibtisch zum Fenster, öffnete dies und von der erfrischenden Kühle der Morgenluft angenehm durchschauert, schrieb er an Selten:

„Theurer, väterlicher Freund!

Du bist schon so sehr daran gewöhnt, daß es zu dem Entschluß, einen Brief zu schreiben, bei mir fast immer einer Veranlassung bedarf, doch weißt Du eben so wohl, daß ich dieser Unart fröhne, ohne daß irgend eins meiner Gefühle für Dich dadurch beeinträchtigt würde. — Ich kann also auch heute bekennen, daß ein Grund, d. h. ein anderer als ein nur im Gefühl liegender, mich zum Schreiben an Dich antreibt.

„Wie ich als Knabe schon aus jedem unaufgefaßten Gedanken, mit jedem unverstandenen Gefühl zu Dir flüchtete, als wärest Du für meinen Geist, wie für mein Herz, die Quelle alles Lichts, so nähert sich Dir auch noch der Mann, der zwar für sein Thun und Lassen in der Außenwelt Ruhe und Sicherheit gewonnen hat, über

dessen Inneres jedoch Dein klarer, milder Geist, heute noch wie sonst, seine Herrschaft übte. Mache Dich auf Schwachheit, auf Thorheit gefaßt, schelte mich tüchtig; aber hilf mir hinweg über eine, bis zum Krankhaften gesteigerte Sucht, Dinge, Zufälligkeiten zu combiniren, die sehr wahrscheinlich in gar keinem Zusammenhange stehen. — Ein Dienst, den ich so glücklich war einem, wie es scheint, ausgezeichneten Manne hier zu leisten, führte mich in ein Haus, welches mir bis zu dem Augenblicke eben so fremd war, als dessen Besitzer, der sich mir für verpflichtet hielt. Während dieser, in Folge der Begebenheit — welche Dir zu erzählen ich mir für unser nächstes Zusammentreffen vorbehalte — sich für eine ziemliche Weile entfernen muß, bleibe ich in reichgeschmückten Zimmern zurück, unter denen das eine die Familienportraits enthält. Zwei unter ihnen haben eine Wirkung auf meine Phantasie hervorgebracht, über welche Dein klarer, ruhiger Verstand nur lächeln kann, wenn Du auch zu gut bist, meiner zu spotten.

„Fern von dem Lande, in dem ich geboren, weit über die Alpen hinaus, finde ich, der ich ohne Anhalt, ohne Namen, ohne Eltern, mir auf schwieriger, gefahrvoller Bahn erst eine Existenz schaffen muß, in einem mir ganz fremden Hause einen Gegenstand, der meine kaum zur Ruhe gebrachten Gefühle in Aufruhr bringt. Aus zweien Bildern, dem eines Knaben und dem des aus diesem Knaben gereiften Mannes, traten mir Züge entgegen, welche wie innig verwandte Gestalten zu mir sprachen; es ward mir immer klarer, daß sie in genauer Beziehung

zu mir stehen, dies Gefühl steigerte sich bis zum unheimlich quälenden; ich wende mich ab um dem Eindruck zu entgehen, und siehe, — aus dem Spiegel tritt mir mein Bild und hinter diesem das Bild des jungen Mannes an der Wand wie ein Doppelgänger entgegen, denn beide Gestalten sind eine und dieselbe, in beiden Gesichtern dieselben Züge! — Ich möchte, von unerklärlichen Gefühlen getrieben, das Gebild umfassen, und wieder ergreift es mich mit schauerlichem Grauen und treibt mich an zu fliehen, wie vor einem verfolgenden Geschick. — Eine Ahnung regt sich in meinem aufgeregten Gemüth, welche die nur allzu bereitwillige Hoffnung dem Gebiet des Unmöglichen entrückt, ja, ihr kaum gestattet, sich in dem des Unwahrscheinlichen zu bewegen. — Trieb der Zufall allein sein Spiel, indem er einem armen, zu schnödem Verrath, zu Kummer, zu furchtbarem Fall bestimmten Kinde eine Gesichtsbildung verlieh, welche dies nämliche Wesen, zum Manne gereift, als vorherrschende und durch viele Geschlechter sich fortpflanzende Aehnlichkeit erkennen muß? und dies in einer vornehmen spanischen Familie! Was kann die dunkle, zweideutige Geburt des armen, in die Welt gestoßenen Waldemar Verwandtes in sich tragen mit der des Marchese Don Rodrigo Castel dal Monte? und was treibt diesen — eben derselbe dem ich hülfreich erschien — wiederum an, in meinen Zügen das Geheimniß dieser unerklärlichen Aehnlichkeit mit seinem Bilde zu erforschen? wenn auch seine Weltbildung ihm jede Frage untersagte. Warum ruhte sein Blick mit einem Ausdruck auf mir, der mich verwirrte und so wun-

derbare Gefühle in mir hervorrief? Wie geschah es doch, daß Umgebungen der Pracht, des Glanzes, Gegenstände, die mir von früher Jugend an bekannt sind, mir eine Vorstellung vorgaukelten, die sich bis zur Ueberzeugung steigerte: die meiner vornehmen Geburt? Wenn meine Einbildungskraft auf Augenblicke durch solche verwirrende Gedanken ermattet, der Vernunft die Herrschaft einräumt, dann spotte ich meiner selbst und verlache meine Thorheit, die dem verwöhnten Sinne solche Phantasien gestattet. —

„Ich thue mehr als das, ich gehe bis in die verborgenste Tiefe meines Herzens hinab und finde dort, daß frühe Gewöhnung an den Gedanken der irdischen Größe, zu welcher der Trug mich unterschob, den Dämon des Hochmuths erzeugt hat. Dieser unsaubere Geist ist nur zertreten durch das Mißgeschick, welches mich betraf, aber er ist nicht vernichtet! Er erhebt sein Haupt beim trügerischen Scheine des kleinsten Hoffnungsschimmers — er bläht sich auf und wirft seine Seifenblasen mir Aermsten in das Gehirn!

„Aber ich werde ihn erdrücken, den bösen Dämon, der mich zu einem träumerischen Thoren machen, mir die so nöthige Thatkraft schwächen könnte! Er hat mir schon den süßen Schlaf einer Nacht geraubt; möchte dies der letzte Tribut sein, welchen meine Thorheit ihm gezollt!

„Noch Eins muß ich Dir erzählen. — Ehe ich in den für mich so spukhaften Saal trat, ging ich durch ein kleines Cabinet. Sieh, lieber Onkel Hugo, bis in die kleinsten Einzelheiten rief dies mir das Boudoir der Gräfin Meerhold in *** zurück. Wie mich das ergriff!

— wie weh mir ward, als sich bei diesem Anblick die Thore der Erinnerungen weit öffneten und diese in bunten Schaaren auf mich einstürmten! — O dieses steten Kampfes!

„Warum kann ich es denn nicht lernen, mich zu betrachten, als wäre ich auf einem anderen Planeten den leiblichen Tod gestorben und nach diesem auf dieser Erde zu einem anderen Leben, auf anderer Bahn erwacht! Warum sträubt sich das stolze Herz gegen den Glauben, daß diese Bahn die rechte für mich sei? — Ach, das ist auch nur wieder eine von den oben erwähnten Seifenblasen.

„Sieh, ich bin aber doch schon wieder ein ganzes Theil ruhiger über dem Schreiben geworden, und will mich nun mit vollen Sinnen der trockensten aller Wirklichkeiten zuwenden, eines, für den Augenblick, ziemlich müßigen Lebens, in welches viele schöne — mir zu feurige — Augen wie eben so viele Fragezeichen hineinblicken. Ich denke, daß mein Schweigen mich bald wird so unbedeutend, so einfältig erscheinen lassen, als ich zu scheinen wünsche. Von Reiseresultaten kann Dich Master B . . . viel befriedigender unterrichten als ich, der ich ja zum Schauen und nicht zum Handeln hierher gekommen bin, eine Passivität, der ich von Herzen eine baldige Endschaft wünsche, obgleich der Aufenthalt hier meinem körperlichen Befinden ganz gut zusagt. Und meine Seele? — je nun! diese sucht sich in der Vorstellung zu beruhigen, daß in Madrid, so wie überall sonst wo, die Stunde sechszig Minuten, der Tag vier und zwanzig Stunden zählt, und daß diese kleinen Gliederchen sich allmählich hier wie dort zur Kette reihen, an welcher wir

allerdings gefesselt sind — gefesselt bis die Befreiungsstunde schlägt! Ich frage Dich nicht um Nachrichten von einem Wesen, das mir in den schönen Traum meiner Jugend hineingezaubert erschien, zu dem ich mit dem Gefühl der heißesten Jugendliebe mich hinneigte, mit ihm lebte in diesem beseligenden Traum und das ich beim Erwachen verlor, eben so wie das Licht auf meinem Pfad, das Glück der Gegenwart und jede reiche Hoffnung für die Zukunft! — Doch Waldemar! — Waldemar! — wohin geräthst Du wieder? — schweig und verschließe Dein Herz gegen solche Gefühle! —

„Du, mein theurer, gütiger Hugo, wirst diesem Herzen spenden, was ihm frommen kann, auch ohne eine Frage oder eine Bitte, darum — nichts mehr davon! Lebe wohl, Du treuer Führer und Freund! Du weißt was ich empfinde, indem ich diese Worte niederschreibe, und wirst mich sicherlich immer verstehen. Dein Waldemar.“

Als die gewöhnlichen Geschäfte der frühen Morgenstunde besorgt, das Tage- und Notizenbuch in Ordnung gebracht war, schien die schickliche Stunde eines Morgenbesuches gekommen zu sein, und Waldemar machte sich auf den ziemlich weiten Weg. — Er fand den Marchese, unseren alten Bekannten, seiner mit lebhafter Ungeduld wartend, und er mußte es sich gefallen lassen, sehr schmeichelhafte Vorwürfe über sein spätes Kommen zu hören. In der That verrieth der mit zwei Couverts gedeckte Tisch, die auf silbernen Comforts warm gestellten Speisen, die nicht so gut gehütete, etwas kalte Choco-

lade, daß man ihn früher erwartet hatte. „Sie sehen, wenn auch in anderer Art, sagte der Marchese, sich eine Scene aus unserem vortrefflichen Don Quixote vor Ihren Augen wiederholen. So wie der unvergeßliche Sancho auf der Insel Narataria von grausamen Aerzten fast zum Verhungern verdammt wurde, so sitze auch ich hier von lauter verbotenen Gerichten umgeben, denn selbst diese arme, schon sehr verkühlte Chocolade ist mir nur deshalb nicht ganz versagt, weil sie eine zur Gewohnheit gewordene Sünde ist. Doch nun bitte ich, vertreten Sie mich und ersetzen Sie meine Stelle." Das Frühstück ging sehr angenehm vorüber, wenn auch des Marchese Aeußeres deutlich verrieth, daß die Herrschaft seines Geistes ihm helfen mußte, die Schmerzen, welche ihn quälten, zu verbergen. Er war bleich und erschöpft durch eine schlimme Nacht, allein dies konnte seine lebhafte Theilnahme an manchem Gespräch nicht mindern.

Es kam ein Bekannter des Herrn vom Hause, der von dessen Unfall Kunde erhalten hatte; er grüßte Waldemar nur flüchtig. Als er aber seine theilnehmenden Fragen beantwortet erhalten, der Marchese ihm den Sennor Waldemar als seinen Retter vorgestellt hatte, da ruhte des Fremden Auge mit mehr Aufmerksamkeit auf des jungen Mannes Zügen, und das höfliche Wort, welches er an denselben richten wollte, schien vom plötzlichen Erstaunen auf halbem Wege aufgehalten zu sein. — Unwillkürlich schweiften seine Blicke von Waldemars Gesicht zu dem des Marchese hinüber, wie etwa der Künstler die Behandlung eines und desselben Gegenstan-

des auf zwei verschiedenen Bildern betrachtet. Seine Verwunderung ging über in ein sarkastisches Lächeln, und sich dem Marchese zuwendend, sagte er lachend auf spanisch: „Don Rodrigo, darf man um Datum und Verlag dieser neuen und hoffentlich verbesserten Auflage fragen?" — Waldemar wurde dunkelroth und der Marchese warf dem unbescheidenen Frager einen Blick zu, den jener wohl hätte verstehen können. Als er demohnerachtet wieder Miene machte seiner Satyre den Zügel schießen zu lassen, sagte der Marchese sehr ernst und in französischer Sprache:

„Der gestrige Abend, so unerfreulich er sich mir auch erwies, hat doch ein wunderbar günstiges Ereigniß für mich herbeigeführt, da von alle den vielen sogenannten Freunden, mit welchen ich zusammen gewesen, von denen einige sogar nicht ganz in Unwissenheit über meine nächste Zukunft waren, kein einziger mich begleitete. Einen Fremden, den mein Auge nie gesehen, von welchem ich nie etwas gehört, führte die Vorsehung auf meinen Weg und ließ ihn mit Muth und Besonnenheit wohlthätig für mich handeln."

„Ah! — also wirklich einander ganz fremd? — das ist merkwürdig, in der That! Nun, es giebt des Ungewöhnlichen jetzt so viel in der Welt, daß man sich eigentlich über nichts mehr wundern sollte!"

Dieser Aeußerung folgten andere, welche zu einem sehr ernsten Gespräch über politische Zustände der Halbinsel hätten führen können, da der Redende mit derselben Unvorsichtigkeit und Unzartheit allgemeine wie persönliche

Interessen zu berühren geneigt war. Aber dal Monte trat ihm auch hier wieder hindernd entgegen, da er es für eben so unpassend als gefährlich hielt, vor einem fremden Auge die tiefen Wunden seines Vaterlandes zu enthüllen. Er leitete unmerklich das Gespräch in das Gebiet der Künste und Wissenschaften, und da dies für den neuen Besucher ein ziemlich unbekanntes Land war, so fühlte er sich bald so unbehaglich, daß er sich empfahl.

Dal Monte und Waldemar, nachdem sie manche schöne Blume der Erinnerung und des Genusses in dem Bereich jenes Gebietes gepflückt hatten, sahen sich bald, ohne daß sie wußten, wie es geschah, und ohne daß eine einzige Frage des Einen oder Anderen es veranlaßt hätte, auf ihre persönlichen Verbindungen hingeführt. Waldemar erschrack fast, als eine Bemerkung des Marchese ihn erkennen ließ, wie weit dieser schon, bis auf die Namen der Personen, in seine Verhältnisse hinein geblickt hatte, und der Spanier hatte, unbewußt einem Zuge seines Herzens folgend, seinem neuen Bekannten gegenüber so sehr seiner sonstigen Zurückhaltung und Behutsamkeit vergessen, daß Waldemar nach einigen Stunden schon wußte, was dem Vorfalle des vergangenen Abends zum Grunde lag, so bald war die verheißene Frucht längeren Umganges der Blüthe schon erwachsen.

Aus des Marchese Erzählung ging hervor, daß man ihn der herrschenden Partei abgeneigt zu sein beargwöhne, und daß Einer derjenigen, welche im Nebel verworrener Verhältnisse ihre Netze ausstellen, die klaren Augen dal Montes lieber für ewig geschlossen wünschte. Trotz der

Bemühungen des schlauen Erzählers ging aber doch auch hervor, daß, der vorgerückten Jahre unerachtet, die Liebe, wie sehr sie auch in den Hintergrund gedrängt wurde, wohl eben so viel Ursach zu dem Abenteuer gegeben hatte als die Politik. — So verschieden beide Interessen auch immer sein mögen, so liefert dennoch das Leben fast aller Staatsmänner den Beweis, daß, wenn sie die gebieterische Macht ihrer politischen Stellung mit großer Klugheit, Umsicht oder auch unumschränkter Gewalt für ihr äußeres Leben zu gebrauchen wissen, sie nichts desto weniger das Bild des von einem Kinde gefesselten Löwen darstellen, sobald sie den Fuß in das Gebiet der cyprischen Göttin gesetzt. Die ernsten finstern Mienen des Premier-Ministers, seine Vorsicht und sein Mistrauen, werden dort vertauscht gegen heitere Scherze, munteres Lachen und ohne Arg, mit jugendlicher Unbesonnenheit neigt er sein ergrautes Haupt, um es mit dem Kranze der Freude schmücken zu lassen.

Als die traulichen Gespräche der beiden Männer Waldemar veranlaßte eines Ereignisses zu erwähnen, welches in *** vor kurzem sich zugetragen hatte, fragte dal Monte plötzlich:

„Waren Sie in ***?"

„Ich bin dort geboren," antwortete Jener, ohne in diesem Augenblick die Folgen dieser so natürlichen Antwort zu bedenken.

„Dort geboren? — sagte der Marchese mit großer Lebendigkeit; o, dann können Sie mir vielleicht Auskunft geben über das Ergehen einiger Personen dort, denen

ich ein sehr lebhaftes Andenken bewahre. Kennen Sie die Familie des Staatsministers Grafen von Meerhold?“

Wie sehr bereute der arme Waldemar die Unvorsichtigkeit, sich einem Boden genaht zu haben, auf welchem für ihn nur Dornen und Disteln erwuchsen! — Doch mußte er antworten, und seine ganze Fassung aufbietend sagte er: „Der Minister ist todt.“

„Aber die schöne Gräfin, lebt sie noch? — hat sie sich etwa wieder vermählt, oder ist dieses stolze Herz kalt geblieben?“

„Kalt,“ wiederholte Waldemar mechanisch und in die Träumerei versinkend, welche ihn gewöhnlich beschlich, sobald von dem die Rede war, was ihn auf sein Schicksal hinführte; „kalt und selbstsüchtig“ murmelte er nochmals leise vor sich hin, während sich in seinen Zügen ein Ausdruck düsterer Trauer malte.

Der Marchese betrachtete ihn eine Weile schweigend, nicht ohne allerlei Muthmaßungen Raum zu geben; dann hob er mit leiser Stimme an, als wolle er ihn nur allmählig seinen Gedanken entziehen:

„Es lebte dort im Hause auch noch ein Verwandter der Gräfin, ein Herr von Sell oder von Selten, ich kann mich wirklich des Namens nicht mehr entsinnen, obwohl der liebenswürdige und, wie es mir schien, sehr ehrenwerthe Mann meiner Erinnerung noch ganz gegenwärtig ist. — Haben Sie diesen Herrn auch gekannt?“

„Ob ich ihn gekannt habe! rief Waldemar aus tiefer Brust, den besten, den gütigsten Freund meines Herzens.“

„Dann wissen Sie auch sicherlich, da Sie alle Personen der Familie genau zu kennen scheinen, ob der Graf Kinder hinterlassen hat?"

Waldemar erblaßte, und schoß aus seinen dunkeln Augen einen flammenden Blick auf den Marchese; denn ihm fuhr der Gedanke durch den Sinn, dieser wisse seine ganze unglückliche Geschichte und frage ihn nur aus, um seiner zu spotten. Doch dal Montes Züge verriethen keine Regung dieser Art, im Gegentheil, sie drückten Theilnahme, Besorgniß aus, und Waldemars Blick mit Ruhe begegnend, sagte er freundlich:

„Ich bemerke zu meinem Bedauern, daß ich eine Saite berührte, die unangenehm in Ihnen widertönt. Ich betheure Ihnen, daß ein nur mir eigenes Interesse mich zu den Fragen veranlaßte, die ich mir erlaubt, und damit Sie selbst ermessen können, wie wahr dies ist, will ich Ihnen vertrauen, daß ich mich einst sehr lebhaft für die damals wunderschöne Gräfin interessirte, mehr vielleicht, als sich mit meinen ehemaligen Grundsätzen in der Liebe vertrug."

Es war als hätten böse Dämonen sich verschworen, bei allen Aeußerungen des Marchese dem armen Waldemar das Gift schwarzen Argwohns in die Seele zu träufeln. Mit beflügelter Eile strömten ihm Gedanken und Vermuthungen zu, welche ihn in einen schwer zu beschreibenden Zustand versetzten.

Seine Aufregung konnte dem Scharfblick dal Montes nicht entgehen; der Letztere fing an, einen für seinen jungen Bekannten unheilvollen Zusammenhang zu ahnen,

und da sein Interesse an diesem mit jedem Augenblick zunahm, beschloß er mit so viel Delicatesse als möglich in sein Geheimniß zu dringen. Bei seiner Welterfahrung und Menschenkenntniß, so wie bei seinem wirklich warmen Gefühl für den jungen Mann, hielt es nicht schwer, Waldemars aufgeregte Empfindungen nach seinem Wunsche zu leiten. Der Verdacht, der in Waldemars Seele aufgestiegen war, hatte ihn heftig erschüttert. „Wie? dachte er, wäre es möglich, daß diese Frau, die als Mutter so lange in strafbarem Schweigen verharren konnte, auch als Gattin pflichtvergessen war? — Der Marchese muß sehr verführerisch gewesen sein; und wie? wenn sie sich gegen ihren Gemahl vergangen? — Diese unbegreifliche Aehnlichkeit — seine Frage — sein noch jetzt so lebhaftes Interesse für sie — diese unerklärliche Hinneigung meines Herzens zu diesem fremden Manne, dessen Züge ich trage! — So ist denn vielleicht die sich nun offenbarende Sünde meines Daseins eine bei weitem größere als die, welche den Schleier des Geheimnisses bisher vermuthen ließ — und ich lebe — als ein Schandfleck an des edlen Mannes Ehre, den ich so lange als Vater verehrte! — Darüber will und muß ich mir Licht verschaffen, und sollte es mich einen Theil meines unglückseligen Geheimnisses kosten."

Als die freundlichen, beschwichtigenden Worte des Marchese den Sturm in Waldemars Seele etwas beruhigt hatten, erlangte er seine ganze Fassung wieder. Nach kurzer Ueberlegung beschloß er, den Weg einzuschlagen, den er seinen würdigen Erzieher stets als den

besten hatte nennen hören, — den geraden Weg. — Sich an den Marchese wendend, sagte er:

„Herr Marchese, es scheint ein so eigner Stern über unsere Bekanntschaft zu walten, daß es nur den vielen ungewöhnlichen Elementen zuzuzählen ist, aus denen sie sich gebildet, daß ich nach so kurzer Zeit es wage, mir Ihnen gegenüber den Schein einer großen Unbescheidenheit, wenn nicht der Unverschämtheit, zu geben. Dennoch muß ich mir eine Frage erlauben, zu der mich in Ihren Augen nichts berechtigt und welche Sie füglich sehr übel nehmen können."

„Und welche wäre dies?" fragte dal Monte gespannt.

„Es wird mir schwer, Ihre Gunst aufs Spiel zu setzen, aber ich muß Sie fragen: Von welcher Art waren Ihre Beziehungen zur Gräfin von Meerhold, und in wie fern ward durch diese des Ministers Ehre gefährdet oder nicht?"

Der Marchese fuhr von seinem Sessel empor, er wollte Waldemar entgegen treten; allein seine Wunde gestattete ihm diese Anstrengung nicht; er sank zurück und nachdem er sich gefaßt genug fühlte, sah er Waldemar mit blitzenden Augen an, indem er auf seine Rede antwortete:

„Junger Mann! mein Zustand und die Verpflichtungen gegen Sie legen mir Fesseln an; sonst! bei der heiligen Jungfrau, sollten Sie es nicht ungestraft gewagt haben eine solche Frage an mich zu thun, die ich Niemandem zu beantworten verpflichtet bin." — Waldemars Argwohn bestätigte sich; er erwiderte: „Herr Marchese!

ich werde Madrid nicht eher verlassen, als bis Ihr Befinden Sie an dem Gebrauch der Waffen nicht mehr verhindert, und von jeder anderen Rücksicht gegen mich entbinde ich Sie. Allein dies Zimmer verlasse ich nicht, wenigstens lebend nicht, bis Sie meine Frage als Mann von Ehre, der strengsten Wahrheit gemäß beantwortet haben werden!"

Der Zorn über eine so verwegene Sprache regte sich in dem Spanier und röthete seine blassen Wangen. Beide Männer blickten sich fest ins Auge und beiden drängte sich dieselbe Betrachtung auf. In Waldemar erblickte der Marchese sein Bild jüngerer Tage, wenn Leidenschaft sein Gemüth bewegte, ja sogar die ganze Haltung des Körpers war genau dieselbe, — und Waldemar konnte sich eines innern Schauers nicht erwehren, wenn er auf den Mann blickte, den er wie eine prophetische Erscheinung seiner künftigen Tage vor sich sah. — In Beiden mäßigten diese Vorstellungen den aufwallenden Zorn, und der Marchese gewann es über sich mit ziemlicher Ruhe zu entgegnen:

„Sie müssen wichtige Beweggründe haben, so ganz die Bescheidenheit zurückzusetzen, welche Sie mir so liebenswürdig erscheinen ließ; Sie würden aber in ein noch größereres Unrecht verfallen, wenn Sie glaubten, daß irgend eine Drohung, irgend ein Zwang mich vermögen könnte, eine Frage zu beantworten, welche ich für unpassend finde. Allein, wie schon gesagt, ich muß voraussetzen, daß eine mächtige Triebfeder Sie so aus Ihrer Eigenthümlichkeit hinaustreten läßt, darum beantworten

Sie mir eine Frage, zu welcher ich berechtigt bin. Steht das Verhältniß, welches früher zwischen mir und der Gräfin Meerhold bestand, in einer wichtigen Beziehung zu Ihnen? Nun, wenn auch Sie mir als Mann von Ehre dies versichern, würde ich mich vielleicht entschließen können, die Natur dieses Verhältnisses zu offenbaren."

„Von Ihrer Antwort, Herr Marchese, hängt ein großer Theil meines inneren Friedens und vielleicht meine Existenz ab."

„Sonderbar und unbegreiflich!" entgegnete dal Monte, Waldemar mit zweifelnden Blicken betrachtend. — „Kaum denkbar daß es so sein kann," sprach er leise vor sich hin.

„Sie scheinen Zweifel in meine Worte zu hegen, Don Rodrigo, und das ist eben so begreiflich als verzeihlich. Reicht Ihr Vertrauen zu mir nicht aus, so bin ich zu dem schweren Opfer bereit, Sie mit der Geschichte meines Lebens bekannt zu machen und Ihnen Beweise für die Wahrheit dieser trüben Erzählung vorzulegen. Hören Sie mich denn!" —

„Mit nichten, fiel dal Monte rasch ein, wenn ich Ihnen willfahre, so will ich dabei wenigstens das Verdienst haben, Sie meine Willfährigkeit durch nichts erkaufen zu lassen."

Waldemar horchte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit den Worten dal Montes, die er am liebsten ihm vom Munde genommen hätte. Der Marchese war in einen unangenehmen Zwiespalt mit sich selbst gerathen; seine

Eitelkeit und seine Ehre kamen hier Beide in Collision. Den Schein des Unrechts auf die Gräfin zu werfen ohne Grund, dazu war er zu ritterlich gesinnt — und wiederum zu eitel, um ohne großes Unbehagen einzugestehen, daß die Frau, welche er, wie er ja selbst gesagt, geliebt hatte, ihn unerhört gelassen; das war für einen so sieggewohnten Mann ein hartes Geständniß.

„Die Gräfin Meerhold genoß in *** des Rufes strenger, unbefleckter Tugend, und mein Verhältniß zu ihr war der Art, daß es auf diesen Ruf auch nicht den kleinsten Schatten werfen konnte. — Mein Beruf führte mich auch überdies so bald aus ***, daß ich diese Eroberung nicht länger verfolgen konnte."

„Gott sei Dank! rief Waldemar tief Athem schöpfend. So ist sie doch nicht so strafbar, als ich in diesen qualvollen Augenblicken wähnte! ich will ihr gern verzeihen. — Und Ihnen, Herr Marchese, meinen Dank und die Bitte mir nicht allzusehr zu zürnen. Aber wüßten Sie, wie mein Herz gelitten hat in der letzt verlebten Viertelstunde, Sie würden mir meine Unbescheidenheit verzeihen."

Dal Montes Gesicht verrieth eine so heftig erregte Neugierde, daß Waldemar, so sehr seine Gedanken auch befangen waren, dies dennoch bemerkte; jedoch antwortete der Marchese nur durch die Versicherung, daß es ihm lieb sei etwas zu seiner Zufriedenheit haben beitragen zu können; doch rieth er ihm wohlmeinend, in Zukunft behutsamer zu sein in der Art seine Forderung auszusprechen, ganz besonders in Spanien, wo der castiliani-

sche Stolz sich von niemand, am wenigstens von Fremden etwas vorschreiben ließe.

Waldemar fühlte sich beschämt von dieser fast väterlichen Ermahnung; sein Herz trieb ihn an, durch irgend etwas, das ihn ein Opfer kosten würde sich dankbar zu erweisen und sich auch in der guten Meinung des Marchese wieder herzustellen. Er fühlte wohl, daß hierzu nichts geeigneter wäre als die vertrauensvolle Mittheilung seines Geschicks, und offen wie er war, sagte er dies dem Marchese. Dieser entgegnete gerührt:

„Nein! mein junger Freund, das sollen Sie nicht, wenigstens heute nicht. Was Sie mir von Ihren Schicksalen und Verhältnissen mittheilen wollen, darf nicht der Regung eines Gefühls, vom Augenblick erzeugt, entspringen, es muß das Ergebniß eines auf Ueberlegung begründeten Vertrauens sein. Wenn Sie Alles werden erwogen haben, wenn Sie mit Ihren aufgeregten Empfindungen zur Ruhe gekommen sein werden, und alsdann noch ein Gefühl in Ihrem Herzen Sie zu einer Mittheilung antreibt, welcher Ihre Vernunft nichts entgegenstellt, dann werde ich mich freuen, tiefer in die Schicksale eines Wesens einzudringen, für welches ich mich so lebhaft interessire. — Doch still! dort kommt mein Arzt." Dieser machte dem Beisammensein der beiden Herren ein Ende, indem er den Puls seines hohen Patienten heftig erregt fand und, mit sehr verständlichen Seitenblicken auf Waldemar die strengste Ruhe und Diät empfahl. --

Am folgenden Morgen erhielt Waldemar Aufträge, welche ihn nöthigten in den nächsten Tagen eine Reise in

die Umgegenden Madrids zu machen, welche ihn wohl drei Wochen aufhalten konnte.

Er fragte in einigen Zeilen bei dem Marchese an, zu welcher Zeit es ihm am gelegensten sein dürfte, ihm eine Zusammenkunft zu gestatten, um ihm ungestört die versprochenen Mittheilungen über seine Verhältnisse und Schicksale zu machen, welche des Marchese Delicatesse zwar für jenen Augenblick zurückgewiesen habe, wozu er sich jedoch, jetzt wie damals, getrieben fühle, um sein auffallendes Benehmen zu rechtfertigen und sich in der guten Meinung des Marchese wieder herzustellen. — Die Antwort beschied ihn zum Abend.

Nicht ohne Kampf und Ueberwindung ließ Waldemar sich in eine Erzählung ein, welche ihn zu all den beglükkenden Verhältnissen seiner Kindheit, unter Seltens liebevoller Leitung, zu all den beseligenden Hoffnungen seiner Jugend und zu der Zeit, welche des Lebens höchste Glückseligkeit ihm verhieß, zurückführte. —

Seines Zuhörers Aufmerksamkeit war vom ersten Augenblick an eine sehr gespannte, da Waldemars Mittheilungen über die Verhältnisse im Meerholdschen Hause ihm einen Gegenstand zurückrief, dem er noch jetzt ein lebhaftes Interesse bewahrte, vielleicht deshalb, weil er ein unerreichbarer für ihn geblieben war. — Als Waldemar die Umstände berührte, unter welchen er in diese Familie gerieth, war sein eignes Gefühl so gewaltig ergriffen, daß er nicht bemerken konnte, wie auch der Marchese sehr betroffen wurde und von da an ihn eine Weile mit dem Blicke tiefen Nachdenkens betrachtete. Dal Monte

ward unruhig, zerstreut; dann, Waldemar plötzlich unterbrechend, sagte er mit bewegter Stimme: „Verzeihen Sie, mein junger Freund, daß ich Sie unterbreche; allein ich muß mir einige Fragen erlauben, über die Umstände Ihrer Geburt, da diese so wie die vorhergehenden Ereignisse wirklich zu den sehr ungewöhnlichen gehören. — Hat die Wehmutter gar nichts geäußert, was einigermaßen Licht hätte werfen können auf die näheren Verhältnisse der Frau, welche Ihnen das Leben gab? — Hat die Gräfin Meerhold oder die Baronin nicht irgend ein äußeres Zeichen, keine Papiere erhalten, welche vielleicht zu einer Entdeckung Ihrer eigentlichen Eltern führen könnten?"

„Nichts von alle dem. Aus dem Bekenntniß der Gräfin geht nur hervor, daß die Baronin mit gebieterischem Drängen und von einer eben solchen Gefahr unterstützt, die arme, trostlose Mutter zu einer Handlung überredete, welche die Pein und Strafe ihres ganzen Lebens geworden ist. Ueber die Unglückliche, welche mir das Dasein gab, erfuhr die Gräfin selbst nur so viel, daß sie eine Fremde, eine Ausländerin war. Sie soll nur wenige Worte deutsch verstanden und sich nur in französischer Sprache mit der Wehmutter verständigt haben, die mit großem Interesse von der tiefen Melancholie, der Jugend und Schönheit derjenigen erzählte, welche sie für eine Wittwe hielt, da sie nur in Schwarz gekleidet gewesen. Das spätere, gänzliche Verschwinden der Wehmutter, ihr nicht zu entdeckender Aufenthalt hat ferneres Nachforschen unmöglich gemacht, und ich muß nun schon ein

Leben tragen, welches, entweder durch Unglück oder Sünde, schon von meiner Geburt an zu einer drückenden Fessel für mich geschmiedet worden ist.“ —

Der Marchese war, während Waldemar sprach, sehr bleich geworden, und nur mit der ihm eignen Willenskraft vermochte er Herr seiner wachsenden Unruhe zu werden; auch hefteten sich seine Blicke mit immer steigendem Interesse auf Waldemars Züge, und er verfolgte dessen weitere Erzählung mit der höchsten Theilnahme.

Obgleich der Letztere sein Verhältniß zu Alma nur von fern berührte, weil es ihm unmöglich war, dies Heiligthum seines Herzens fremden Blicken zu erschließen, so hatte ihn dennoch dieser Gegenstand so erschüttert, daß er nur mit Eile und in gedrängter Kürze über den Moment hinwegging, der sein Glück und seine Hoffnungen zerschmetterte. —

Zuhörer und Erzähler, beide blieben lange Zeit, nachdem Waldemar geendet, in tiefes Nachdenken versunken. Der junge Mann war zurückgegangen zu einer Vergangenheit, welche zu vergessen eigentlich die Aufgabe seines jetzigen Lebens sein sollte. — Aber wie die Wellen des Meeres nach einem Sturme in leichtfertigem Spiele die Trümmer eines gescheiterten Schiffes eins nach dem andern an das Ufer treiben, so führten auch ihm die aufgeregten Wogen seiner Gefühle Bilder seines untergegangenen Glückes vor die Seele. Sein inneres Auge verweilte mit schmerzlicher Wonne auf ihnen.

Dal Monte sah ebenfalls mit dem Blicke, den nichts täuschen kann, eine Gestalt sich immer mehr und mehr

aus der Vergangenheit erheben, die keine Sophisterei seines Verstandes, keine Zerstreuung der Geschäfte oder der Vergnügungen aus seiner Erinnerung hätte verbannen können; eine Gestalt, deren sanftes, aber trübes Bild ihn in seinen einsamen Stunden, in seinen Träumen verfolgte, und welches er selbst auf dem Boden seines Freudenbechers wiederfand. —

Doch wie anders gestaltete sich diese Vorstellung jetzt! Aus den so sanften Zügen der ihm wohlbekannten Gestalt sprach ein mahnender Ernst; die unschuldsvollen Augen, aus denen ihm einst die ganze Hingebung der Liebe gelächelt, blickten ihn an mit dem drohenden Ausdruck einer Rachegöttin! Der in allen politischen und philosophischen Spitzfindigkeiten routinirte Weltmann fand keinen Schutz, keinen Schlupfwinkel, um sich dieser Vorstellung zu entziehen. — Er sehnte sich nach dem Alleinsein und — fürchtete es doch auch! — Endlich das Schweigen brechend, sagte er zu Waldemar:

„Ihre Mittheilung hat mich mehr erschüttert, als Sie sich vorzustellen im Stande sind. Welch ein Sturz und wie sonderbare Verhältnisse! — Doch wer weiß — wie die letzteren sich noch für Sie gestalten können — oft ist man der Lösung solcher Räthsel näher als man denkt. — — Sie sind Protestant?"

Verwundert über diese sonderbare, hier so gar nicht hingehörende Frage, sah der Gefragte den Marchese an und antwortete dann: „Ja."

„Schade! murmelte dal Monte für sich, sehr Schade! Hängen Sie sehr an Meinungen? d. h., fuhr er leise

fort, als scheute er sich diesen Punkt zu berühren, an solchen Meinungen, die so viele Menschen als die einzig richtigen halten, um deretwillen so blutig gestritten worden ist."

„Verstehen Sie darunter Glaubensmeinungen, Herr Marchese?"

„Nun ja; ich meine, ob Sie den Weg, auf dem Sie in dieser Beziehung wandeln, für den alleinigen halten, der Sie zum Ziele führt, oder ob Sie an eines Freundes Hand Ihr Heil auf einem andern, bequemeren zu suchen geneigt wären?"

„Auf spanischem Grund und Boden ist eine solche Frage eine sehr verfängliche, Don Castel, entgegnete Waldemar mit gezwungenem Lächeln; richtete sie ein Anderer als Sie an mich, so würde ich geneigt sein, die Diener der heiligen Hermandad in der Nähe zu glauben."

„Sie weichen mir aus, junger Mann, und mit Recht straft Ihre Behutsamkeit den alten Diplomaten dafür, daß er dem jungen gegenüber eine so ungeschickte Frage thun konnte. — Vielleicht sind Sie aber geneigter mir zu sagen, ob Sie den jungen Grafen Meerhold würden verachtet haben, wenn er seinen Glauben geändert hätte?"

„Das nicht. — Denn wenn er auch etwas gethan haben würde, wozu mich keine Rücksicht vermöchte, so giebt mir dies kein Recht, ihn zu verachten."

Dal Monte erkannte an dem festen ruhigen Ton Waldemars, daß er eine innere Ueberzeugung ausgesprochen; er versank abermals in Nachdenken, und als sein Gast aufstand, um sich ihm zu empfehlen, erfaßte

er dessen Hand, drückte sie und sah ihm mit einem Ausdrucke voller Innigkeit ins Gesicht, indem er sagte:

„Sie sind ein ehrenwerther Mensch und mir sehr lieb geworden. Es würde mich glücklich machen, könnte ich der Stimme meines Herzens folgen und Ihren Lebensweg ebnen; — aber wie viel Ungewisses, Hinderndes steht diesem Wunsche entgegen. Sie scheinen jedoch irre an mir zu werden, fügte er lächelnd hinzu, als er Waldemars befremdete Miene gewahrte, ich bin aber eben so wenig ein Proselytenmacher, als ich im Stande wäre, Ihr Vertrauen erwecken zu wollen, um Ihnen etwa die Bekanntschaft unserer Inquisition zu verschaffen."

Waldemar trennte sich von dem Marchese und trat den folgenden Tag seine Reise an, welche ihm Zerstreuung und genauere Bekanntschaft mit dem Volkscharakter zu geben versprach; er gedachte in einigen Wochen zurück zu sein und dann, nach einem kurzen Aufenthalt in Madrid, geradeswegs nach England zurück zu kehren. Die Vorsehung hatte sich andere Wege vorbehalten.

Achtes Kapitel.

Als der Marchese allein war, schien es ihm als hätte die Unruhe, welche Waldemars Gegenwart, besonders seit der Erzählung seines Schicksals, ihm verursachte, sich vermindert; er athmete freier und gab die aufgeregten Gefühle seines Herzens, die Mahnungen seines Gewissens abermals unter die Herrschaft seines Verstandes.

Wie thöricht ist und bleibt das menschliche Herz und wie bereit mit der Vernunft davon zu laufen! sagte er zu sich selbst. Weil es dem launenhaften Zufall gefiel in Deutschland die Züge eines Gesichts denen ähnlich zu gestalten, welche die Natur einige zwanzig Jahre früher in Spanien gebildet, und weil die Umstände bei der Geburt dessen, der dieses Gesicht besitzt, ungewöhnlich, sein Schicksal räthselhaft ist, soll ich meiner aufgeregten Phantasie gestatten daraus Folgerungen zu ziehen, die für mich schmerzlich, drückend, verpflichtend wären? — Muß denn die allerdings schnell entstandene Zuneigung zu diesem jungen Manne einer näheren Quelle entsprungen sein, als dem so natürlichen Gefühl der Erkenntlichkeit für einen geleisteten Dienst, — dem der kleinen Eitelkeit, in einem schönen jungen Manne das Bild der

eignen Gestalt sich wiederspiegeln zu sehen? — Nein, nein! es waren Hirngespinste, welche mich so sehr beunruhigten, von körperlicher Schwäche begünstigt, wenn nicht gar von ihr erzeugt!

Das schöne Thal von Vevay wird seine schönste Blume wohl wiederbekommen und diese dort wohl ein Plätzchen gefunden haben, der Träume unsrer Jugend zu gedenken. O der vergessenen Pflicht! — ach, schon wieder Grillen? — Holla! — Francesco, eile mir die Herren, welche ich Dir nennen werde, zum Souper einzuladen. — Einsamkeit taugt nicht für mich! — Fort! — rasch! — hier ist der Zettel mit den Namen!

Freilich taugt Einsamkeit nur für denjenigen, den keine oder wahre Reue plagt!

Doch was half es dem Marchese, sich gewaltsam Betrachtungen zu entziehen, die, all seinem Klügeln zum Trotz, dennoch sich immer und immer seinem Geiste aufdrängten? Wenn wir einer sanften Stimme unser Ohr verschließen, dann trifft uns oft ein Donnerton!

Waldemars Geschäfte hatten ihn beinahe vierzehn Tage länger von Madrid entfernt gehalten, als er anfänglich vermuthete; allein diese Verzögerung war in einer Beziehung wenigstens gut für ihn gewesen, da sie ihm so günstige Resultate geliefert hatte, daß es jetzt nur noch von seinem Willen abhing, sogleich nach England zurückzureisen oder noch länger in Madrid zu verweilen. Als er in diese Residenz zurückkehrte, trieb ihn das Interesse, welches der Marchese ihm eingeflößt hatte, an, ihn gleich in den ersten Tagen aufzusuchen, um so mehr,

da bald nach seiner Rückkehr ein Domestik desselben gekommen war, sich zu erkundigen, ob der Sennor Waldemar noch nicht wieder in Madrid wäre?

Als er den Palast betrat, in welchem sonst das Treiben geschäftiger Müßiggänger ein reges Leben hervorbrachte, fiel es ihm auf, daß Alles so still und auf manchem Gesicht der Ausdruck einer ängstlichen Sorge zu lesen war. — Er ließ sich anmelden, und nach wenig Augenblicken ward er in ein etwas verdunkeltes Zimmer geführt, in welchem er den Herrn des Hauses auf dem Krankenbette fand. — Und wie fand er ihn! — Hätte Waldemar nicht gewußt, daß es niemand anders sein konnte, er würde Mühe gehabt haben, ihn in dieser Jammergestalt wiederzuerkennen! Was war aus diesem kräftigen Manne geworden? was aus dem feurig blitzenden Auge? — Der Marchese war zusammengesunken, einem Skelett ähnlich und blickte ihn matt und lebensmüde an. — Waldemar bemühte sich, sein Staunen, so wie sein Erschrecken über eine solche Verwandlung zu bemeistern; allein der Kranke sagte, indem er ihm die abgezehrte Hand reichte, mit fast tonloser Stimme:

„Bemühen Sie sich nicht, mein sehr willkommener junger Freund, den Eindruck zu verbergen, den die Veränderung, die mit mir vorgegangen, auf Sie macht; mein Gefühl, so wie mein Spiegel, sind noch wahrer als Ihr Gesicht. — Doch lassen Sie uns nicht bei dieser Gebrechlichkeit so lange verweilen! Ihre Gegenwart erfrischt mein Gemüth — auch habe ich mich schon recht sehr nach Ihnen gesehnt! Sie werden mir helfen diese

meine letzten Lebenstage auf eine Weise hinzubringen, daß mir Friede und — vielleicht auch Hoffnung — daraus erwächst. — Doch, fügte er besorgt hinzu, Sie kommen wohl nur, um mir für immer Lebewohl zu sagen? — denn wenn mein Gedächtniß, was freilich mit jedem Tage schlechter wird, mich nicht trügt, so wollten Sie ja Spanien gleich nach Ihrer Ausflucht in unsre Umgegend verlassen — ist dem so?"

„Ich habe jetzt frei mit meiner Zeit zu schalten und werde sie Ihnen, Herr Marchese, mit Freuden widmen so lange ich kann, wenn dies von irgend einer Annehmlichkeit für Sie ist. — Doch sagen Sie mir, Don Rodrigo, wodurch geriethen Sie in diesen traurigen Gesundheitszustand? Ihre Wunde schien nicht bedeutend und Ihre Kräfte weit ernstlicheren Angriffen gewachsen."

„Offenen Angriffen — o ja! — Mein guter Sennor! Sie, in Ihrem kalten Norden, kennen zwar nicht die berauschenden Genüsse und lebendigen Regungen unserer südlichen Naturen; aber Sie lernen auch nur höchst selten die Gluth der Leidenschaften kennen und die Irrwege, auf welche sie führt! Wenn in Ihrem Lande der Zorn sich regt, der Haß die Herzen entfremdet, dann tritt Mann auf gegen Mann, der ehrliche Kampf beginnt, den freilich nur zu oft die Macht des Stärkeren zu Gunsten des Strafbarsten entscheidet. Aber bei Ihnen schleicht sie nicht in finstern Nächten einher, die Furie geheimer Eifersucht und Rache, sie umstellt Ihr Lager nicht mit bestochenen Dienern, sie geht nicht auf Berge und in Thäler, um aus dem Schoos der mütterlichen Erde, unter

den Segnungen, welche diese spendet, das tödtende Kraut zu suchen, das sie bereitet zu einem Trank, der ihr langsam dient — aber sicher! — Sie würden in Ihrem Vaterlande ruhig in dem Hause Ihres Todfeindes von seinem Weine trinken, an seinem Tische essen. — Bei uns darf man es oft nicht wagen den Becher aus eines Bruders Hand anzunehmen."

Waldemar schauderte. Er hatte nicht den Muth, die Frage auszusprechen, welche die Aeußerung des Kranken auf seine Lippe drängte; doch lag sie vielleicht so verständlich in dem Blick, welchen er auf jenen richtete, daß der Marchese, in seine Gedanken eingehend, darauf erwiderte:

„Kann etwas mich beruhigen, so ist es der Umstand, daß eine fremde, mordgewohnte Hand mir die Chocolade bereiten ließ, die mir den Tod giebt. Auch stehe ich, einige wirkliche Verwandte abgerechnet, ganz allein in der Welt. Mein älterer Bruder starb vor mehreren Jahren unbeerbt und in mir erlischt der letzte Dal Monte der Linie, zu welcher ich gehöre."

„Entschuldigen Sie die vielleicht unbescheidene Frage, weshalb Sie, bei so viel begründeten Ansprüchen, keine Gemahlin unter den schönen Donnas Ihres Vaterlandes wählten, welches seiner vornehmen schönen Damen wegen berühmt ist?"

Eine leichte Röthe belebte auf Augenblicke das blasse Gesicht des Marchese und ein unterdrückter Seufzer entstieg seiner Brust. Er warf einen scheuen, ungewissen Blick auf Waldemar; sein Auge trübte sich wie von schmerzlicher Erinnerung umdüstert, und er entgegnete

nach einer Weile: „Oft, mein junger Freund, liegt die Behinderung solcher Wahl nicht in unserm Willen, nicht in dem Mangel eines würdigen oder gewünschten Gegenstandes. — Umstände — Verhältnisse — innere, jedem fremden Auge verborgene Gründe — legen dem Menschen Fesseln an, die er sich vielleicht selbst — und unbewußt, oder vielmehr unbedachtsam, geschmiedet!“

Es schien wirklich, als übe Waldemars Nähe einen wohlthuenden Einfluß auf den Zustand des Marchese aus, obgleich es in manchen Stunden nicht zu verkennen war, daß seine Gegenwart ihn wieder sehr beunruhigte. Waldemar glaubte bemerkt zu haben, daß diese Unruhe dann gewöhnlich sichtbar wurde, wenn er dem Leidenden längere Zeit hinter einander vorgelesen hatte. Der Marchese pflegte ihn dann fortgesetzt anzusehen und sich allmählig so ganz in dies Anschauen zu versenken, daß es dem Lesenden selbst peinlich wurde. Dieser hörte dann auf und vermied dies einige Tage, bis dal Monte ihn immer wieder selbst darum ersuchte. Waldemar äußerte endlich die Besorgniß, daß diese Art der Unterhaltung ihn aufrege, da er ihn schon mehrere Male sehr unruhig danach gesehen habe.

„Dem kann ich zwar nicht widersprechen, entgegnete dal Monte, und dennoch mag ich nichts lieber, als Sie mir vorlesen hören. Wenn Sie wüßten, welchen Eindruck Ihre Stimme auf mich macht! Es ist als zauberte sie mich in Armidas Zaubergärten, ihr Klang ruft mir den einzig wahren Liebestraum meiner Jugend hervor; — aber die Töne dieser Stimme gestalten sich dann allmählig

— bald zu einem Bilde, dem ich gern entfliehen möchte, bald zu einem Spiegel, in welchem ich mein Inneres erschaue. — Auf dem Punkte, auf welchem ich stehe, mag das ganz gut sein, — darum — mein lieber Sennor, lesen Sie, ich bitte."

Eines Abends schien des Kranken Zustand so bedenklich, dessen Unruhe als Waldemar ihn verlassen wollte so groß, daß er sich erbot, die Nacht bei ihm zu bleiben. —

„Ach, wenn Sie mir diese Freundschaft erzeigen wollten! sagte der Marchese mit innigem Dank. — Sie wissen wohl kaum, was es heißt, krank, von innerer Unruhe gequält, die Nächte schlaflos hinbringen, nur umgeben von bezahlten Dienern! — Wie verlassen erscheint man sich dann — wie arm! — trotz aller Pracht, trotz aller Bequemlichkeit, die uns umgiebt! Der bittere Trank aus fremder Hand wird bitterer noch, das seidene Pfühl, gelockert vom bezahlten Wärter, drückt, und selbst die Pünktlichkeit des Gehorsams kann zur Qual werden! —"

Waldemar installirte sich mit Freuden als Wärter am Bette des Kranken, der nach einigen Stunden wirklich in festen Schlaf verfiel, der erste, der seit mehreren Wochen seine Augen berührte.

Als Waldemar den Marchese so ruhig sah, kam auch über ihn das Bedürfniß der gewohnten Ruhe, und ehe er sich dessen bewußt ward, war er in das Reich der Träume eingegangen, in welchem eine liebe Gestalt ihm entgegen trat, die oft in den Tagen seiner Kindheit, seiner frühen Jugend ihm in jener geheimnißvollen Welt

erschien, von welcher Niemand weiß, ob sie nur das Spiegelbild der empfangenen Eindrücke während unseres thätigen Daseins, oder ob es ein doppeltes Leben unseres Inneren ist.

Eine Bewegung des Kranken weckte Waldemar; er neigte sich über ihn; sein Athem war ängstlich; unzusammenhängende Worte verriethen seine heftige Erregung, so daß Waldemar es für das Beste hielt, ihn sanft zu wecken. — Er fuhr empor und Waldemar mit verwirrten Blicken betrachtend, sagte er, noch im Traum befangen: „Ja, ja! [illegible]mantine, ich will Dich versöhnen — wenn ich kann! — — Ach! Sind Sie hier? — es ist ja wahr! Sie haben das schwere Amt übernommen, bei mir zu wachen. — Sie, Guter, sind nun auch der Ruhe beraubt!“ — Waldemar gestand, geschlafen zu haben, ja sogar so fest, daß er geträumt hätte.

„O, dann erzählen Sie mir Ihren Traum, vielleicht vergesse ich über ihn den, der mich gequält.“

Waldemar lächelte gutmüthig; es schien ihm fast lächerlich, daß ein Mann, der, vermöge seines überwiegenden Geistes, seines scharfen, subtilisirenden Verstandes, fast allen anderen Personen, mit welchen er in Berührung kam, überlegen war, Traumgeschichten zu hören verlangte, um sich zu zerstreuen; und doch rührte es ihn auch wieder, ihn so allen wirklichen und allen eingebildeten Eindrücken Preis gegeben zu sehen. —

„Den Kranken muß man den Willen thun wie den Kindern, sagte Waldemar freundlich, und so mögen Sie denn erfahren, daß mich hier an Ihrem Bette wieder

einmal ein liebes Traumgesicht beschlich, welches sonst eine Hauptfigur unter den mancherlei Gestalten spielte, die meine kindliche und jugendliche Phantasie gebar. Lange Zeit hindurch glaubte ich, es sei dies liebe Bild für mich das, was andere Menschen das Gewissen nannten. Denn immer sah ich in meinen Träumen eine schöne Frau mit milden und holdselig freundlichen Zügen, die bald liebkosend meine Wange streichelte, wenn ich mir bewußt sein konnte, Recht gethan zu haben, oder die ernst und traurig an meinem Bettchen stand, wenn ich durch Leichtsinn oder Heftigkeit meinen väterlichen Freund und Erzieher betrübt hatte. Ich war so an diese Erscheinung gewöhnt, daß mein Bewußtsein mir beim Schlafengehen immer schon die Art, wie ich sie sehen würde, voraus sagte. Niemals konnte ich mich jedoch entschließen, zu irgend jemand von diesem Traumverkehr zu sprechen; denn so unbegrenztes Vertrauen ich auch zu meinem Erzieher hegte, so fürchtete ich doch, er könne das, was mir nur so lieb, so heilig war, belächeln. Diese Vorstellung hielt mich zurück, als ich schon folgerecht zu denken vermochte, und früher war es vielleicht die Scheu vor dem Unerklärlichen, die sich unbewußt dem Gemüth aufdrängte, genug ich schwieg, und wenn ich ganz aufrichtig sein soll, so kann ich auch in diesem Augenblick nicht ohne ein beengendes Gefühl von einem Gegenstande sprechen, der meine Vernunft freilich in das Gebiet des Phantastischen verweiset, der aber mit den geheimsten Bestandtheilen meines Wesens eng verbunden scheint."

Mir träumte in der kurzen Zeit, daß ich eingeschlum-

mert war, ich befände mich allein auf einem hohen Felsen, dessen Spitze ich unter wechselnden Umgebungen erstiegen; unten blumichte Auen, Leben und Freude um mich her. Als ich einen Felsenzacken erreicht hatte, trat eine buntgeschmückte Gestalt auf mich zu, von welcher ich nicht wußte, war es Knabe oder Jungfrau. Sie reichte mir goldne Blätterkronen, Ordensbänder mit der einen Hand, und in der anderen zeigte sie mir einen Myrthenkranz, in dessen Mitte sich eine Rose befand, aus deren Kelch ein süßes Bild mir entgegenlächelte — ein wohlbekanntes!

„Wie ein ungenügsamer Knabe wollte ich mit meinen beiden Händen die schönen Gaben erfassen; doch — Kronen und Bänder zerfielen in Staub; — ich fragte nicht viel darnach und griff nur um so eifriger nach dem schönen Myrthenkranze, — doch auch er sollte mir nicht werden, — denn ein schwarzer Schleier senkte sich verbergend über ihn, und nur die Rose mit dem Bilde in ihrem Kelche leuchtete durch den trüben Filet. — — Ich wollte fie nicht missen, sie mit Gewalt erfassen — umsonst! — sie war dahin! — — Ich eilte höher hinauf, hoffend, sie doch noch wiederzufinden; aber je höher ich stieg, desto rauher und öder ward der Pfad. Ich wollte zurück zu den schönen Wiesen, in das blühende Thal — es war kein Weg zu finden, jeder Steg versperrt von himmelhohen Felsen; nur vor mir lag der mühvolle, schon betretene Pfad. Ich stieg hinauf, immer suchend nach dem theuren Bilde; doch es war und blieb verschwunden. — Je weiter ich ging, je rauher ward es um mich her; keine Blume, kein

Grashalm, nicht einmal Steinmoos war auf diesem unwirthbaren Felsen zu erblicken. Endlich stand ich oben. Keine Spur von Leben. Alles todt, Alles still! — nur das Klopfen des eigenen Herzens hörte ich. — Mich ergriff unsägliches Weh. — Ich gedachte der frohen Tage meiner Kindheit, und mit dieser Erinnerung verband sich auch die an jene freundliche Erscheinung meiner ehemaligen Träume, die in den letzteren Jahren sich mir seltener wiederholte. In unbeschreiblicher Sehnsucht erhob ich die Arme, als wollte ich ein theures Wesen umfassen, — und siehe — die Luft, die mich umgab, schien sich zu einer sichtbaren Gestalt zu verdichten — bald trat sie hervor aus der sie umgebenden Nebelhülle, und ich erkannte mein geliebtes, verehrtes Traumbild wieder!

„Wie ehemals berührte sie mild und liebkosend meine Wange, lächelte mir zu, dann erfaßte sie meine Hand und mich sanft fortziehend führte sie mich auf die andere Seite der Felsenspitze.

„Dort war Alles schön und heiter. Zwischen dunkeln Lorbeerhainen schimmerten die schönsten Rosenbüsche hervor, voll der herrlichsten Rosen, aus denen mich Augen voll Liebe und Freundlichkeit anlächelten. — Ich wollte hin zu jenem Haine — doch meine Führerin blickte mich bedeutungsvoll an, indem sie auf eine tiefe, dunkle Kluft zeigte, welche zwischen uns und jenem Ziele meiner Wünsche gähnte.

„Ich sah mich verzweiflungsvoll um, ob ich nicht ein rettendes Werkzeug finden würde, uns den Weg zu bahnen über den breiten Schlund. — Umsonst! meine

Begleiterin lächelte wehmüthig und zeigte nach einer Felsenspalte. — Ich eile hin — ich dränge mich in den engen Raum, und je weiter ich vorschreite, je mehr öffnet sich der Weg. Bald befinde ich mich in einem Bogengange, an dessen Ende ein heller Lichtschein mir entgegen schimmert. Ich trete in ein hohes Gewölbe und glaube mich in der Familiengruft zu Meerholdshoff zu befinden. Ein Mann schreitet mir entgegen, den ich zuerst für den verstorbenen Minister halte; er führt mich wieder dem Eingange zu, indem er mir sagt: „Hier findest Du nicht, was Du suchest, doch folge mir!" — Ich gehorche, und als ich mich wieder im hellen Schein des Tages befinde, erblicke ich meinen Führer am Eingange der Felsenspalte stehen — doch, nicht des Grafen von Meerhold Züge erkenne ich nun — Sie, mein theurer Marchese, Sie boten mir die Hand. — Mit inniger Freude erfasse ich diese, glücklich, Sie so wohl, so kräftig zu sehen, wie Ihr Bild in Ihrem Saale Sie darstellt.

„Sie reichten mir ein goldnes Stäbchen und eine kleine, schmale Rolle Pergament und sagten: „das ist eine gute Brücke! — Glück auf den Weg!" — Ich erfasse beides und will in meinem Dankgefühl Sie stürmisch umarmen — da tritt plötzlich meine schöne Traumgestalt zwischen Sie und mich, Sie ganz mit einem reichen Palmenzweige verhüllend. — Ich will fragen, weshalb ich Sie nicht sehen, Ihnen nicht danken soll — da bewegt sie verneinend das schöne, nun ganz im Schimmer der Verklärung leuchtende Haupt und zeigt nach oben. — Mein Auge folgt der Richtung — ich sehe das Bild mei=

ner Träume sich in die Wolken erheben und allmählig meinen Blicken in einem so hellen Lichte verschwinden, daß ich die geblendeten Augen wieder der Erde zuwenden mußte — und in diesem Augenblicke erwachte ich durch Ihre unruhige Bewegung.“ —

Waldemar schwieg — auch der Kranke sagte nichts, — so daß Waldemar vermuthete, er könne wohl wieder über dem Erzählen eingeschlafen sein, und so hielt er sich so ruhig als möglich.

Nach einer ziemlichen Weile sagte dal Monte jedoch mit zitternder Stimme: „Hatte das Bild Ihrer Träume Züge eines irdischen Wesens, und können Sie mir dieselben wohl beschreiben?“

„Mir ist von dieser Erscheinung wohl mehr ein Totaleindruck geblieben, als daß sich mir einzelne Züge so ganz klar eingeprägt hätten, nur das weiß ich, daß ich niemals seelenvollere schwarze Augen, nie ein wehmüthigeres Lächeln sah; aus meinen dunkelsten Erinnerungen dämmert mir die Vorstellung vor dem inneren Auge, daß ich die schöne Frau einst im Traume fragte: was das für eine rothe Narbe sei, die sie am Halse hätte? doch gab sie mir nie Antwort, denn —“

Ein Schrei ertönte aus des Kranken Munde, und als Waldemar sich über ihn neigte, um ihn zu fragen, ob ein plötzlicher Schmerz ihn ergriffen? hörte er keinen Athem; Stirn und Hände waren mit kaltem Schweiß bedeckt.

Waldemar klingelte; die Diener aus dem Nebenzimmer eilten herbei; — er rief nach Licht, und bei dessen Scheine sah man, daß der Kranke in tiefer Ohnmacht

lag. Man brachte ihn endlich wieder zu sich, er konnte oder wollte nicht sprechen, und winkte, man solle ihn allein lassen. — Nur als Waldemar sich auch entfernen wollte, hielt er seine Hand fest und behielt sie in der seinen bis zum Morgen.

Als der Tag angebrochen war, erhob sich dal Monte in seinem Bette und befahl die Fenster zu enthüllen; darauf verlangte er, daß man das seinem Bette gegenüberhängende Bild, eine baskische Tänzerin, von Murillo gemalt, mit dem vertausche, welches ihn selbst als jungen Mann vorstellte. Als man auch diesem Befehle gehorcht, wendete sich der Kranke zu Waldemar, der diesem Treiben mit unruhigen, besorgten Blicken folgte, und sagte:

„Jetzt, mein Theurer, gehen Sie zu Hause und suchen Sie die mir geopferte Ruhe durch einen sanften Schlaf zu ersetzen. Morgen sehen wir uns wieder, denn der heutige Tag gestattet mir nicht die Freude, Sie zu empfangen, da er von den Dienern unserer Kirche in Anspruch genommen wird. — Ich werde heute meine Rechnung mit der Welt abschließen — vielleicht neigt sich mir dann wirklich die Palme des Friedens zu. — Haben Sie Dank für jeden Dienst, den Sie mir diese Nacht geleistet."

Ohne sich bestimmt bewußt zu sein warum, da er den Zustand dal Montes nicht für so gefährlich hielt, daß sein Ende bald zu fürchten stände, schied dennoch Waldemar mit einem nicht zu beschreibenden Gefühl von Bangigkeit von dem Kranken, dessen er auch während des ganzen Tages nicht Herr zu werden vermochte. Nicht

Arbeit, nicht lange und ermüdende Spaziergänge, nicht der Besuch des belebtesten Kaffeehauses, wo er einige sehr interessante Fremde fand, vermochten ihn von dem Gedanken an den Marchese, an die wunderbare Aehnlichkeit zwischen ihnen, so wie an den Eindruck, welcher die Erzählung des Traumes auf dal Monte gemacht, abzubringen. —

Seine aufgeregte Phantasie gefiel sich darin, tausend Vermuthungen, Folgerungen zu ziehen, und dies war wahrlich nicht geeignet, seinen Gefühlen, so wie seinen Vorstellungen die rechte Richtung zu geben.

In der frühen Morgenstunde des folgenden Tages kam der vertraute Diener des Marchese zu ihm und überbrachte ihm ein mit zitternder Hand geschriebenes Zettelchen folgenden Inhalts:

„Mein theurer Waldemar. Eilen Sie so bald als möglich zu mir. Ich habe Wichtiges mit Ihnen zu besprechen und mich dazu auf alle Weise vorbereitet. Nachdem ich gestern meinen Pflichten als Katholik und als Großer dieses Landes ein Genüge gethan, will ich heute der so lange schon mahnenden, jedoch immer übertäubten Stimme eines inneren Bewußtseins folgen, und so viel ich vermag, will ich die Dinge so vorbereiten, daß es mir, noch ehe ich scheide, vergönnt werde, ein begangenes und nie zu sühnendes Vergehen in etwas wieder gut zu machen.

„Ich ersuche Sie dringend, Alle, auf Ihre Verhältnisse bezüglichen Papiere und namentlich das Testament und den Brief des Ministers von Meerhold mitzubrin-

gen. Ein Sterbender bittet Sie darum! — — Dal Monte."

In nicht zu beschreibender Erregung schickte Waldemar sich an, dem so dringend ausgesprochenen Wunsche zu genügen, immer zu sich selbst sprechend: „Was werde ich hören? — was werde ich erfahren? — Wird meine Ahnung zur Wirklichkeit werden? Besteht ein Verhältniß in der That, welches die zufällige Bildung unserer Züge den fremden Herrn als gewiß voraussetzen ließ? Und wenn dies ist, weshalb schwieg der Marchese bis jetzt, und wenn auch er nichts Bestimmtes darüber weiß, warum schweigt nicht auch er? — Soll ich nur die Ungewißheiten gegen einander austauschen und ewig hin und her geworfen werden auf den stürmischen Wegen aufgeregter und ewig getäuschter Hoffnungen?" — Unter solchen Fragen erreichte er den Palast des Marchese, den er mit wunderbar belebten Zügen und einem Anschein besseren Befindens im Bette aufrecht sitzend fand. Er wollte ihm seine freudige Theilnahme an dieser anscheinenden Besserung bezeigen, allein der Kranke lächelte, indem er ihn zu sich an das Bett zog und sagte: „Junger Mann! das ist auch so eine von den Täuschungen, die wir uns mit uns selbst und Anderen erlauben! — die Kunst vermag viel bis auf einen gewissen Punkt; doch die Wahrheit behauptet ihre Rechte wie die Natur, und früh oder spät muß die Kunst beiden weichen. — Die Röthe auf meinen Wangen, der Anschein erneuten Lebens, wird bald der Farbe weichen, die der Tod meinem Gesicht aufdrücken wird. — Doch, das alles ist

jetzt Nebensache — ich habe Ihnen Mittheilungen zu machen, die, wenn sie auch für den Augenblick zu keiner Gewißheit, weder für Sie, noch weniger für mich, führen können, dennoch in Zukunft meine Ahnungen, ja ich möchte fast sagen, meine gewissen Vermuthungen zu bestätigen vermögen. Sie haben mir die wunderbaren Begebenheiten mitgetheilt, welche Ihre Geburt und die späteren Jahre Ihres Lebens begleiteten; vernehmen Sie nun die Geschichte eines Zeitraums in meinem Leben, der, so kurz er war, von den bedeutendsten Folgen für meine ganze Zukunft gewesen ist. In wie fern er einflußreich auch für Sie geworden, bleibt der Zeit zu enthüllen vorbehalten. Möchten Sie in dieser Mittheilung, die nicht ohne beschämende Bekenntnisse geschehen kann, den Beweis wahrer Reue sehen und zugleich den Nutzen für sich selbst daraus ziehen, den ein Mensch, der mit offenen Sinnen und wachen Augen durch das Leben geht, immer aus den Lebenserfahrungen Anderer zieht.

„Lassen Sie mich, über meine Kindheit und erste Jugend hinweggehend, sogleich zu dem Zeitpunkt gelangen, von welchem allein meine Mittheilung Interesse für Sie haben kann. Nur so viel sei mir zu sagen vergönnt, daß, als ich auf Reisen ging, um meine Bildung für meine spätere Laufbahn, so wie meine wissenschaftlichen Kenntnisse zu vervollkommnen, ich mein Vaterland als ein Mensch verließ, den ein ungemessener Stolz zwar abgehalten hatte der Sünde in niederer Sphäre zu nahen, der jedoch in der vornehmsten Gesellschaft seines Landes zu dem verderblichen Glauben gelangt war, es könne keine Frau

einer geschickten Verführung entgehen, und Frauentugend sei nur ein Wahn. — Auch hatte noch nie das Gefühl wahrer Liebe mein eignes Herz bewegt, noch hatte sie sich mir in Anderen dargestellt. — Nur Leidenschaft — Begierde nach mehr oder weniger schwierigen Siegen, das waren meine Vorstellungen von dem, was ich Liebe nannte.

„Nachdem ich viele Länder bald hier bald dort durchkreuzt hatte, wie es mir eben meine Laune eingab, kehrte ich zum zweiten Male in die Schweiz zurück, in der Absicht, mich längere Zeit dort aufzuhalten, wenn ich erst würde alle Schönheiten dieses Landes kennen gelernt haben. — — So sehr sich auch in vieler Hinsicht meine Ansichten, wie meine Kenntnisse durch den Besuch verschiedener Orte erweitert und bereichert hatten, in meinem Innern war Gluth und Leere zugleich, nach wie vor; denn mein Gefühl war durch nichts wahrhaft erregt und noch weniger geläutert worden.

„Die erhabenen Naturscenen in der Schweiz übten einen eigenen Zauber auf mein Gemüth; bei meinem Uebergange über die Pyrenäen war meine Phantasie zu sehr mit den Vorstellungen von all dem Neuen beschäftigt, was mir zu sehen, zu erleben bevorstand, als daß ich hätte sehr empfänglich für andere Eindrücke sein können. Der Taumel mannigfacher Genüsse hatte mich aufgeregt, erschöpft, ohne mir etwas zu bieten, woran der Hunger meines innern Verlangens sich hätte sättigen können. Ich war blasirt, ohne einen Augenblick wahrhaft glücklich gewesen zu sein.

„In diesem Zustande körperlicher und moralischer Ermattung gelangte ich durch das Thal von Chamouny nach den reizenden Ufern des Genfer-Sees und in das Thal von Vevay. — Hatten die himmelhohen, mit ewigem Schnee bedeckten Gletscher in ihrer schroffen Großartigkeit mich wie ernste, strenge Lehrer, an die Nichtigkeit alles dessen gemahnt, woraus meine Eitelkeit, mein Stolz sich Genuß und Triumphe bereiteten, und mir ein sehr unbehagliches Gefühl meiner Nichtigkeit erweckt, so traten mir wiederum die lachenden, unbeschreiblich schönen Naturerscheinungen rings um den Genfersee wie eben so viel freundliche Genien entgegen.

„Es kam eine nie gekannte Ruhe über mich; mit ihr zugleich aber auch ein Sehnen nach einem Etwas außer mir, das zu suchen, zu hoffen, ja vom Himmel zu erflehen, ein aus schließender Gegenstand meines Denkens, meines Empfindens ward.

„Bei der natürlichen Leidenschaftlichkeit und Hartnäckigkeit meines Wesens nahm dies Gefühl bald eine Richtung, die mich nur zu empfänglich machte für all die Eindrücke und Thorheiten, denen sonst ein liebesüchtiger oder schon liebekranker Jüngling ausgesetzt ist, und es bedurfte nur eines sichtbaren Gegenstandes um eine so genährte Gluth zur hellen Flamme anzufachen.

„Auf einem meiner vielen Spaziergänge gelangte ich eines Tages in die Nähe eines ganz in Laub und Grün versteckten Hauses, aus dessen geöffneten Fenstern der Gesang einer Stimme erschallte, die mein Ohr mit den reinsten, seelenvollsten Tönen berührte. Ich trat behutsam

näher, und nun konnte ich deutlich hören, daß einer jener geistlichen Gesänge gesungen ward, wie sie in unserm Cultus an hohen, der heiligen Jungfrau geweihten Festen üblich sind.

„Ich hatte erst vor kurzem in Madrid, in Italien und Frankreich die berühmtesten Sänger und Sängerinnen ihrer Zeit gehört, aber noch war kein Ton einer menschlichen Stimme so in mein Herz gedrungen, wie diese glockenreinen Töne dieser sicherlich noch jungen Sängerin. Der Wunsch sie zu sehen wurde unwiderstehlich; — ich schritt so leise heran, daß kein Blatt die Berührung verrieth; ich hielt den Athem an, und glücklich angelangt auf einer kleinen Erhöhung dem Fenster fast gegenüber, ward mir der Blick in dasselbe durch nichts verhindert.

„Dort, in diesem reinsten, unbefleckten Tempel der Andacht lag ein Wesen auf den Knien und erhob seine Seele zu Gott, indem ihr schöner Mund in harmonischen Accorden die Harmonie ihrer Seele aushauchte. Die Betende kniete neben einem Bette, vor welchem auf einer Staffelei das Bild der Madonna, mit Blumen bekränzt, aufgestellt war. Im Bette selbst lag eine bleiche Frauengestalt, den Rosenkranz in den weißen Händen. Die Kranke warf abwechselnd einen flehenden Blick zum Himmel bald einen der innigsten Mutterliebe auf die schöne, fromme Sängerin.

„Nachdem der Gesang geendet, die Kniende noch eine Weile in stillem Gebet verweilt hatte, erhob sie sich, ging an das Bett und küßte der Kranken die Hand.

„Jede Bewegung dieser ätherischen Gestalt war Anmuth und Grazie, verbunden mit einem Adel in der Haltung, der auf den ersten Blick einen Stand verrieth, der nicht mit den Umgebungen übereinstimmte.

„Gern hätte ich länger verweilt, allein ich mußte fürchten, gesehen zu werden, und so schlich ich mich eben so unbemerkt fort als ich gekommen war, Kopf und Herz erfüllt von der lieblichen Erscheinung. Ich bemühte mich in der Umgegend Nachrichten über die mir so interessant gewordenen Personen einzuziehen, und erfuhr aus manchen zusammengetragenen Bruchstücken nur so viel: Die Mutter jenes jungen Mädchens war vor etwa zwei Jahren plötzlich angekommen und hatte Besitz von jenem Hause genommen, welches bis dahin von einem sehr alten, in Vevay gebornen Manne bewohnt war. Dieser sei in seinen jüngeren Jahren Haushofmeister bei einer sehr vornehmen Familie in Frankreich gewesen, die ihn zur Belohnung seiner treuen Dienste in Stand gesetzt, sich dies kleine Besitzthum zu kaufen, um seinem Wunsche nach in der Nähe seiner Vaterstadt sterben zu können.

„Erlassen Sie mir die Aufzählung all der Mittel und Wege, die ich einschlug, um Aufnahme in jenes kleine Heiligthum zu erlangen, um in das reine Herz Armantinens den Feuerbrand einer Leidenschaft zu schleudern, der, leider! ihren Frieden, aber nicht die Festigkeit ihrer Grundsätze zu zerstören vermochte. Meine sinnlose Gluth für dieses Wesen, welches mir eine neue Erscheinung war, und mir wider Willen den Glauben an weibliche Tugend aufdrang, ließ mich so tief sinken, daß ich die

Lüge, welche meinen Stand und meine wahren Verhältnisse vor ihr verbarg, nicht verschmähte, und ich suchte mein schreiendes Gewissen mit der Vorstellung zu beschwichtigen, daß auch sie mir die ihrigen verschweige.

„Als ich endlich zu der Erkenntniß kam, daß an dieser wahren Unschuld alle bisher so bewährt gefundenen Verführungsmittel scheiterten, wollte ich noch ein Letztes versuchen: — Abwesenheit während einiger Zeit.

„Wäre ich nicht schon zu verderbt gewesen, so hätte ihr Schmerz bei unserer Trennung jeden unheiligen Gedanken, jede Absichtlichkeit vernichten müssen. Einige Augenblicke lang regte sich in meiner Seele ein Gefühl wahrer, nichts begehrender Liebe, Reue über meinen Trug; aber — diese Annäheruug meines guten Genius war nur eine flüchtige Erregung besserer Empfindungen. Die Bande, in welchen mich eine andere Macht gefesselt hielt, waren stärker. Ich reiste ab.

„Während mehrerer Monate bereiste ich den Theil der Schweiz, der mir noch unbekannt war, und hielt mich ziemlich lange in Bern auf, wo ich bei einem Professor mit dem Eifer, mit welchem ich Alles betrieb, Unterricht in deutscher und englischer Sprache nahm. Die Zerstreuungen der Reise, die Beschäftigung mit dem neuen Studium, nichts konnte mich jedoch von dem Verdrusse abbringen, einen Sieg aufgegeben zu haben, den ich nun für viel leichter hielt, nun, da weder Armantinens klarer unschuldsvoller Blick meinem Auge begegnete, noch die Würde ihres Wesens mir imponirte. Ich klagte mich selbst der Dummheit an und beschloß einen letzten Versuch.

Dieser Entschluß war jedoch in der That mehr ein Betrug, der das Herz dem Verstande spielte, denn es trieb mich hin mit unwiderstehlicher Gewalt zu dem einzigen Wesen, das mir, neben strafwürdigen Wünschen und Absichten, in besseren Momenten den Wunsch eingeflößt hatte, sie möchte mir gleich an Geburt sein, um sie mit vollem Rechte und ganz besitzen zu können.

„Ich lächelte über mich selbst, als mir beim Anblick der ersten Häuser in Vevay das Herz mit Ungestüm pochte; ich schickte meinen Kammerdiener mit dem Wagen nach dem Gasthause, und eilte mit schnellen Schritten dem Orte zu, wo im Dunkel blühender Bäume und Gesträuche die für mich schönste Blume sich erschloß.

„Es war Alles still um das kleine freundliche Haus; kein Laut ihrer Stimme ließ sich hören, eine schauerliche Ruhe umwehte dies Asyl der Schönheit und Tugend. Ein furchtbarer Gedanke trat mir vor die Seele. Wie, wenn Armantinens Liebe zu mir dies zarte, tief empfindende Wesen zerstört, vernichtet hätte! — Diese Vorstellung machte mein Blut erstarren; doch konnte ich diese Angst nur Secunden lang ertragen und eilte rasch der Thüre zu, mir Gewißheit zu verschaffen. — Die Hausthür war offen, die Thür des Wohnzimmers nur angelehnt; ich nähere mich dieser behutsam, öffne sie leise und — sehe Armantine, in tiefe Trauergewänder verhüllt, vor ihrer Staffelei sitzen, die Palette lässig in der Hand auf ihrem Schooße und matt auf dem Malstock gegen die Staffelei gelehnt. — Sie war todtenbleich, aber überirdisch schön.

„Ein Laut, der sich unwillkürlich meiner Brust entrang, erweckte sie aus ihrer Träumerei; sie stand auf, und erschrocken, einen Mann in ihrem Zimmer zu sehen, trat sie mir einen Schritt entgegen; ich breitete die Arme aus und mit dem Rufe: Armantine! stürzte ich zu ihren Füßen. — Mit einem durchdringenden Schrei der Verzweiflung antwortete sie auf diesen Ruf und sank bewußtlos zusammen.

„Ich trug sie auf das Bett und in demselben Augenblick trat ein alter Mann in das Zimmer, der mich ziemlich rauh fragte, was ich hier suchte. Dies war der alte, treue Haushofmeister; von ihm erhielt ich später Aufschluß über alle früheren und jetzigen Familienverhältnisse Armantinens.

„Der Graf von Varennes, Obrist in der königlichen Garde, vermählt mit der reichen Erbin aus einer der ältesten Familien, hatte durch diese Heirath die Wünsche und Hoffnungen eines anderen, dem Königshause verwandten großen Herrn durchkreuzt und sich diesen zum unversöhnlichsten Feinde gemacht. Der Graf, Armantinens Vater, fühlte auch immer den Einfluß dieser Feindschaft; da er jedoch klug und besonnen und glücklicherweise lange Zeit in einer entfernten Provinz auf Urlaub war, um die Angelegenheiten seiner Güter in Ordnung zu bringen, so entging er den Fallstricken und Anreizungen seines Feindes, bis ihn endlich seine Pflicht wieder nach Paris zurückrief. Jeder Mensch hat, wie Achill, seine verwundbare Stelle, und einer beharrlichen Böswilligkeit gelingt es am Ende doch, sie zu finden.

Auch der Graf ward dort getroffen und dadurch verleitet, seine gewohnte Mäßigung zu vergessen; er forderte seinen Gegner, und selbst schon schwer verwundet, erstach er diesen, ehe er zusammenfiel. Nur Flucht konnte ihn vor schwerer Ahndung seines Vergehens retten; es gelang seiner Gattin, ihn zwar glücklich über die Grenze zu bringen, allein auch nicht weiter. Sein Zustand verschlimmerte sich so sehr, daß er nach wenigen Tagen seinen Geist aufgab und seine trostlose Wittwe allen Schrecknissen einer solchen Lage überließ.

„Sie erinnerte sich des Haushofmeisters ihrer Eltern und schrieb an ihn, indem sie ihn mit ihrem Schicksal bekannt machte; der treue Mensch kam selbst, statt der Antwort, sie zu beschwören, das kleine Besitzthum, welches er der Güte ihrer Eltern verdankte, unumschränkt als das ihrige zu betrachten, so lange sie dies wünschen werde. — Die Gräfin, in diesem Augenblick nur der Ruhe und tiefsten Zurückgezogenheit bedürfend, nahm mit Dank ein Anerbieten an, welches sie erwartet hatte, und lebte fortan nur der Erinnerung an das verlorne Glück und der Erziehung ihrer Tochter. Diese vergalt reichlich der Mutter Sorgfalt und Liebe; als ihre Mittel sich verminderten, suchte Armantine durch ihr Talent für Malerei die Sorgen der Gräfin zu erleichtern, deren stets zunehmende Hinfälligkeit größere Pflege und Bequemlichkeit erheischte.

„Beide Frauen lebten so ein stilles einsames Leben; denn die Gräfin vermied jede Verbindung, da sie wichtige Gründe hatte, ihr Dasein wie ihren Aufenthalt so

lange zu verbergen, bis der Vater des getödteten Gegners, der den Tod seines Sohnes zu rächen dürstete und seine Verfolgungen unermüdlich fortsetzte, jeder Macht zu schaden und jedem Rachegefühl entnommen sein würde. Da er sehr alt war, durfte die Gräfin diesen Zeitpunkt als nahe vermuthen. Allein sie starb, noch ehe der Feind ihres Hauses seinem Sohne gefolgt war; jedoch traf dieses Ereigniß wenige Wochen nach dem Hintritt von Armantinens Mutter ein, die in ihrem letzten Willen ihrer Tochter den lebhaften Wunsch ausgesprochen hatte, diese möge sich zu ihrer, der Gräfin, Jugendfreundin begeben.

„Sie hatte nächst diesem Wunsche einen andern kund gethan, der noch bei des Grafen Lebzeiten zwischen beiden Familien als ein Lieblingsplan gehegt worden war. Armantine solle, wenn keine andere Neigung in ihrem Herzen dem entgegen wäre, den Sohn dieser Freundin, den jungen Grafen von Clermont, heirathen. Auf die Benachrichtigung vom Tode der Gräfin von Varennes hatte deren Freundin sogleich auf das liebevollste geantwortet und berichtet, daß, sobald einige nothwendige Vorkehrungen zum Empfange Armantinens würden getroffen sein, sie sich beeilen würde, das theure Vermächtniß ihrer verewigten Freundin in Empfang zu nehmen. In einem zweiten Briefe kündigte sie ihre Ankunft für die nächsten acht Tage an, indem sie hinzufügte: ihr Sohn werde sie begleiten, um den Augenblick zu beschleunigen, eine Bekanntschaft zu erneuern, welche die angenehmsten Erinnerungen in ihm zurückgelassen habe.

„Diese letzte Zuschrift, fuhr der Marchese fort, war

den Tag vor meiner Ankunft bei Armantinen angekommen und hatte sie sehr ergriffen, da der Gedanke, den Ort zu verlassen, den sie so lange mit der Verstorbenen bewohnt, an welchen sich alle Erinnerungen ihrer Liebe zu mir knüpften, die Abneigung, sich in neue Verhältnisse zu begeben, Ansprüchen und Hoffnungen entgegen zu treten, die zu begünstigen sie nicht gewillt war, dies Alles hatte dies junge Gemüth so erschüttert, daß es nur noch meines unverhofften Erscheinens bedurfte, um sie gänzlich zu überwältigen.

„Auch auf mich wirkten die Vorstellungen gewaltsam, die der Augenblick mir vor die Seele führte. — Armantine war vornehmer Abkunft, begehrt von einem Anderen, der für sich den Vortheil älterlicher Protection hatte!

„Ein Gut, dessen Verlust uns droht, steigert in einem heftigen Wesen das Verlangen nach dessen Besitz oft bis zum Wahnsinn. Auch mich erfaßte eine Art Raserei bei dem Gedanken, daß Armantine, an deren Reinheit und Tugend alle Leidenschaftlichkeit der Liebe, jede Kunst der Verführung wie von einem ehernen Schilde abgeprallt waren, vielleicht dennoch das Eigenthum eines Menschen werden sollte, der dies Glück schon jetzt nur als eine gute Speculation betrachtete!

„Meine Eifersucht steigerte sich von Stunde zu Stunde, und als ich in einem unseligen Augenblick mit unsinniger Gluth Armantinen umschlang, ich mich zu rücksichtslos meinen Gefühlen überließ und sie mich mit Verachtung und tiefem Schmerz von sich stieß, da wollte ich sie und

mich tödten! — Armantine entging dem Stoße meiner Waffe durch eine rasche Bewegung und ward nur am Halse verwundet. —

„Sie kennen ja auch was Liebe heißt, wenn auch in gemäßigterem Grade; stellen Sie sich nun, wenn sie können, mein Entsetzen, meine Reue vor, als ich Armantinens Blut fließen sah. Was der tiefste Schmerz, die glühendste Liebe an Bitten und Liebkosungen einzugeben vermögen, strömte in feurigen Worten von meinen Lippen. — Armantinens Verzeihung war der Preis, für welchen ich in diesen Augenblicken meine verderblichen Grundsätze, meine schnöden Absichten, ja meine Freiheit und Unabhängigkeit aufopferte, indem ich sie mit aller mir zu Gebote stehenden Beredtsamkeit der Liebe beschwor, die Meine zu werden.

„Doch selbst in diesen Momenten einer Hingebung, wie ich sie nie empfunden, war es meinem verderbten Sinn nicht möglich, ganz wahr, ganz redlich zu sein. Als Armantine, vom eigenen Gefühl wie von meinen Beschwörungen getrieben, darin willigte, mir ihr Lebensglück anzuvertrauen, war ihr zwar schon die Kenntniß meines Standes, aber nicht die meines Namens geworden, wenigstens nicht meines wahren Namens, denn ich hatte mich ihr als den Grafen „Rodrigo von Ferrol" genannt und dies nach einem Gute dieses Namens, welches ich in Estremadura besitze. War es die Gewohnheit, mit der Leichtgläubigkeit der Frauen mein Spiel zu treiben, oder eine mir selbst noch dunkle Absicht, mich dadurch in Stand zu setzen, mich in Zukunft leichter unter meinem wahren Na-

men bewegen zu können, genug ich ließ Armantine in diesem Wahn.

„Die gefürchtete Ankunft der Gräfin von Clermont und des verhaßten Rivals ließ mich mit Ungestüm in Armantine dringen, unsere Verbindung in den nächsten Tagen zu vollziehen und die Gräfin durch einen Courier von diesem Ereigniß, wie von unserer schon erfolgten Abreise zu benachrichtigen. So sehr auch Armantinens jungfräuliche Schüchternheit sich gegen einen so raschen, ungewöhnlichen Entschluß sträubte, so überwand dennoch die Liebe, wie die Furcht vor meiner Heftigkeit und Eifersucht ihre Bedenklichkeiten, und wir wurden von einem katholischen Priester, den reiche Geschenke willfährig gemacht, in einer wunderschönen Waldkapelle getraut.

„Des alten Haushofmeisters Unruhe und Zweifel wegen dieses Schrittes hatte Francesco durch alle nur möglichen Aufzählungen meiner glänzenden Eigenschaften und Verhältnisse zu beschwichtigen gewußt, und so sah denn auch dieser treue Anhänger Armantinens die Tochter seiner angebeteten Herrin als vermeintliche Gräfin von Ferrol das Asyl getrost verlassen, welches er sie mit so vieler Freude hatte bewohnen gesehen. Er hatte jedoch darauf bestanden, daß der Priester einen Trauschein in aller Form ausstellen mußte, welchen er selbst in Vevay bei der dortigen geistlichen Behörde unterzeichnen ließ und ihn Armantinen aufdrang, indem er das Versprechen von ihr verlangte, ihn wohl zu bewahren und ihn unter keiner Bedingung außer Händen zu geben.

„Wenn ich in diesem ernsten Augenblicke des himmli-

schen Lächelns gedenke, mit welchem sie mir dies erzählte und es eine gutmüthige Schwäche des Alten nannte, welcher sie zwar willfahre, die sie jedoch für lächerlich hielt, wie sie hinzufügte, indem sie sich mit der vollsten Hingebung an mich schmiegte: „Mein Rodrigo wird mich niemals täuschen, mich nie an seiner Liebe, an seinem Werthe zweifeln machen" — dann, ja dann muß ich glauben, daß alle Gewissenspein, die ich mein Leben hindurch bei der Erinnerung an Armantine erduldet, daß alle die Qualen der Angst und Unruhe, welche mich seit der Bekanntschaft mit Ihnen und mit Ihrem Schicksal erfaßt, nicht der tausendste Theil der Strafe sind, die ich durch meinen Frevel gegen dieses engelgleiche Wesen verdiente! — Vielleicht giebt es doch ein Fegefeuer, in welchem solche Sünden abgebüßt werden müssen, wenn es auch anderer Art ist, als die verworrenen Phantasien fanatischer Mönche es den gläubigen Seelen vormalen."

Der Marchese war erschöpft und sank ermattet in die Kissen zurück.

Waldemar saß schon geraume Zeit mit vorgebogenem Körper, das Gesicht mit beiden Händen bedeckt, ganz Aufmerksamkeit und von so widersprechenden Empfindungen bewegt, daß er sich selbst in ihnen verlor.

Das Schweigen des Marchese, die dadurch entstehende Stille weckte ihn aus seinem Sinnen. Er blickte auf und erschrack, als er die Veränderung in des Kranken Zügen gewahrte. Dieser bat ihn, ihm aus einer Arzeneiflasche eine gewisse Anzahl Tropfen und dann ein wenig

Wein zu geben. Er erholte sich schnell und wunderbar darnach, und sich wieder aufrichtend schickte er sich an, seine Erzählung fortzusetzen, nachdem Waldemar, der ihm jede Hülfeleistung eifrig und mit Sorgfalt erwies, ohne jedoch ein Wort zu sprechen, die Kissen bequem zurecht gelegt, sich selbst wieder gesetzt hatte, und in seine vorige Stellung zurückgesunken war.

„Es ist leider, begann dal Monte aufs Neue, eine nur zu vielfältig bestätigte Erfahrung, daß wir Männer im Allgemeinen in der Liebe erkalten, wenn wir das Ziel unserer Wünsche erreicht haben. Nur solche, die sich rein in Grundsätzen und Sitten zu erhalten gewußt, können eine sich ganz hingebende Liebe würdigen, wie sie es verdient und sie auch so erwidern. Der Wollüstling will überall nichts als Genuß und kann nur kurze Zeit den Zwang ertragen, den ihm die Alles opfernde Liebe einer tugendhaften Frau nothwendig auferlegt — die Dankbarkeit, welche sie erheischt, wird ihm zur Last und ihre Zärtlichkeit erscheint ihm bald langweilig.

„Gehörte ich nun auch nicht gänzlich in die Klasse jener herzlosen Geschöpfe, so trat dennoch bei mir sehr bald, nachdem wir Vevay verlassen und einen großen Theil der Schweiz und Tyrol bereist, die ruhige Reflexion an die Stelle leidenschaftlicher Glut. Ich erwog die Unbesonnenheit des gethanen Schrittes, der vielleicht alle Absichten und Pläne meiner Verwandten durchkreuzte und mir selbst auf der sofort zu betretenden Bahn sehr hinderlich werden konnte. Allein noch liebte ich Armantine wirklich, wenn ich mir auch schon einräumen mußte,

daß ihre Liebe zu mir die bei weitem stärkere war. Sie entfaltete ja täglich neue Schönheit der Seele, neuen Reichthum des Geistes vor mir und schien nur von meinem Leben das ihre zu empfangen.

„Der Zeitpunkt nahte, wo ich bei der Gesandtschaft unseres Hofes in Thätigkeit treten sollte; man hatte mich für *** bestimmt. Unmöglich konnte ich, so jung wie ich war, am Beginn meiner Laufbahn schon als verheirathet auftreten. Ich beschloß also, Armantine in einer hübschen, deutschen Provinzialstadt zu lassen. Sie erschrack sehr, als ich ihr sagte: meine Geschäfte machten es eben so nöthig als unsere Verbindung, mich auf einige Monate von ihr zu entfernen; die ersteren hätte ich schon um ihretwillen arg vernachlässigt, und hinsichtlich der zweiten sei es nöthig, meine Verwandten darauf vorzubereiten, wie sehr die Liebe zu ihr mich jede schuldige Rücksicht gegen diese habe vergessen lassen.

„Armantinens arglose Seele empfand nichts als Trauer über die Trennung von mir und Besorgniß, mir und meinem Glücke im Wege zu stehen. Sie fügte sich willig, wie ein vertrauendes Kind allen meinen Anordnungen, allen meinen angeblichen Gründen. — Die Frauen fangen nur dann erst an zu combiniren und Reflexionen zu machen, wenn sie eine Abnahme in der Zärtlichkeit des geliebten Mannes bemerken.

„Nicht in einer mir klaren Absicht, jedoch auch nicht absichtslos, ließ ich sie in Unwissenheit darüber, daß ich nach *** gehen müsse. Ich sagte ihr, ich würde nach Spanien zurückkehren, wohin ich allerdings in einiger

Zeit zu gehen beschlossen hatte. Ich ließ ihr Francesco — nicht den, der jetzt in meinem Dienste ist — zurück, auf welchen ich mich verlassen zu können glaubte; auch versah ich Armantine reichlich mit allen Mitteln, ihr eine so angenehme Existenz zu verschaffen, wie sie ihr ohne mich nur irgend werden konnte.

„Lassen Sie mich schweigen von dieser Trennung, — von ihren Briefen! — dies Alles sind nur so viel Anklagen mehr gegen mich. —

„Ich kam nach ***, lernte die Gräfin Meerhold kennen, und meine ungemessene Eitelkeit ließ mich die Eroberung dieser Frau als den Glanzpunkt aller früheren betrachten. Als ich diesem Ziele etwas näher gekommen zu sein wähnte, traf mich die sehr unwillkommene Nachricht, welche Francesco mir gab, daß Armantine durch meine verlängerte Abwesenheit in einen Zustand von Schwermuth verfallen sei, der ihre Gesundheit bedrohte.

„Ich nahm schnell Urlaub, um mich zu ihr zu begeben; denn, hatte auch meine Treue eine arge Verletzung erlitten, so war ich doch nicht schlecht, nicht fühllos genug, diejenige, die sich mir so ganz ergeben, den Plänen meiner Eitelkeit ohne Weiteres zu opfern. Ich fand Armantine bleich und hinfällig; aber wie eine Blume sich am Sonnenschein, an Luft und Wärme erholt, so erwachte sie an meinem Herzen zu neuem, zu doppeltem Leben.

„Der Arzt, den ich ernstlich um seine Meinung befragte, verlangte durchaus, Armantine solle in ein mil-

deres Klima und am liebsten nach Pisa gehen. Da dies meine Pläne für die nahe Zukunft nicht allzusehr durchkreuzte, beredete ich sie dazu, und versprach ihr, sie von dort abzuholen, um mich dann mit ihr nach meiner Grafschaft Ferrol zu begeben.

„Ich habe in diesem meinem Bekenntniß mich so wenig geschont, mein Verfahren so gar nicht beschönigt, daß ich hoffe, Glauben bei Ihnen zu finden für die Versicherung, daß dies wirklich meine Absicht war, und daß ich mir fest vorgenommen hatte, bis zu jenem Zeitpunkt meine Verwandten von meiner Heirath zu benachrichtigen, und von Pisa aus Armantine in ihr neues Vaterland zu geleiten. Freilich fand meine gefällige Moral Entschuldigungsgründe genug für das ungezähmte Verlangen, die Eroberung der schönen Gräfin Meerhold bis aufs Aeußerste zu verfolgen, und ich hielt mich mit Ehre und Redlichkeit für völlig abgefunden durch die Absicht, gegen Armantine meine Pflicht später erfüllen zu wollen. —

„Meine Strafe begann schon damit, daß die Gräfin in dem Augenblick meinen strafbaren Wünschen entzogen ward, als ich mich deren Erfüllung gewiß glaubte.

„Erlauben Sie mir über diese größte Demüthigung, die ich je erlitten, hinweg zu gehen, die mich damals in eine sehr unangenehme Stimmung versetzte.

„Eine wiederholte Mittheilung Armantinens gab dieser jedoch bald eine andere Richtung, indem sie ein neues Gefühl in mir erweckte. Aus einer früheren Andeutung hätte ich errathen können, daß Armantine sich Mutter zu

sein glaubte; sie hatte diesen Punkt jedoch so unbestimmt und so von fern berührt, daß ich, damals mit der Lösung eines anderen schönen Räthsels beschäftigt, den Gedanken nur ganz obenhin, nur als eine Vermuthung ihrerseits betrachtete. Doch nun sie mir Gewißheit gab, nun mein verwundetes Gefühl eines lindernden Balsams bedurfte, nun ein neues mächtiges Band zwischen mir und ihr geknüpft war, nun strebten alle meine Wünsche wieder Armantinen entgegen.

„Sehr unwillkommen war mir daher ein Auftrag, der meine Ankunft in Pisa noch um einige Wochen verzögern konnte, und den ich erhielt, als ich schon dorthin geschrieben hatte, um ihr mein Kommen zu verkündigen. Als ich den verdrießlichen Befehl erhielt, war ich ziemlich auf dem Punkte abzureisen; ich schickte schnell noch alles mir entbehrliche Geld an Francesco mit der Weisung, meine Gemahlin behutsam darauf vorzubereiten, daß ich etwas später eintreffen, jedoch von dem ersten Ruhepunkt auf der Reise an sie schreiben würde.

„Meine ganze Correspondenz mit Armantine hatte ich aus Furcht, ihre Liebe zu mir könne sie verleiten, mich in *** aufzusuchen, unter falschem Ortsstempel geführt, den ich mittelst einer Vorrichtung — die jedoch etwas Zeit erforderte — zu machen verstand; auch waren meine Briefe stets an Francesco adressirt, den letzten jedoch hatte ich ohne Weiteres so auf die Post gesandt, weil ich große Eile hatte. Nach beendigtem Geschäft reiste ich Tag und Nacht, von einer inneren Unruhe getrieben, nach Pisa. Kaum im Gasthofe angekommen, fordere ich

einen Lohnbedienten und befehle ihm, mich zu der Wohnung der Gräfin von Ferrol zu führen.

„Diese Dame ist, so viel ich weiß, nicht mehr hier, antwortet mir der Mensch.“

„Unmöglich! entgegne ich ungeduldig, laufen Sie und holen Sie mir den Diener der Gräfin, Francesco mit Namen.“

„Eben dieser Francesco, Eccellenza, ist auf und davon gegangen und hat die arme Dame hier in großer Verlegenheit zurückgelassen, und dies ist auch der Grund, weshalb die Frau Gräfin bald darauf abgereiset sind.“

„Ich war zum Tode erschrocken; jedoch konnte ich mich unmöglich an diesem ungenügenden Bericht beruhigen und begehrte auf der Stelle in die Wohnung geführt zu werden, welche Armantine verlassen hatte. Dort ließ ich mir Alles, was sich zugetragen, auf das Genaueste erzählen, und erfuhr ungefähr folgendes:

„Der Schurke Francesco hatte bei einer Gesellschaft Equilibristen eine Landsmännin und in dieser eine alte Liebschaft wiedergefunden; mit dieser hatte er viel Geld durchgebracht und war am Ende, nachdem er seine Gebieterin bestohlen, und wahrscheinlich auch mit dem Gelde, welches ich zuletzt geschickt hatte, durchgegangen. Die arme Armantine war dadurch, so wie durch meine verzögerte Ankunft, in große Unruhe und Verlegenheit versetzt, und konnte während mehrerer Tage zu keinem Entschluß kommen. Die Dienerin fand in Francesco's Zimmer Bruchstücke meines letzten Briefes an ihn und das Couvert mit dem Postzeichen ***.

Obgleich in spanischer Sprache geschrieben, ward er mit Hülfe eines alten Mönches, der lange Zeit in meinem Vaterlande gelebt, übersetzt, und daraus erhellte, daß ich in *** sei und nicht so bald, als ich versprochen, nach Pisa kommen würde. Alle anderen die Sache wirklich erläuternden Worte fehlten, wenigstens muß ich dies vermuthen.

„Durch meine vielfachen Fragen an die Wirthin und besonders an deren Tochter erlangte ich nur so viel Licht, daß Armantine tief betrübt gewesen war; daß sie dem Mönche gebeichtet und sehr lange Unterredungen mit ihm gehabt, daß dieser die Dienerin scharf examinirt und einige Zweifel über mich und mein Verfahren gegen die Gräfin blicken lassen, und daß endlich Armantine auf seinen Rath abgereiset sei, um mich in *** aufzusuchen.

„Ich überlasse es Ihnen, zu erwägen, wie mich Alles dies beunruhigte. Ich verfolgte ihre Spur, so weit ich konnte, allein jenseit Prag war jede Mühe, jedes Opfer an Zeit und Geld vergebens. Ich reiste Tag und Nacht und kam in *** incognito an, wo ich alle nur erdenklichen Nachforschungen anstellte. Doch umsonst! — In Verzweiflung reiste ich wieder ab, und habe lange Zeit noch hie und da nach Armantinens Leben und Aufenthalt geforscht, doch als nichts mir Nachricht gab, da ermüdete ich, und — Zeit und neue Eindrücke haben ihr Bild in den Hintergrund gedrängt.

„Ihr Erscheinen, Ihre wunderbare Aehnlichkeit mit mir, die Umstände bei Ihrer Geburt und endlich ein

Gefühl für Sie, welches meine Philosophie vergebens eine Schwäche schilt, dies Alles hat mir schon oft den Gedanken zugeflüstert, es sei nicht unwahrscheinlich, daß Zufall — oder — Vorsehung — in uns zwei Menschen zusammengeführt hat, die durch die Natur eng verbunden sind.“ —

„Großer Gott! rief Waldemar, indem er an dem Bette niedersank, muß denn mein ganzes Leben eine Kette von Räthseln, von beseligenden Hoffnungen und trostlosen Enttäuschungen sein! Auch mein Herz ruft Ihnen laut den süßen Namen: „Vater“ zu, und dennoch greift der tödtende Zweifel, die kalte Vernunft lähmend in das volle, warme Herz! — O, wären Sie mein Vater! — könnt' ich nur in der kurzen Seligkeit eines Augenblickes mit voller Ueberzeugung den Kuß kindlicher Ehrfurcht auf Ihre Hand drücken! Meine Zukunft möge sich dann gestalten, wie ein höherer Wille es beschlossen, ich trüge dann doch das Bewußtsein in mir, mein Dasein nicht der Schande, nicht der Sünde zu verdanken.“

Dal Monte seufzte. — Er hob sanft Waldemars gesenktes Haupt empor. In des jungen Mannes Augen standen große Thränen und die Ader über der Stirn schien als ein Zeugniß mehr für ein Verhältniß hervorzutreten, für welches schon so mancher andere Umstand sprach.

Dal Monte unterdrückte jedoch seine zu heftige Regung und bemühte sich, auch in Waldemar eine ruhigere Stimmung hervorzurufen.

„Lassen Sie uns, mein theurer Waldemar, fuhr der Marchese weiter sprechend fort, lassen Sie uns die weni-

gen Stunden, die mir vielleicht noch zu leben vergönnt sind, nicht mit Klagen hinbringen; sondern helfen Sie mir, meinem dahinschwindenden Dasein die einzige Freude, den einzigen Trost für einen letzten Augenblick, für eine dunkle, ungewisse Zukunft bereiten! — Ich habe gestern, nachdem ich den Anforderungen unserer Kirche und meinen Pflichten gegen meine Anverwandten und Diener Genüge leistete, indem ich die Sacramente empfing und mein Testament machte, auch noch einem unablässigen Ruf meines Gewissens Gehör gegeben. Diese Stimme mahnte mich, auf den möglichen Fall, daß Armantinens Leben oder Tod oder auch die Beweise der Gültigkeit unserer Ehe, wie der für die Identität des Wesens, welchem sie das Dasein gab, zu ermitteln sein sollten, Verfügungen zu treffen, die meines Kindes Existenz, wie seinen Standpunkt in der Welt sichern. — Sie, mein junger Freund, habe ich mit dieser Ermittelung beauftragt. — Möge nun eine gütige Vorsehung Ihre Schritte leiten! — — Hätte ich nicht zu oft erfahren, welch ein trügerischer Prophet das menschliche Herz ist, dann würde ich dem Ahnen des meinigen fest vertrauen und denjenigen, für welchen es so warm spricht, mit dem schönen Namen „Sohn“ nennen!

„Ich habe, sprach er weiter, seine tiefe Bewegung unterdrückend, einige Gerichtspersonen herbeschieden, in deren Gegenwart Sie mein besonderes Testament für den besonderen Fall vorlesen hören und dann gefälligst mit unterzeichnen werden. Eilen wir jedoch; denn zu säumen dürfte nicht gerathen sein.“

Waldemar hatte nur zustimmend den Kopf geneigt; auf ein Zeichen des Kranken klingelte er, und der Marchese befahl dem eintretenden Diener, die Herren einzulassen.

Drei, in die Amtstracht spanischer Rechtsgelehrten gekleidete Gerichtspersonen traten ein, und nachdem sie aus einem in der Thürbrüstung angebrachten kleinen Becken das Weihwasser genommen, das Zeichen des Kreuzes vor Stirn und Brust gemacht, traten sie ernst und gravitätisch zu dem vor dem Bette stehenden Tische, begrüßten ehrfurchtsvoll den Marchese und neigten sich höflich vor Waldemar. Dann verhielten sie sich ruhig, bis dal Monte sie zum Lesen aufforderte; bevor sie jedoch begannen, flüsterte er Waldemar auf Deutsch zu, er möge schweigen und kein Interesse an irgend etwas verrathen.

Nach vielen und weitläuftigen Förmlichkeiten begann die Vorlesung dieses zweiten Testaments, welches bestimmte, daß:

Erstens: Im Fall sich die Geburt und das Leben eines Sprößlings aus der Ehe des Marchese Rodrigo Castel dal Monte, Grafen von Ferrol, und der Gräfin Armantine von Varennes ermitteln, diesem Kinde, Sohn oder Tochter gleich viel, die Grafschaft Ferrol unbeschränkt gehören und dasselbe auch den Namen dieses Besitzthums tragen solle.

Durch diese Bestimmung sei jede Beeinträchtigung des Interesses derjenigen vermieden, denen durch das erste Testament die Familiengüter der dal Montes als

Erbe zufielen, von welchen die Grafschaft Ferrol ein ganz unabhängiges Besitzthum sei.

Zweitens: Sollte es sich erweisen lassen, daß der junge Mann, welcher während länger als zwanzig Jahre als der Sohn des Ministers und der Gräfin Ida von Meerhold gegolten, der jedoch nur ein untergeschobenes Kind war, mit dem oben präsumirten Sprößling ein und dieselbe Person sei, so solle derselbe unbestritten und ohne daß ihm Schwierigkeiten in den Weg gestellt werden, in Besitz der Grafschaft zu setzen sein.

Jedoch solle in diesem Falle der junge Graf von Ferrol die Einkünfte seiner Grafschaft Ferrol unter keiner Bedingung und unter keinerlei Vorwande in Spanien verzehren. — Hier erfolgte eine genaue Berechnung des Ertrags und aller Einkünfte jener Herrschaft.

Drittens: Werde dem bei dieser Vorlesung gegenwärtigen und mit unterschriebenen Sennor Waldemar die Hälfte der Einkünfte jener Grafschaft Ferrol überwiesen, bis zu dem Zeitpunkt der Entdeckung des rechtmäßigen Erben und Besitzers, um ihn mit den Mitteln zu versehen, welche eine so schwierige Anfgabe nöthig mache, und zu welcher sich der genannte Sennor bereit erklärt. Im Fall des Gelingens, bitte der Testator den Sennor Waldemar als einen Beweis seiner über das Grab hinausreichenden Dankbarkeit ein lebenslängliches Jahrgehalt von tausend Piastern anzunehmen, welche derselbe in Wien durch das Haus Fries zu beziehen haben werde. — Hiergegen wollte Waldemar Einwendungen machen, allein dal Monte sah ihn mit einem

Blicke an, halb bittend, halb gebietend, welcher ihm Schweigen auferlegte. —

Nach beendigter Vorlesung dieses Testaments und einer Abschrift desselben, wurden beide Dokumente von allen anwesenden Personen unterschrieben, von den Gerichtspersonen untersiegelt, das eine dem Sennor Waldemar förmlich überreicht und über das andere dem Marchese ein Empfangschein ausgestellt, welchen dieser später auch an Waldemar übergab.

Sobald die Diener der Justiz sich entfernt hatten, erfaßte dal Monte des jungen Mannes Hand und sagte tief aufseufzend:

„Nun bin ich um vieles ruhiger. — Doch noch eins müssen Sie mir versprechen. Verlassen Sie mein Haus nicht, bis ich geendet habe, und genießen Sie nur das an Speise und Trank, was Ihnen Francesco reicht, vor dem Sie jedoch sorgfältig Ihr Ketzerthum verbergen müssen. — Dieser Umstand ist auch der Grund, der mich bewog, die Bedingung für den ehemals vermeintlichen Sohn des Grafen von Meerhold zu stellen, daß derselbe nicht auf spanischem Grund und Boden seine Einkünfte verzehren solle; er würde sonst ihrer nicht lange genießen.“

„Aber warum berauben Sie den, der wohl nichts mit dem Geschick jenes Unglücklichen gemein haben mag, der Vorrechte seiner Geburt, seines ihm gebührenden Namens? — warum lassen Sie einen Stamm erlöschen, wenn die Vorsehung ihm einen neuen Zweig verliehen haben sollte?“

„Weil ich weiß, wie vielen Stürmen dieses vielleicht schwache Reis hier ausgesetzt sein würde, und weil ich nicht wissen kann, in welche Hände das Wesen gerathen ist, was mir die Natur so nahe stellte, und ob seine Erziehung, seine Ausbildung es nicht ganz unfähig, ja vielleicht ganz unwürdig machen, ein würdiger Fortpflanzer eines so edlen Geschlechtes zu sein!"

Die Anstrengungen dieses Tages hatten die ohnehin täglich mehr dahinschwindenden Kräfte des Kranken so gänzlich erschöpft, daß in wenigen Tagen sein Ende nahte. Es war kein mildes, das Herz der Umstehenden mit Trost und Zuversicht erfüllendes, wie es das Ende einer gläubigen gottvertrauenden Seele fast immer ist. Es war das Scheiden eines starken Geistes, der ganz der Erde angehörte und darum auch keinen Hoffnungsanker in den Himmel hatte auswerfen können, der ruhig und gefaßt, aber ohne Freudigkeit von dem Schauplatz scheidet, auf welchem Ehre und Genuß das Ziel waren, welchem er nachgestrebt hatte.

In der letzten Nacht rief er Waldemar dicht an sein Bett und sagte ihm leise:

„Gehen Sie jetzt mit Francesco nach Ihrer Wohnung, besorgen Sie schnell Ihre Angelegenheiten und Sachen so, daß Sie eine Stunde spätestens nach meinem Tode Madrid verlassen können. Francesco ist hierzu schon mit allen nöthigen Befehlen versehen. Eilen Sie so viel als möglich. Und hier, fuhr er fort, indem er Waldemar ein kleines Päckchen übergab, hier ist Armantinens Bild und ihre letzten Briefe. — Das Erstere thun Sie mir

die Liebe jetzt gleich um Ihren Hals, an dieser Schnur von Armantinens Haaren zu befestigen, und jene heben Sie sorgfältig auf. Es kann zu Entdeckungen führen. Gehen Sie jetzt!"

Waldemar gehorchte und war in weniger als einer Stunde zurückgekehrt; Francesco hatte Alles noch Bleibende besorgt und war ihm bald gefolgt.

Der Marchese verlor kurz darauf die Klarheit des Bewußtseins. Er wurde sehr unruhig, und nur wenn seine kalten Hände in denen Waldemars lagen, besänftigte sich sein Zustand. Er sprach unzusammenhängend — dann ward er still und bewegte nur leise die Lippen; plötzlich fuhr er hoch empor, und mit der letzten Kraft umschlang er den Hals des über ihn gebeugten Waldemar und hauchte in dem lauten Rufe — „Mein geliebter Sohn!" seine Seele aus. — Waldemar sank entsetzt und bis ins Innerste erschüttert an dem Bette nieder. Er fühlte in diesem Augenblicke eine Gewißheit seines nahen Verhältnisses zu dem Entseelten, welche ihn mit grausamer Schärfe den Schmerz um einen verlornen Vater empfinden ließ; — um einen Vater, den er, wie er wähnte, gefunden hatte, nur um ihn aufs Neue schmerzlich zu betrauern.

Er lag eine Weile regungslos, die erkalteten Hände noch immer in den seinigen haltend; da fühlte er sich sanft berührt und erblickte Francesco, der ihm leise und unter mühsam zurückgedrängten Thränen zuflüsterte:

„Sennor! mein theurer Herr hat mir befohlen, Sie

unverzüglich fortzuführen, sobald er geendet haben würde. Erfüllen Sie seinen Wunsch, seinen Befehl! Es ist schon Alles dazu bereit."

Waldemar küßte noch einmal den verstummten Mund, die erstorbene Hand, warf einen fragenden Blick gen Himmel, und ließ sich dann willig von Francesco durch eine geheime Treppe in den innern Hof des Palastes und aus diesem zu einer Thür führen, vor welcher ein gepackter Reisewagen, mit vier Pferden bespannt, hielt. Francesco überreichte Waldemar einen Schlüssel einer im Wagen stehenden Schatulle und einen kleinen versiegelten Zettel; dann stieg Waldemar ein, drückte dem treuen Francesco schweigend die Hand und gab das Zeichen zur Abfahrt. — Er drückte sich in die Ecke des Wagens und versank in jenen Zustand, der, sich von Minute zu Minute steigernd, zuletzt zu einer wahren Qual wird, in welchem die Seele von so vielen sich widersprechenden Gefühlen ergriffen ist, daß dadurch alle geistigen Fähigkeiten in dem Grade befangen sind, daß man nicht einmal über den Gegenstand eines Schmerzes zu einem klaren Bewußtsein, zu irgend einer Reflexion gelangt. Man fühlt nur in jeder Faser, d a ß man leidet, und in dieser Empfindung concentrirt sich jede andere, wie die Lichtstrahlen in dem Brennpunkt. Der allbelebende Strahl des erwachenden Tages, die scharfe Morgenluft, die Waldemars Gesicht berührte, brachte ihn zuerst wieder mit der Außenwelt in Verbindung. Er sah empor und suchte seine Erinnerungen zu sammeln; er hatte sich gar nicht darum gekümmert, wohin man ihn führe; er fragte

den Kutscher, wo sie wären? und erhielt zur Antwort: „Auf dem Wege zwischen Alcevendas und St. Augustin!"

Waldemars Blick fiel auf den Zettel, den er noch immer in der Hand hielt; er erkannte die Schriftzüge des Marchese, erbrach das Siegel und las die kaum leserlichen Zeilen, die nur die wenigen folgenden Worte enthielten:

„Darf derjenige, der schon vor Deiner Geburt vielleicht den Fluch seiner Sünde auf Dich geladen, einen Segen aussprechen über Dich, den mein Herz laut mit dem theuren Namen „Sohn" ruft, dann begleitet Dich mein Vatersegen auf dieser Reise, so wie auf Deiner ferneren Lebensbahn! — Findest Du die Spur der Armen, die mich für noch viel strafbarer halten mußte, als ich wirklich war, dann sage ihr: daß ich mein Vergehen schmerzlich bereut und bis zum letzten Athemzuge ihren Werth und ihre Liebe erkannt habe. Bitte sie mir zu verzeihen und entsündige mich so viel Du kannst in ihren Augen.

„Du findest in meiner Reise-Chatulle Paß und Geld. Den Weg, der zur Entdeckung führt, bleibe Dir, über die französische Grenze hinaus, selbst überlassen. — Lebe wohl! Du, den ich in diesen letzten Worten nicht wie einen Fremden benennen konnte, zu dem ich wie zu meinem Kinde sprechen mußte. Dal Monte."

Ein paar Tropfen, die auf das Blatt fielen, riefen Waldemar aus seinem Sinnen und Empfinden zurück; er ermannte sich, küßte mit Rührung und Ehrfurcht dieses letzte Liebeszeichen, steckte es in seine Brusttasche, und den

Blick in den weiten Himmel werfend, richtete er sich mit der Entschlossenheit eines Eroberers empor, der ein zwar fernes, aber nicht unerreichbares Ziel vor Augen hat. — „Muth, Waldemar, rief er sich zu, Muth und Beharrlichkeit! Vertrauen auf Gott und das Bewußtsein deiner Schuldlosigkeit an all diesen Wirren werden dich doch endlich noch zur Entdeckung der Wahrheit führen. — Wer sie ernstlich sucht, dem bietet sie selbst die leitende Hand."

Neuntes Kapitel.

Mit unaufhaltsamer Eile verfolgte er den Weg über Bitrago, Burgos, Vittoria bis Bayonne, da wo einiger Aufenthalt nicht zu vermeiden war, immer forschend nach dem Gegenstande, der jetzt sein Hauptgedanke war.

Es ereignete sich nichts Hinderndes auf seiner weiteren Reise durch ganz Frankreich, aber auch nicht das Geringste, was ihm hätte irgend eine Spur verrathen können. Er überschritt die Grenze mit einem eignen Gefühl. Getheilt zwischen Hoffnung und Zweifel, ließ die Gegenwart ihn die Zukunft wie ein Feenland betrachten, welches neue Wunder, neue Räthsel oder deren Auflösung vor ihm erschließen würde.

In der Gegend von Straßburg betrieb Waldemar seine Reise nach anderen Prinzipien, denn dort allein hoffte er etwas von dem Leben oder Tode der Frau Weise zu erfahren. Er durchschweifte also die nächsten Städte und Dörfer um Straßburg nach allen Richtungen, und gerieth auf einer dieser Streifereien in ein freundliches Dorf, wo man sich anschickte das Kirchweihfest zu feiern.

Es war ein schöner, schon etwas kühler Herbsttag; Waldemar hatte eine tüchtige Strecke zu Fuß gemacht, und war ermüdet und vom Durst geplagt. Er beeilte sich zu dem einzigen Wirthshause dort zu gelangen, um sich zu laben, obwohl die laute Fröhlichkeit, die ihm von daher entgegen schallte, ihn ein anderes Plätzchen zur Ruhe und Labung wünschen ließ. Er ging vor einem netten, kleinen Häuschen vorbei, vor welchem eine alte Frau saß, deren anständiges, freundliches Aeußere und besonders ihre saubere Tracht verrieth, daß sie nicht dem Bauernstande angehöre. Er überlegte einen Augenblick, ob er nicht die Gastfreundschaft dieser freundlichen Alten ansprechen sollte, und wollte, eben sie begrüßend, seine Bitte vortragen, als er einen so heftigen Schmerz im Fuß empfand, daß es ihm nicht möglich ward ihn ganz zu unterdrücken. Ein leiser Schmerzenslaut entschlüpfte unwillkürlich seinen Lippen; die alte Frau blickte auf, sah ihn schwanken und eilte so schnell sie vermochte ihm zu Hülfe, laut einer Magd rufend, die auch sogleich aus dem Häuschen trat und ihrer Herrin half den Fremden in dasselbe zu geleiten.

„Sagen Sie nur, lieber junger Herr, rief die Alte mit gutmüthiger Theilnahme, was ist Ihnen geschehen? — womit kann ich Ihnen helfen?"

„Ich muß mir irgend wie den Fuß verletzt haben, und bitte, daß mir dieses gute Mädchen behülflich sei, denn jede Bewegung, die ich thue, vermehrt meinen Schmerz."

Anne Marie war sogleich bereit, kniete nieder und

löste die Gamaschen; bei dem Versuch den Schuh auszuziehen, ergab sich, daß ein Nagel in den Fuß gedrungen war.

War es der sehr heftige Schmerz, oder die Erhitzung vom Gehen, vielleicht auch die Zugluft im Zimmer, die ihn getroffen, als man Waldemar auf den Lehnstuhl am offenen Fenster führte, ihm vergingen für einen Augenblick die Sinne und es ward ihm dunkel vor den Augen. Er bat kaum hörbar um Wasser. Es ward gebracht und ihm gereicht; die alte Frau benetzte ihm Stirn und Brust mit Wasser und war auf alle Weise um ihn bemüht.

Er erholte sich bald, dankte sehr für so freundliche Hülfe und ließ es sich ganz gern gefallen noch etwas länger unter einem so gastfreien Dache zu verweilen, wozu die alte Frau ihn dringend einlud. Sie ließ ihm kalte Umschläge um den Fuß machen, bereitete ihm selbst eine Labung und bewirthete ihren Gast mit der Freude und Sorgfalt wie es gewöhnlich Leute thun, die lange Zeit einer Unterhaltung entbehrten, wie sie ihnen vielleicht früher oft zu Theil wurde.

Als es die gutmüthige Geschäftigkeit der alten Frau gestattete, entspann sich zwischen Beiden ein Gespräch, in welchem Frau Bertram einen sehr gesunden Verstand und eine gewisse Gewandtheit im Benehmen entfaltete.

„Sie waren wohl nicht immer hier? fragte Waldemar. Nach Ihrer Aussprache sollte man glauben, daß Sie längere Zeit in *** sich aufgehalten."

Frau Bertram schwieg in sichtbarer Verwirrung, warf

schnell einen prüfenden Blick in ihres Gastes offenes edles Gesicht und entgegnete dann so gleichgültig wie möglich, sie sei in ihrer Jugend einige Zeit dort gewesen.

Als Waldemar versuchte, über die Bewohner der nächsten Umgegend einige Auskunft zu erhalten, merkte er bald, daß Frau Bertram entweder viel zu behutsam war, sich frei zu äußern, oder daß sie ein zu einsames Leben führe, um wirklich eine für seine Wißbegier ergiebige Quelle sein zu können.

Er wollte sich bei Zeiten wieder auf den Weg machen, ehe die Nacht einbräche; als er jedoch aufstand, bemerkte er zu seinem großen Schrecken, daß es ihm völlig unmöglich war, aufzutreten, viel weniger noch einen Weg von wenigstens zwei Meilen zurückzulegen. Er fragte die Frau Bertram, ob sie nicht dafür Sorge tragen könne, daß er einen Wagen erhielte.

„Daran ist heute nicht zu denken, mein lieber Herr. Vom Kirchweihfest geht Keiner fort, so lange er noch ein Bein zum Tanzen rühren kann; auch möchte wohl von den ältern Bauern schwerlich einer nüchtern genug sein, um sich ihm anvertrauen zu können."

„Aber was soll ich anfangen? fragte Waldemar ungeduldig; ich kann ja kaum zu dem Wirthshause des Dorfes gelangen."

„Nun, so bleiben Sie die Nacht in meinem bescheidenen Häuschen," entgegnete Frau Bertram gutmüthig.

„Das könnte ich doch nur unter der Bedingung annehmen, daß Sie auch nicht im Geringsten in Ihrer Bequemlichkeit dadurch gestört werden."

„Nun, nun, junger Herr! entgegnete Frau Bertram lächelnd, — wenn Sie es denn durchaus nicht besser haben wollen, so mögen Sie oben im Erkerstübchen schlafen, das zwar klein, aber recht freundlich ist. Ich gehe, Ihnen ein Bett herrichten zu lassen."

Die gute Alte trippelte geschäftig hinaus und überließ Waldemar seinem Verdrusse und seiner Ungeduld.

„Unglücklicher Zufall! sprach er zu sich selbst, der mich hier aufhalten muß, wo ich gezwungen bin, meine kostbare Zeit zu verbringen." —

Kurzsichtiger Waldemar! Du verwünschest das als einen störenden Zufall, was Du später vielleicht mit gerührtem Herzen als einen Segen erkennen wirst. Wie oft hat die Vorsicht ihre höchste Weisheit gerade dadurch bekundet, daß in ihrer Hand das Kleinste Großes zu befördern vermag! So wie die menschliche Thorheit vermag die klügsten Berechnungen eines scharfsinnigen Verstandes zu Schanden zu machen, so versteht es hingegen die göttliche Weisheit, aus dem Uebel das Gute zu schaffen, und verschmäht es nicht, einen unscheinbaren Nagel zur hemmenden Fessel eines flüchtigen Wanderers werden zu lassen, damit dieser den leitenden Faden aus dem Labyrinthe seines Lebens finde!

Waldemar war erschöpft, als er nach mühsamem Ersteigen der schmalen Treppe das kleine Stübchen erreicht hatte und ließ es sich gern gefallen, die Ruhe in dem saubern Bette suchen zu können, und bald siegte Jugend und Natur über allen Verdruß, wie über den körperlichen Schmerz. — Waldemar schlief sanft bis zum hellen Mor-

gen, wo ihn das heitere Sonnenlicht, welches durch das dunkle Weinlaub vor dem Fenster in die Stube schien, erweckte.

Er versuchte vor allen Dingen, ob wirklich sein Fuß durch die ruhige Lage besser geworden war — und in der That, er konnte gehen, wenn auch nicht ganz ohne Unbequemlichkeit, und dann war ja auch wohl heut ein Wagen zu haben, nachdem mancher Rausch verschlafen worden.

Es war noch Alles still in der friedlichen Wohnung; Waldemar legte sich ins Fenster und genoß des schönen Anblicks, den ein von beiden Seiten durch Wald und Berge begrenztes weites Thal und der Fernblick auf die Stadt, deren hoch empor ragender Münster im Glanze der herbstlichen Morgensonne strahlte, gewährte. Seine Brust sog in vollen Zügen die stärkende Morgenluft ein, und es schien, als zöge mit ihr ein neues, hoffnungsreiches Leben in seine Seele. Ihm war so leicht ums Herz, es kam eine Gewißheit des Glückes über ihn, als hätte er schon das Ziel erreicht, nach welchem er so eifrig strebte. Er wäre so gern hinausgeeilt in die freie Natur! — ihm war, als müsse er an ihrem Busen seinen innern Jubel ausrufen, wie er so oft seinen Schmerz dort ausgeweint hatte, wo wir immer eine Stimme finden, die uns antwortet auf unsere Freude, wie auf unsere Klagen.

Endlich regte es sich im Hause, und er eilte nun schnell, sich anzukleiden; dabei vermißte er zu seinem Schrecken das Medaillon, welches er vom Marchese erhalten hatte und seitdem beständig trug. Die Haarschnur hing noch an seinem Hals; allein das kleine Schlößchen

war aufgegangen und so das Bild entfallen, obwohl er nicht begreifen konnte, wie? Dieser Verlust beunruhigte ihn sehr, und er eilte zu seiner Wirthin, um das vermißte Kleinod vor Schaden zu bewahren, in dem Falle, daß es ihm in ihrem Zimmer entfallen wäre.

Er fand Frau Bertram schon in ihrem Lehnsessel sitzend und so vertieft im Anschauen zweier Gegenstände, wovon in jeder ihrer Hände einer ruhte, daß sie sein behutsames Eintreten gar nicht bemerkte. Sie blickte bald auf die eine, bald auf die andere Hand, dann rieb sie sich die Stirn, wie um ihre versunkenen Erinnerungen zu wecken, rückte sehr unruhig hin und her, erhob das Ohr, wie um zu hören, ob sich noch nichts rege, und — gewahrte nun Waldemar, der ihr einen freundlichen guten Morgen bot und mit fragenden Blicken auf das Bild in ihrer einen und einen Brief in ihrer andern Hand schaute. Er griff mechanisch in seine Tasche und vermißte dort einen Brief von Selten, den er aus der Residenz erhalten hatte und der den Poststempel dieses Ortes trug.

Frau Bertram kam allen seinen Fragen zuvor, indem sie, beides überreichend, sagte: „Glauben Sie ja nicht, daß unbescheidene Neugier mich dazu antrieb, diese Gegenstände zu betrachten. Das Bild und den Brief fand ich heute früh, als Anne Marie hier am Fenster den Stuhl fortnahm, auf welchem Sie gestern saßen. Sie sind Ihnen wahrscheinlich entfallen, als ich Ihnen die Brust mit Wasser benetzt. Ich beschäftigte mich eben damit, das Bild und den Poststempel aus *** in Zusammenhang zu bringen; allein so sehr mir auch wohl

Ihr Name dazu verhelfen könnte, wenn dieser nicht als Vatersname auf der Adresse stünde, so führt mich doch wieder eben dieser Umstand von allen Vermuthungen zurück."

Waldemar war so bewegt durch diese Worte, daß er kaum zu antworten vermochte; das Herz schlug ihm so gewaltig, als drohe es seine Brust zu sprengen; allein Seltens liebe Schriftzüge riefen ihm das Bild dieses ruhig besonnenen Freundes so lebendig vor die Seele, daß ihm war, als stünde er selbst vor ihm und riefe ihm zu: ruhig, Waldemar, ruhig! — Er sammelte sich und fragte dann:

„Haben Sie Jemand gekannt, der meinen Namen als Vornamen trug?"

„Ja! allein — der, den ich meine, können Sie doch nicht sein."

„Man ist oft nicht, was man scheint. — Zuweilen mehr, zuweilen weniger, und selbst ein Name ist kein sicheres Merkmal, da er verändert werden kann." — Frau Bertram schlug bestürzt und verlegen die Augen nieder. Waldemar fuhr fort:

„Sehen Sie, meine gute Frau Bertram, so stieg auch in mir der Gedanke auf, daß Sie nicht immer Bertram geheißen, und viel, unendlich viel würde ich darum geben, könnten Sie mir darthun, daß Sie sich früher anders nannten."

Frau Bertram schien sehr unruhig; die Magd trat zu ihrer Erleichterung mit dem Frühstück herein, und sie benutzte dies, um einer Antwort auszuweichen. Allein

nach einigem Sinnen von beiden Seiten brach Frau Bertram zuerst das erfolgte Stillschweigen, indem sie sich bemühte, so unbefangen als möglich zu fragen: ob Waldemar nicht wisse, ob der Minister Graf von Meerhold noch lebe. — Auf die Nachricht von seinem Tode sagte sie unwillkürlich und vor sich hin: „Guter Gott! also todt! — nun weiß er Alles!" — Jetzt konnte Waldemar sich nicht länger halten; er stürzte auf Frau Bertram zu, ergriff ihre beiden Hände und rief mit bebender Stimme: „Ja, Sie sind die, die ich suche! in deren Hand mein Schicksal ruht! O, läugnen Sie nicht länger, daß Sie die Frau Weise sind, deren Spur ich seit Monaten vergeblich suchte. Ich beschwöre Sie, seien Sie wahr und aufrichtig."

Als die bestürzte Frau mit der Antwort zögerte und ihn mit mißtrauischen Blicken maß, fuhr er fort: „Sehe ich aus wie ein Spion? Habe ich mich listig in Ihr Haus geschlichen, daß Ihr unverdienter Argwohn mich trifft und mein Verlangen bis zur Marter steigert? — Sie schweigen noch immer? O, der leidigen Bedächtigkeit! — Doch halt! Hier in diesem Briefe werden Sie Namen finden, die, sind Sie wirklich diejenige, für welche ich Sie halte, Ihnen nicht fremd sein können. Da lesen Sie! — Hier steht: „Gräfin von Meerhold", dort wird sie nur „Ida" genannt; und nun hier den Satz: „seit des guten Meerhold Tode sind schon zwei neue Minister in seiner Stelle ernannt worden u. s. w." ferner: „Vielleicht, mein lieber Waldemar, gelingt es Dir doch noch die bewußte Frau Weise in der Gegend von Straßburg

zu finden. Sie hat, wie ich erfahren, ihren früheren Wohnort verlassen, denn die Waldern war auch schon bemüht gewesen, sie aufzusuchen, aber vergebens." Findet das Alles keinen Anklang in Ihrer Erinnerung? — O, hüten Sie sich, um Gotteswillen, Ihren Theil an einer Schuld zu häufen, die so viel Elend über gute Menschen gebracht hat. Verziehen sei Alles und reicher Lohn Ihnen zugesagt, wenn Sie das Ihrige dazu thun, den Knoten zu lösen, an welchem Sie mit schürzen halfen."

„Wohlan denn! sagte die Frau Bertram tief erschüttert; möge es mir ergehen, wie Gott will! — ich habe mich genug mit dem Gedanken an jene Begebenheit gequält und mir immer Vorwürfe gemacht. Ich fürchtete mich jedoch so sehr vor der Verfolgung des Herrn Ministers und vor der Strafe, die mich vielleicht öffentlich treffen würde, daß ich damals, als die Frau Baronin nach der Frau Weise in meinem früheren Wohnort forschen ließ, diesen und meinen Namen änderte. Ich bin die, welche Sie suchen; thun Sie nun mit mir was recht ist! Aber, junger Herr, fuhr sie fort, indem reichliche Thränen über ihr bleichgewordenes Gesicht rollten, bringen Sie keine Schande über mein weißes Haar!"

Waldemar war so ergriffen, daß ein Zittern seine Glieder befiel und eine Fluth von Gedanken und Empfindungen ihn für einige Augenblicke der Sprache beraubten. Als er endlich wieder seiner selbst Herr wurde, fragte er in gedrängten Worten nach dem, was alle die Zweifel, die noch immer in ihm aufstiegen, erhellen konnte. Denn, wenn nun auch Frau Bertram die gesuchte Frau Weise

war, so folgte daraus noch nicht, daß der Marchese ihm das Leben gegeben.

Frau Weise berichtete nun jeden Umstand von dem Augenblicke an, wo Waldemars unglückliche Mutter zu ihr kam, ihr Ende und das des kleinen Meerholdschen Stammhalters, der armen Gräfin Angst, der Waldern eindringliches Zureden, ihre eigene Verlegenheit hinsichtlich der ihr aufgebürdeten Waise; ferner die dringende Aufforderung der Gräfin, nach Oscars Geburt die Residenz zu verlassen, die Furcht vor dem Minister, ihre Entfernung von dort, der Waldern Spähen und dessen Folgen — endlich bis zu dem heutigen Morgen, wo sie das Bild gefunden, dessen Züge sie wie alte Bekannte angesprochen hätten, ohne daß sie sich jedoch des Wesens, welchem sie gehörten, klar und deutlich hätte erinnnern können. Die Adresse des Briefes habe sie wieder auf einen Namen geführt, der ihr fast ganz entfallen und es hätten sich nun unwillkürlich beide Erinnerungen zu einer verschmolzen. Waldemars Erscheinen und Fragen hätten jedoch ihre früheren Befürchtungen wieder erweckt, und deshalb habe sie gezögert, ihm sogleich Auskunft zu geben."

Waldemar, in diesem Augenblick der eifrigste und aufmerksamste Zuhörer, den es jemals gab, verlor keine Sylbe. Er mußte, um seine Wirthin zu noch genaueren Mittheilungen geneigt zu machen, die sie noch im Rückhalt zu haben und deshalb zu verbergen schien, weil sie doch über Waldemars persönliches Interesse nicht völlig im Klaren war, ihr das Nöthige von den zuletzt erlebten Ereignissen mittheilen.

Er fragte endlich, ob seine arme Mutter denn gar nichts an Papieren oder Kleinodien zurückgelassen habe, und erfuhr nun, daß Frau Weise Alles, was sich in dieser Art unter deren Sachen befunden, auf Anrathen ihres Seelsorgers dem Gericht durch einen bei demselben angestellten Notar habe übergeben und dort deponiren lassen; sie war auch bereit, ihm den desfalsigen Empfangschein vor Zeugen auszuliefern. Allein Waldemar war damit nicht zufrieden, er drang so sehr in die alte Frau, ihn selbst nach *** zu begleiten, und wußte alle ihre Bedenklichkeiten siegend zu bekämpfen. Er versprach ihr noch reicheren Lohn für ihre Willfährigkeit, ihm seine wahren Eltern entdecken zu helfen, als es ihr eingebracht hatte, ihn anderen unterzuschieben, daß es ihm endlich gelang, alle Triebfedern eines beunruhigten Gewissens, der Menschenliebe, der Neugier und des Eigennutzes in Bewegung zu setzen.

Er ließ ihr kaum Zeit sich zu besinnen und betrieb Alles mit so ungestümer Eile, daß die gute Weise mit ihm in seinem Reisewagen saß, noch ehe sie recht wußte, wie ihr geschehen. Er gönnte zwar seiner Reisegefährtin so viel Ruhe, als ihre Jahre erforderten, aber auch keine Minute darüber, und so langten sie denn in der möglichst kürzesten Zeit in *** an, wo der hocherfreute Selten ihn empfing, den eine Estafette schon von Allem benachrichtigt hatte.

Seltens Angelegenheiten in England waren beendet und seinem Herzen vaterländische Luft und innere Wärme zum dringenden Bedürfniß geworden.

Kaum hattte Waldemar den Fuß aus dem Reisewagen gesetzt, kaum der alten Frau Weise gestattet, sich in ein anderes Costüm zu werfen, so wurden auch schon Boten nach dem Geistlichen und nach dem Notar geschickt.

Es war eine schwere Prüfung für Waldemars so natürliche Ungeduld, daß er erfahren mußte, beide Herren wären schon vor langer Zeit gestorben. Nun mußte erst ermittelt werden, wer der Nachfolger des Notar geworden, und auch hier thürmten sich neue Schwierigkeiten entgegen, theils durch die Weitschweifigkeit des neuen, theils durch die Nachlässigkeit und Unordnung des verstorbenen Geschäftsmannes veranlaßt. Waldemar hatte Selten gebeten, diese Nachsuchungen statt seiner zu übernehmen, da es ihm sehr peinlich war, sich unter den obwaltenden Umständen öffentlich zu zeigen. Er blieb allein zu Hause, aller Pein der Erwartung und Ungewißheit Preis gegeben, während Selten, mit dem Empfangscheine des Notars versehen, sich auf seine Entdeckungsreise in dem sehr weitläuftigen *** begab. Als er den Ersehnten gefunden, bedurfte es abermals der Klugheit und Bestimmtheit eines Mannes wie Selten, um den Actenwurm über all die Hügel und Berge hinweg zu setzen, die er aufthürmte.

Endlich erschien der treue Freund vor Waldemar, das Document hoch in der Luft haltend. — Dieser jedoch verstummte und zeigte auf den Tisch; er war marmorbleich und keines Wortes mächtig. Selten legte das Paquet hin und wollte Waldemar auffordern, es zu erbrechen — allein dieser erfaßte des Freundes Hand und

preßte kaum hörbar die Worte heraus: „Laß mich allein, ich bitte Dich!“

Selten drückte ihm schweigend die Hand, blickte ihn besorgt an und erfüllte seine Bitte, denn er fühlte, daß für Waldemar einer jener Augenblicke nahe war, wo es gut ist, wenn der Mensch mit seinem Gotte allein ist.

Waldemar schloß die Thüre, ging noch einige Gänge durch das Zimmer, dann ergriff er das Document, hielt es einige Augenblicke in den Händen und sprach unwillkürlich mit lauter Stimme: „So laß dich denn lösen, geheimnißvolles Siegel, und thue kund, ob du einen bösen oder einen guten Zauber verschlossen. — Doch, was Du auch geborgen, sei's Freude oder Leid, ich will es tragen wie ein Mann, und — sollte es Schande sein, — nun, dann werde ich sie und mich verbergen!“

Er setzte sich und löste die bergende Papierhülle und unter lauten Herzensschlägen erbrach er die Siegel. Er schob alle die Papiere fort, die das Protokoll und die Aussagen der Frau Weise, vom Geistlichen bestätigt, enthielten, und erblickte nun ein Päckchen mit einem seidenen Bande zugebunden. —

Der Gedanke, daß wahrscheinlich seine unglückliche Mutter den Knoten geschürzt, erfüllte ihn mit einem so ergreifenden Gefühle, daß seine Finger ihm fast den Dienst versagten. — Doch bald lagen lose Blätter in französischer Sprache und von zierlicher Frauenhand geschrieben vor ihm, aus welchen ein zweites Päckchen fiel, dessen Anfühlen einen harten Gegenstand verrieth. Waldemar hatte dies kaum geöffnet, als ein Strahl der leb-

haftesten Freude seine Züge erhellte und ein unartikulirter Schrei sich seiner Brust entrang. Unwillkürlich holte er das Bild hervor, welches er auf der Brust trug, und nahm ein anderes, das er so eben gefunden, und beide mit Küssen bedeckend, fühlte er nicht, daß heiße Thränen seinen Augen entströmten.

Er sank auf die Knie; beide Bilder bald hoch emporhaltend, bald sie an seine Brust, an seine Lippen drückend, rief er mit jenen unnachahmlichen Tönen, die aus der Seele zu entschweben scheinen: „Vater! Mutter! ich Euer Kind! — O, blickt herab aus Eurer Höhe auf den Sohn, der Euch im Staube verehrt! — Und Du, großer, allgütiger Gott! vergieb mir meinen Kleinmuth, vergieb mir den frevelhaften Gedanken, mich eines Lebens entäußern zu wollen, für welches Deine Güte noch solche unaussprechliche Seligkeiten bereitet hatte! Fortan will ich Dir unbedingt vertrauen und in dunkeln Tagen der wunderbaren Wege und Führungen gedenken, auf welchen Du mich zu Licht und Glück geleitet hast. — Doch nun zu Selten!"

Mit welchen Gefühlen hielten sich beide Männer umfaßt. Ein Jeder wußte und empfand, was in des Anderen Brust vorging, und ohne daß ein Wort das Thor der Gedanken überschritt, verstanden sie sich doch in jeder Regung ihrer Herzen.

Seltens Augen verweilten mit sehr gemischten Empfindungen auf dem Bilde des Marchese, welches sich unter den von Armantinens Hand geschriebenen Blättern befunden. Er konnte sich des geheimen Wunsches nicht

erwehren, der Mann, den die Natur mit so vielen schönen Gaben beschenkt hatte, möchte niemals in die Lebensbahn seiner Angehörigen getreten sein, da die Welt mit ihren gefährlichen Principien dem schönen Bilde so viele dunkle Schatten beigemischt hatte. Er verbarg natürlich solche Gedanken vor Waldemar, der, in dem beseligenden Gefühl und mit den heiligsten Empfindungen seines Herzens dem Andenken zweier in ihrer Art ausgezeichneten Personen sich hingeben zu dürfen, mit diesem Andenken einige Abgötterei trieb.

Seine Mutter konnte, durfte er verehren wie eine verklärte Märtyrin der Liebe; sein Vater war, in diesen Augenblicken der Begeisterung, in seinen Augen durch den Tod, wie durch die Reue, die er empfunden, entsündigt. Traten auch späterhin die ruhige Vernunft und das streng moralische Princip wieder in ihre Rechte, so gestattete ihnen Waldemars kindliche Pietät nicht, die Handlungen seines Vaters zu verdammen; er bedauerte dessen Unrecht und bemühte sich, es zu vergessen.

Die Blätter aus Armantinens Tagebuch gaben nur theilweise Licht über die Ereignisse, welche sie auf so unglückliche Weise den Nachforschungen ihres Gatten entzogen und sie in eine Lage versetzten, welcher weder ihre moralischen noch ihre physischen Kräfte gewachsen waren, wie aus folgenden Bruchstücken erhellt, die wir übersetzt, dem Leser vorlegen.

„So soll ich noch länger die Sehnsucht meines Herzens besiegen, — ihn noch nicht wiedersehen, nachdem

ich schon so lange den Schmerz der Trennung ertragen? — Was ist mir denn das Leben ohne ihn, der das Licht meiner Tage ist?" — —

„Warum schrieb er nur an Francesco, nicht an mich? Es quälen mich düstere Ahnungen. — Mein Kammermädchen tröstet mich und meint, dies sei in meinem Zustande begründet; die gute Josephine mag das wohl eben so wenig wissen können, als ich. — Gott möge über meinen Rodrigo wachen!" — —

„Welche Abscheulichkeit. Francesco ist entflohen. Man sagt, die Liebe zu einer Seiltänzerin habe ihn dazu bewogen; mußte er mich denn aber auch bestehlen? In wie verschiedenen Gestalten zeigt sich doch das Gefühl der Liebe! — es erhebt mein Herz zu den erhabensten, wie zu den reinsten Empfindungen, und diesen Francesco treibt es an zu so erniedrigenden Handlungen. Das ist, das kann nicht Liebe sein. Das ist gewiß die Leidenschaft, von welcher meine gute Mutter oft mit Bedauern und Verachtung sprach. — Ich werde nach Burgos schreiben und Rodrigo bitten, seine Rückkehr um so mehr zu beschleunigen. Mir ist so bange hier unter den vielen Menschen, ohne einen männlichen Schutz; in dem schönen Thal von Vevay habe ich diesen nie vermißt. — Aber bedurfte ich in der Welt noch etwas außer der Liebe meiner theuren Mutter — und war dort nicht der alte gute Jerome zu jedem Dienst, zu jedem Rath bereit? Und wie viel Geld man hier braucht! ich muß mich einschränken, da ich nicht wissen kann, wann mein Rodrigo kommt?" —

„Welche neue Unruhe bewegt mein ohnehin sorgen-

volles Herz! — In Francescos Zimmer hat man ein Briefcouvert mit dem Ortsstempel *** gefunden; dessen Adresse von Rodrigos Hand geschrieben ist, auch einige Stücke von einem zerrissenen Briefe von ihm; da diese jedoch in spanischer Sprache geschrieben sind, kann ich nicht lesen, was sie enthalten.“ — —

„Kaum kann ich mich von meinem Erstaunen erholen. Ein alter Mönch fand sich bereit, mir als Dolmetscher zu dienen, da er des Spanischen mächtig ist; doch hat das, was er aus den einzelnen Papierstücken zusammenbringen konnte, so räthselhafte Widersprüche aufgestellt, daß ich mich nicht darin zu finden weiß. Rodrigos Briefe an mich sind aus Burgos datirt und dennoch geht aus dem Schreiben an Francesco hervor, daß er lange Zeit in *** gewesen ist und auch noch dort war, als er diesen Brief schrieb. Wie soll ich das verstehen? Auch muß er wohl eine bedeutende Summe mit diesem letzten Schreiben für mich geschickt haben, die ich jedoch nicht erhielt.“ — —

„Ich habe dem alten Mönch gebeichtet; mir war das Herz so bedrückt, wenn ich auch keine andere erhebliche Sünde zu beichten hatte als vielleicht die, meinen Rodrigo mehr zu lieben als man ein menschliches Wesen lieben sollte! — Und gegen ihn sollte ich Mißtrauen hegen? — Nein, guter Pater! viel leichter würde es mir, der Sonne Leuchten, des Meeres Tiefe zu bezweifeln, als der Liebe, der Treue meines Gatten zu mißtrauen! Ich warte noch immer vergebens auf eine Antwort aus Burgos. Wie mich das beunruhigt! Ich könnte dem alten Mönch bei-

nahe gram werden, weil er mich immer mit seinen Einflüsterungen plagt. Macht das Alter so argwöhnisch? O, guter Gott! dann laß mich lieber jung sterben, denn — ich fühle es — Argwohn wäre tödtendes Gift für mich.“ — —

„Was ist das? — meinen Brief an Rodrigo erhalte ich zurück, mit der Bemerkung, daß niemals ein Graf von Ferrol in Burgos gewesen ist. Wer lügt denn hier? kann Rodrigo unwahr sein? Unwahr gegen mich? O, dann könnte ich an nichts mehr glauben. — Pfui! Armantine, schäme Dich und bitte ihm knieend das Unrecht ab, an einem Menschen auch nur für die Dauer einer Sekunde gezweifelt zu haben, den Du so erkannt hast, wie den edlen Grafen von Ferrol. Kann solch ein Auge trügen, darf die Lüge es wagen einen Mund zu entweihen, wie der ist, der mir so oft Liebe geschworen? — Wie hätte denn seiner Stimme Wohllaut mein Herz bis in dessen Innerstes getroffen, wenn sie nicht Wahrheit sprach? — Nein! nein! fort mit euch, ihr unwürdigen Gedanken!“ — —

„Der alte, wunderliche Mann! Er drängt und treibt mich an, nach *** an das dortige Postamt zu schreiben oder an die spanische Gesandtschaft, um mich nach meinem Gemahl zu erkundigen. Ich werde das letztere thun, um ihn, um den ich so viel leide, zu rechtfertigen.“ — —

„Wie langsam die Zeit dahinschleicht! Sonst, ach, sonst entflohen die Stunden, die Tage, als ob rauschende Winde sie entführten. In der Sorge um die theure Mutter, unter Arbeit und Musik verschwand das „heut“ wie ein Traum und machte dem „morgen“ freundlich Platz. An

Rodrigos Herzen hatte ich den Maßstab für die Zeit völlig verloren." — —

„Endlich kam ein Brief des spanischen Gesandten als Antwort auf den meinigen. — Aber wie hat er meine Gedanken verwirrt! — Weiß ich noch, was ich denke, was ich vermuthen soll? — Auch in *** hat kein Graf von Ferrol gelebt und in ganz Spanien giebt es keine Familie dieses Namens, wohl aber eine Grafschaft und diese gehört einem Marchese Castel dal Monte. Dieser letztere ist vor einigen Wochen von dort in Geschäften verreist." —

„Ich kann hier nicht länger bleiben. Mich treibt eine innere Angst von hinnen. Der alte Mönch räth mir dringend, Allem zum Trotz nach *** zu reisen und dort mittelst der Bruchstücke von meines Mannes Briefen den wahren Namen des Schreibers zu entdecken, zu welchem Zwecke ich den spanischen Gesandten aufsuchen soll. — Ich muß fort von hier, denn meine Mittel hier zu leben, fangen an zu schwinden. Stände auf den unseligen Papierstücken nur ein Wort von dem Zeitpunkt seiner Ankunft in Pisa! dann wollte ich harren und vertrauen." — —

„Ich reise morgen. — Mir ist als würde ich ihn finden, ihn, von dessen Liebe ich nicht scheiden kann, ohne daß mein Leben an seiner Wurzel erschüttert wird." — —

„Muß Alles auf mich einstürmen? Meine arme Josephine muß ich hier in B...... im Kloster der barmherzigen Schwestern zurück lassen. Gott vergieb mir den sündigen Gedanken, daß es vielleicht besser gewesen wäre, wenn der Unfall mit dem, nun ganz zertrümmerten Wa-

gen meinem Leben ein Ende gemacht hätte, als das meiner armen Josephine zu gefährden. — Darf ich mir den Tod wünschen, wenn ich ein zweites Leben in mir fühle?"

„Ja, nach dem was ich gestern durch einen Zufall hörte, darf ich mir das Ende meines Daseins wünschen, noch ehe ein anderes, dem Unglück geweihtes Wesen in das Leben tritt. — Ich will es aufzeichnen, was ich erfahren habe, damit das schwache, thörichte Herz dem Verstande nicht abstreiten kann, was sich diesem als furchtbare Wahrheit eingeprägt hat:

„Ein leichtes Unwohlsein hält mich seit acht Tagen ungefähr zwei Tagereisen von *** hier in einem freundlichen Städtchen auf. Meine Wirthin spricht etwas französisch, weil sie in ihrer Jugend mehrere Jahre in Paris lebte, wohin sie ihrer damaligen Herrin gefolgt war. Sie ist mir sehr behülflich und hat durch ihre Erfahrung meine Unwissenheit berichtigt, so daß ich wohl in *** den gefürchteten Zeitpunkt werde abwarten müssen; auch hat sie schon von hier aus mein Unterkommen dort gesichert. — Unter Fremden also wirst du das Licht erblicken, du unschuldiges Geschöpf, auf welchem vielleicht nie das Auge deines Vaters weilen wird! — und deine Mutter? — was soll sie dir mit dem erstorbenen Herzen? Der gestrige Tag hat in ihm Alles getödtet, was es bis jetzt noch beglückend belebte, Liebe, Vertrauen, Hoffnung, es ist Alles dahin! —

Doch ich wollte ja die Begebenheit aufzeichnen, die wie ein zerschmetternder Donnerschlag in mein Leben gefallen ist.

Gestern also hörte ich den Ton eines Posthorns; ich trete an das Fenster — es war offen — und sehe zwei Herren aus einem schönen, mit vier Postpferden bespannten Wagen steigen; sie sprechen unter einander und mit ihren Dienern; ich erkenne an einigen Worten, die sich meinem Gedächtniß eingeprägt haben, daß es spanische Worte sind, die mein Ohr berühren. — Wie oft hatte ich ähnliche aus seinem Munde vernommen! — Mein Herz schlug so heftig, daß ich zu vergehen glaubte. Ich suchte meiner Bewegung Meisterin zu werden, und als ich etwas ruhiger geworden war, ging ich hinunter um die Wirthin zu fragen, wer die Reisenden wären. Ich erfuhr, es sei ein Legationsrath und ein Gesandtschafts-Secretair von der spanischen Gesandtschaft zu ***. Das mußte ich benutzen, um wo möglich Auskunft zu erlangen über das, was mich unabläßig den quälendsten Gedanken Preis gab.

Ich ließ unter dem Namen der Madame Verdun den Secretair ersuchen, sich zu mir zu bemühen. Er kam; nach einigen einleitenden Worten sagte ich ihm, daß ich einer verstorbenen Freundin versprochen, mich um den Namen desjenigen zu bemühen, der von *** aus diese Adresse und diese Worte auf den Papierstückchen geschrieben hatte. Ich hatte das Genannte kaum gezeigt, so rief er aus: „das ist des Marchese dal Monte Hand, ganz unverkennbar!"

Irren Sie auch nicht, mein Herr? entgegnete ich, man vermuthet, es sei der Graf von Ferrol, der dies geschrieben.

Nein, bei meinem Schutzpatron! ich irre nicht, denn

der Marchese hat ja längere Zeit in *** bei unserer Gesandtschaft gearbeitet und ich habe tausend Mal seine Handschrift gesehen. Aber wissen möchte ich, was es mit diesem Herrn Grafen von Ferrol für ein Bewandtniß hat, nach welchem vor einiger Zeit Erkundigungen bei uns eingingen und der doch nie existirt hat. Fast komme ich auf die Vermuthung, daß der Herr Marchese, der in gewisser Beziehung eine Art Don Juan ist, den Namen eines seiner Güter benutzte, um vielleicht irgend eine Schöne zu bethören, ohne seinen wirklichen Namen bloß zu stellen.

Eine unwillkürliche Bewegung des Abscheus, die der Secretair für eine des Zweifels an seinen Worten zu nehmen schien, mochte ihn antreiben, mit seinen unvorsichtigen Mittheilungen fortzufahren und er sprach weiter:

„Sie scheinen das nicht für möglich zu halten, schöne Donna; nun, in *** war es ziemlich bekannt, wenigstens unter uns, daß der Marchese, während er der eifrige Anbeter einer sehr vornehmen Dame dort war, eine andere Intrigue betrieb, die ihn einst zu einer schnellen Abreise und einer Abwesenheit von vierzehn Tagen nöthigte. Die Liebe war im Spiele, das hatte man wohl erforscht, aber weiter nichts.

Ich bot alle meine Kraft zu der Frage auf, ob er mir den Zeitpunkt dieser Reise wohl angeben könne? Er sann einige Minuten nach und nannte dann ganz genau die Zeit, in welcher Rodrigo mich in . . . besuchte.

Mein widerstrebendes Herz konnte sich nicht entschließen, eine Ueberzeugung in sich aufzunehmen, die ihm jede

Hoffnung raubte. Ich war im Begriff, dem fremden Mann Rodrigos von mir gemaltes Bild zu zeigen, um mit einem Male die gefürchtete Gewißheit zu erlangen, denn erkennen mußte er es, wenn sein Argwohn begründet war, da es sehr ähnlich ist. Allein mich hielt ein nicht zu besiegendes Gefühl der Scham zurück. Mußte der Fremde nicht sogleich mein Verhältniß durchschauen, wenn er mich im Besitz dieses Bildes sah und damit meine Fragen, meinen Zustand zusammenstellte?

Er hatte seine Vermuthungen über des Marchese damalige Reise so leichtfertig ausgesprochen, die Motive dazu mit einem so garstigen Namen benannt, daß ich mich unmöglich entschließen konnte, mich so zu verrathen. Ich sagte also mit möglichster Fassung: „Könnten Sie mir wohl ungefähr das Aeußere des Marchese dal Monte beschreiben? Meine Freundin hat mir so oft von ihm und seinen Zügen gesprochen, daß sich sein Bild meinem Gedächtniß ziemlich eingeprägt hat.“ Wie ward mir nun, als ich den Fremden die Gestalt, die Züge, ja sogar die stark hervortretende Stirnader, das dunkle Haar und die sich so eigenthümlich kräuselnde Locke auf seiner Stirn beschreiben hörte, als hätte er das Bild in seiner Hand, das in diesem furchtbaren Augenblicke auf meiner kaum athmenden Brust ruhte. — Ich konnte nur noch so viel über mich gewinnen, ihm freundlich für die Auskunft zu danken, die er mir so bereitwillig gegeben.

Dankt der Verurtheilte nicht auch dem Henker für den Todesstreich, den er ihm geben wird um seine Qual zu enden? — aber er endet sie ja auch, und die meine

hat nun erst in vollem Maße begonnen! — Kann ich noch zweifeln? Spricht nicht Alles für die Strafbarkeit dessen, dem ich mich hingab mit dem unbegränztesten Vertrauen? — Und doch ist es mir unmöglich, ihn für so schlecht, für so grausam zu halten. — Er sollte zu jener Zeit eine Andere geliebt haben, als er in zärtlicher Besorgniß zu mir eilte, weil Francesco ihm gemeldet, ich sei krank und traurig; — o, nein! das werde ich nimmer glauben! — und doch, er war oft sehr zerstreuet; er eilte fortzukommen, und gab Geschäfte vor. — O Gott! wenn die Stützen des festen Vertrauens erst erschüttert sind, dann ist für mich kein Glück mehr denkbar! Aber wie schwer wird es dem Herzen, den zu verdammen, den es so sehr geliebt! Man nennt die Stimme der Vernunft eine „sanfte"; mir schreit sie mit Donnertönen zu: ich sei betrogen!" — —

„Die heftige Gemüthsbewegung hat mich fast eben so krank gemacht, als ich es hinter Prag in Folge der ungewohnten Anstrengungen der Reise wurde. — Dort in dem Dorfe pflegte mich meine gute Josephine, von der ich auch keine Nachricht habe, hier hat die Wirthin alles für mich gethan, was in ihren Kräften stand. — Ich würde am liebsten hier den kritischen Augenblick für mich abwarten, allein meine Wirthin sagt, daß es hier mit der Hülfe, deren ich alsdann bedarf, eine mißliche Sache sei, und dann — kaum gestehe ich es mir selbst — ich hoffe noch, es wäre nicht unmöglich, in *** zuverlässigere Nachrichten über den zu erlangen, an welchen ich

durch so viele Bande gefesselt bin. — Der Gesandtschafts-Secretair schien mir ein übelwollender Mensch zu sein.„ — —

„Da bin ich nun seit vier Tagen in ***. — Welch ein Gefühl, in einer so großen, fremden Stadt so ganz allein zu stehen! — fast Niemand zu finden, der meine Sprache spricht. — Rodrigo! — denkst Du Dir Deine Armantine wohl, allein, verlassen, fremder Willkür Preis gegeben? — Denkst Du sie Dir, erschöpft, krank und mit Sorge für ihre Subsistenz der Zukunft entgegensehend, wenn es für sie noch eine Zukunft hienieden giebt? — Mit ihrem Denken, ihrem Sehnen immer bei Dir verweilend, wachend schlafend, ja in jedem Augenblick Dich in Gedanken suchend, ohne je einen Haltpunkt zu finden! — Ich fühle es, meine Seele ist zum Tode ermattet von dieser Qual!“ — —

„Gestern ließ ich den Wirth rufen und erfragte, nach manchen vergeblichen Versuchen, den Namen des spanischen Gesandten von ihm. Er nannte ihn Graf von Ferrara. — Der Name hatte einen mir bekannten Klang; ich sann ihm so lange nach, bis mir endlich beifiel, daß ich einst einen Brief in Rodrigos Händen sah, und ich konnte die Unterschrift lesen, die, wenn mich meine Erinnerung nicht ganz trügt, keine andere, als die des Namens „de Ferrara“ war. — Bevor ich jedoch entscheidende Schritte thue, werde ich ernstlich überlegen, wie und wann sie am besten zu thun sind; auch bin ich wirklich jetzt weder ruhig, noch kräftig genug, viel unternehmen zu können.“ — —

„Ich habe Alles erwogen und vertraue diesen Blättern die Beweggründe und Entschlüsse an, welche ich während mehr als einer schlaflosen Nacht überlegt und gefaßt habe. — Ich werde jetzt gar nichts unternehmen und erst dann, wenn die Pflicht für mein Kind mir Muth und Kraft verleihen wird, werde ich alle Schritte thun, die mir Licht über das Dunkel verschaffen können, in welches mein Gatte sich verhüllt zu haben scheint. Jetzt hält mich ein nicht zu besiegendes Gefühl zurück, mich den Blicken fremder Männer auszusetzen. Ach! ich habe es auf meiner einsamen Reise mehr als einmal empfunden, welchen Verdacht die zweideutigen Mienen mancher Menschen über mich ausdrückten. Das Bewußtsein meiner Unschuld hätte mich darüber erheben können und auch wohl sollen, aber dann gerade gab mir das Bewußtsein meiner Verlassenheit eine Scheu und eine Verzagtheit, die jenen Verdacht, der mich so tief verletzte, nur noch mehr bestätigten. Aber mit meinem Kinde im Arm werde ich kühn seine und meine Rechte verfolgen und im Bewußtsein meiner Mutterwürde die nöthige Entschlossenheit finden. — Sollte das Wesen, dem ich mich erhalten muß, mir auch entrissen werden, nun dann werde ich mein verödetes, verfinstertes Dasein allein zu tragen und mein liebes Vevay wieder zu erreichen suchen, wo ich dann als Wittwe hoffentlich nicht lange leben werde.

Sollte ich erliegen, dann muß ich der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit des Allgütigen vertrauen und mein verwaisetes Kind der Menschenliebe guter Christen hinter-

lassen, als ein Vermächtniß einer Unglücklichen, deren Herz gebrochen ist in dem bitteren Kampfe gegen eine Ueberzeugung, welche alle Umstände ihrer Vernunft als Gewißheit aufdrängen, und welche ihr Herz doch mit Abscheu verwirft! –

Hat er denn aber nicht sein Kind schon vor dessen Geburt verlassen? — wird er es mit väterlichen Gefühlen aufnehmen, erziehen, wenn die Mutter nicht mehr ist, die fordernd für dasselbe auftreten könnte?

O nein! — Er würde das Pfand einer Liebe, einer Ehe, die er ja ganz zu verleugnen scheint, wie eine unwillkommene Last betrachten und sie von sich werfen, wie er sich mir entwunden hat durch einen Namen, den niemand trägt. — O, daß ich so etwas zu denken vermag!

Seit zehn Tagen bin ich bei der Madame Weise, einer recht freundlichen Frau. Sie bemüht sich oft, mich zu trösten, aber das macht mich nur noch trauriger.“ —

„Madame Weise glaubt nicht, daß ich noch zwei Tage Frist habe! Wie mich der Gedanke bewegt! — Ich habe ein dunkles Vorgefühl, daß es ein Tausch sein wird: Leben um Leben! Gott wird Dich nicht verlassen, armes Kind! und wenn Du einst diese Blätter liest, wirst Du Deiner Mutter nicht zürnen, daß sie einem Gefühl nachgab, welches sie antrieb, nur erst unter der heiligen Aegide ihrer Mutterpflichten den Kampf zu beginnen gegen trügerisches Dunkel und verworrene Gewebe der List, der Lüge, oder unbegreiflicher Zufälligkeiten. — Des Himmels Segen flehe ich auf Dich herab und Ver-

zeihung auf das Haupt desjenigen, für den mein schwaches Herz allein noch spricht!“

Bis hierher gingen die Notizen der Mutter Waldemars, die in des Marchese und der Frau Weise Mittheilungen ihre vollständige Ergänzung fanden.

Während Seltens Nachforschungen waren beide Männer zu sehr mit dem einen wichtigen Gedanken an die bevorstehende Enthüllung des großen Geheimnisses beschäftigt gewesen, als daß von anderen Interessen hätte die Rede sein können. Mehrere Tage nachher gehörte wieder ihre Zeit, ihre Thätigkeit dem Geschäft, durch die spanische Gesandtschaft in *** und im Beistande eines Anwaltes alle erforderlichen Schritte zu thun, um Waldemars Identität, so wie seine Berechtigung durch diese an dem ihm zugesicherten Erbe darzuthun und ihn in Besitz seines Namens als Graf von Ferrol zu setzen.

Des Marchese in Waldemars Händen befindliche Testament, welches jede Prüfung bestand, verminderte Schwierigkeiten und Zeitverlust, und er konnte viel früher, als er sonst wohl hätte hoffen dürfen, dem Ziele seiner heißen Wünsche zueilen.

Als er zu einiger Ruhe gelangt war, fragte er nach dem Ergehen Oscars und dessen Mutter; denn daß nach der glücklichen Entdeckung alle Gespräche über die günstige Gestaltung seines Geschickes in der genauesten Verbindung zu Alma und der guten Tante Hedwig standen, versteht sich ja so ganz von selbst, daß es keiner weiteren Erwähnung bedarf.

Ueber Oscars Verhältnisse erfuhr er, daß dieser auf Meerholdshoff lebe, seinen Schmerz über Ediths vor einem Jahre erfolgten Tod in einer Fluth von Geschäften zu überwinden suche, und wahrscheinlich der Mahnung in des Vaters Testament, eine angemessene Verbindung zu schließen, um den ehrwürdigen Stammbaum der Meerholds mit einem neuen Sprößling zu versehen, ganz im Geiste des seligen Ministers nachkommen werde, da man sowohl von der Residenz als von der Umgegend aus es an Vorschlägen und Vermittelungen nicht fehlen lasse; doch sei bis jetzt noch keine Wahl getroffen.

Ueber Idas Schicksal gab Selten nur unvollständige Auskunft, und es schien Waldemar, als umschwebe ein geheimnißvolles Lächeln seines Freundes Mund; doch war er zu discret, weiter in ihn zu dringen.

Die Abreise beider Herren war für den nächstfolgenden Tag festgesetzt, und es war beschlossen, über Oscars Wohnsitz nach Rosenhoff zu fahren, da Waldemars beseligtes Herz ihn trieb, Oscar selbst die Botschaft seines Glückes zu überbringen.

Am Morgen des zur Abreise festgesetzten Tages kam Selten sehr früh, um Waldemar zu sagen, daß er ihn nicht begleiten könne. Sein Freund Oswald war in der Nacht plötzlich und gefährlich erkrankt, so daß es unmöglich war, Clara in dieser Bedrängniß zu verlassen, zumal da der Arzt so viel wie gar keine Hoffnung zu einem glücklichen Ausgange der Krankheit gab. Leider bestätigten die nächsten Tage nach Waldemars Abreise solche Befürchtungen nur allzusehr.

Clara ward Wittwe. — Sie hatte zwar ihren Gatten nicht aus Liebe geheirathet, allein sie achtete ihn. Seine guten Eigenschaften, die Zärtlichkeit, welche er bis zu seinem letzten Athemzuge für sie gehegt, so wie die Dankbarkeit, welche sie ihm schuldete für das glückliche, sorgenfreie Leben, welches er ihr bereitet, dies Alles hatte mit der Zeit der Freundschaft, die sie für ihn empfand, den Charakter der Liebe gegeben.

Das heißt, jener Liebe, die, ihrem Wesen nach, edler Natur ist, von welcher aber die Zeit und die Prosa der Wirklichkeit jene jugendliche Schwärmerei der Leidenschaft abgekühlt hat, welche zu dem Wahne verleitet, nur allein mit dem Gegenstande eines solchen Gefühls das wahre Glück finden zu können.

Clara betrauerte ihres Gatten Verlust tief, wahr und dauernd.

In Selten entstand aufs neue ein Kampf eigner Art. Er erkannte, daß zwar seine Gefühle für Clara in ihrer Innigkeit und Stärke dieselben waren wie früher, und dennoch war er sich klar bewußt, daß sie ihre Natur ganz verändert hatten. Die Verhältnisse, die Zeit, seine Eigenthümlichkeit hatten Clara für ihn zu einem Doppelwesen umgeschaffen. Seiner Liebe Entsagung und Dauer hatten dies Gefühl in ihm so vergeistigt, es so mit seinen inneren und höchsten Interessen verwebt und über dies Ganze den Schimmer einer Verklärung geworfen, in welchem einem reinen Herzen ja immer diejenigen erscheinen, die wir verloren, so daß die Clara seiner früheren und einzigen Liebe heute noch wie ehemals in jugend-

lichem Liebesglanz im Innersten seines Herzens thronte, und die Clara der Wirklichkeit gewissermaßen nur eine Repräsentantin der anderen für ihn war. Er schätzte, er liebte diese mit dem vollen Bewußtsein „weshalb“, während jene noch immer den Zauber des Idealen über ihn ausübte und zwar seit der gezwungenen Entsagung weit mehr als dies vorher der Fall gewesen war.

Von der anderen Seite glaubte sich seine Redlichkeit, sein Zartgefühl verpflichtet, jetzt, wo Clara frei und seine Stellung zu seinen Verwandten eine ganz andere war, seine früheren Ansprüche an ihre Hand geltend zu machen, damit nicht etwa in Clara der kränkende Gedanke entstehen möge, sie sei ihm weniger theuer als sonst und er hoffe nicht mehr so großes Glück in ihrem Besitz als früher.

Diese Rücksicht trieb ihn an, sobald der schickliche Zeitpunkt dafür gekommen war, ihr seine Hand anzubieten.

Clara blickte ihn lange und so durchdringend an, als wolle sie bis auf den Grund seines Herzens schauen; dann sagte sie sanft und ernst, indem sie seine Hand erfaßte:

„Nein, mein theurer Freund! Wir wollen beide nicht aus einer Rücksicht des Zartgefühls ein Glück beeinträchtigen, dessen wir seit so vielen Jahren genossen und das sich in einem jeden von uns nach seiner Eigenthümlichkeit begründet hat. Ich will nicht mich selbst in Ihnen vertreiben, so wie ich Ihnen lebe. Denn dabei würden wir beide nichts gewinnen, und wie viel wir zu verlieren wagen,

ist nicht vorauszusehen. — Die äußeren Umstände legen uns keinen Zwang an, weder dafür noch dawider; eben so wenig aber liegt in uns ein bestimmtes Bedürfniß, noch ein lebhafter Wunsch dafür. Wozu also ein Verhältniß ändern, dessen edle, beglückende Natur allen unseren Anforderungen an das Glück hinieden entspricht? Weshalb sollten wir das reine, schöne Bündniß unserer Seelen all den kleinlichen Wechselfällen und prosaischen Quälereien aussetzen, die unzertrennlich sind von jedem irdischen Verhältniß und Beisammensein in bestimmter Form? — Sie sind mir und unserem guten, redlichen Oswald so lange Zeit ein treuer Freund und Rather gewesen für so manchen kritischen Fall, Sie werden mir dies auch ferner bleiben. Meine Lage ist so gesichert, daß in ihr weder für Ihr Herz eine Verpflichtung liegt sie zu verbessern, noch eine für meine Vernunft von Ihrer Großmuth Gebrauch zu machen. Also, bleibe es auch fortan so, wie eine gebieterische Nothwendigkeit oder eine höhere Fügung es für uns anordnete, als unsere Wünsche den gegenseitigen Besitz erstrebten. Wir haben ihn ja doch erlangt, wenn auch in anderer Art!" —

Selten küßte die theure Hand, die sich ihm zum zweiten Male verweigerte; doch ertrug und erkannte er dies Versagen diesmal mit sehr verschiedenen Empfindungen von jenen, die ihn ehemals niederbeugten.

Claras ferneres Geschick war ruhig, mild, wie sie selbst. Von ihren verheiratheten und an verschiedenen Orten lebenden Kindern ersehnt und mit Liebe empfangen, ging sie, wie ein freundlich wandelnder Genius

von dem Einen zu dem Andern, und als sie in hohem Alter die unverehelicht gebliebene Olga verloren, verlebte sie, zuweilen durch ihres treuesten Freundes Besuch erfreut, ihre letzten Lebensjahre im Kreise der Familie ihres ältesten Sohnes, in dessen Hause sie sanft entschlief ohne Schmerz und ohne Kampf, der Liebe vertrauend, die sie gütig durch das Leben geleitet.

Zehntes Kapitel.

Hätten die Postpferde, mit welchen Waldemar Tag und Nacht seine Reise fortsetzte, Flügel gehabt, so würde er vielleicht die Zeit weniger unerträglich lang gefunden haben als sie ihm erschien, bis er die Thürme von Meerholdshoff erblickte. Als er sie indessen gewahrte, nahmen seine Gedanken eine andere Richtung, und zu seiner Ehre muß berichtet werden, daß sie in ihrem Gange sich zu einem heißen Dankgebete, zu einer tiefen und demüthigen Bewunderung vereinten: zum Dank dafür, daß es ihm vergönnt ward, dies große Besitzthum, das ihm verloren war, mit so frohem Herzen und im Gefühl so beseligender Hoffnungen für eine ganz gesicherte, ehrenvolle Zukunft wiederzusehen. Bewundernd und in demüthiger Beschämung mußte er die wunderbaren Wege erkennen, auf welchen die Vorsehung ihn zur Entdeckung seiner Eltern führte und auf diese Weise zwiefach sich als gerecht erwies. Einmal gegen Oscar, dem sein rechtmäßiges Erbe zufiel, und zweitens gegen ihn, der schuldlos litt.

Waldemar fand den Grafen Oscar zu seinem Vortheil verändert wieder. Unglück und Erfahrung hatten seinen Eigenwillen gebrochen, eine nützliche Thätigkeit war zur wohlthuenden Arznei für seinen Körper wie für

seinen Geist geworden, und Edithas Tod hatte ihn von dem quälenden Gefühl befreit, sie unglücklich und einen Anderen in ihrem Besitz zu wissen.

Er nahm, wenn auch selbst nicht glücklich, dennoch innigen Theil an dem Glücke dessen, den er so lange als einen Bruder betrachtet und als solchen zuweilen beneidet hatte; jetzt liebte er ihn wirklich brüderlich und freute sich der günstigen Wendung seines Geschickes.

Gern hätte Oscar Waldemarn länger auf Meerholdshoff verweilen gesehen, indessen fand er die Ungeduld zu begründet, die ihn weiter trieb.

Nur einen halben Tag gönnte Waldemar der Mittheilung an Oscar. Als er die Spielplätze seiner glücklichen Kindheit wiedergesehen und in der Familiengruft, am Sarge des Ministers, ein Dankopfer ehrender Erinnerungen dem edlen Entschlafenen dargebracht hatte, eilte er fort, dahin, wo Liebe, stille Freude an dem Glücke Anderer und ein durch Reue geläutertes Herz seiner harrten.

Er trennte sich von Meerholdshoff mit heißen Wünschen für Oscars Glück, die später auch in so fern, wenigstens theilweise, in Erfüllung gingen, als der Graf von Meerhold in der Wahl einer Gemahlin glücklich genug gewesen war, einen würdigen Gegenstand gefunden zu haben, und sich nach einer Reihe von Jahren von zahlreichen Söhnen und Töchtern umgeben sah.

Tante Hedwig, an welche Waldemar sogleich nach der glücklichen Lösung seines Schicksals eine Staffette mit einer versiegelten Einlage für Selten geschickt, hatte Alma allmählig auf all das Glück vorbereitet, das ihrer

wartete. — Das junge Herz hatte unter einer sanften, verständigen Leitung nicht allein den ersten, harten Schmerz würdig überstehen, es hatte auch aus einer anderen sich darbietenden Erfahrung den Trost schöpfen gelernt, welchen das Bewußtsein unverschuldeten Leidens zu gewähren vermag. Aber wenn auch Almas geistiges Wesen auf diesem dornenvollen Pfade sich veredelte und also gewann, so konnte dennoch ihr sonst gesunder Körper nicht ganz dem nachtheiligen Einflusse des Grams widerstehen.

Es mag theils in der lebhafteren Empfindungsweise, theils auch darin liegen, daß nur die Erfahrung lehrt, wie viel der Mensch zu ertragen vermag, ehe er dem Kummer erliegt, daß die Jugend, trotz der ungeschwächten Kraft, weniger die Trübsal zu ertragen im Stande ist als das Alter; wenigstens leidet die Gesundheit sichtlicher, wenn der Gram an einer Blüthe nagt, als wenn Sturm und Unwetter die Frucht erschüttern. Alma war aufgeregt und schreckhaft geworden, so sehr sie dies auch zu verbergen bemüht war, und deshalb reichte ihr Tante Hedwig den Freudenbecher auch nur nach und nach.

Sie sprach, besonders seit einiger Zeit, selten von Waldemar; daher war Alma sehr erstaunt, als Frau von Rosen an einem Morgen sagte:

„Wenn ich an Herrn von Selten schreibe, werde ich ihn doch bitten Waldemar zu fragen, ob dieser kein Tagebuch über seine Reisen in Spanien gehalten; ich denke, dies müßte ganz interessant zu lesen sein. Ein Mensch von so vielem Geiste muß nothwendig die Dinge in eigenthümlicher Weise auffassen und wiedergeben.“ — Alma entgegnete, nachdem sie einen schmerzlichen Seufzer

unterdrückt: „Das kommt wohl sehr auf die Stimmung an, in welcher auch der geistreichste Mensch sich befindet, und deshalb dürfte Waldemars Tagebuch wenigstens des erheiternden Inhaltes entbehren.“

„Wer weiß, liebes Kind! — mir ahnet doch viel Gutes von dieser Reise. Spanien ist überhaupt ein Land der Romantik; wer kann nun wissen, ob unserm Freunde nicht dort die Lösung seines so räthselvollen, romanhaften Schicksales entgegentritt — oder daß ihm dort irgend ein anderes Glück erblüht.“

„Du scheinst ja heute sehr hoffnungsreich, gute Tante! — Du, die Du sonst so sehr gegen unbegründete Hoffnungen eiferst, weil sie nur neue Täuschungen bereiten.“

„Ja, gegen unbegründete Hoffnungen werde ich auch stets eifern; aber die meinigen für Waldemar sind tief in meinem Glauben an eine göttliche Gerechtigkeit begründet; sie läßt den unschuldig Leidenden nicht untergehen und weiß ihn oft auf wunderbaren, unbegreiflichen Wegen an das Ziel zu führen.“ — Die gute Tante war so bewegt, daß sie nur mit Mühe ihre tiefe Rührung verbergen konnte; Alma sah sie erstaunt an; doch wie es gewöhnlich zu gehen pflegt, daß derjenige, der auf ein unverhofftes, unerwartetes Ereigniß hingeführt werden soll, gerade dann gar nichts merkt, während er im entgegengesetzten Falle, wollte man ihm etwas verbergen, mit geschärftem Auffassungs- und Divinationsvermögen begabt scheint, so konnte auch Alma sich nur wundern, daß die Tante heute ein Gespräch auf die Bahn brachte, welches sie sonst eher vermied als suchte.

Frau von Rosen fing nach einer Pause wieder an:

„Glaubst Du an die Wechselwirkung der Gedanken, liebe Alma?“

„Glauben? liebe Tante, das kann ich nicht sagen, aber ich fände es am Ende ganz natürlich, daß zwei übereinstimmende Wesen auch die Ueberzeugung in sich trügen, daß sie bei gewissen Dingen und Vorfällen sich in ihren Gedanken begegnen.“

„Das meine ich nicht, liebes Kind; ich meinte, ob Du z. B. nicht oft eine Empfindung hast, als wäre Waldemar Dir geistig nahe, als fühltest Du bestimmt: in diesem Augenblicke denkt er an Dich!“

„Das denke ich ja immer, Tantchen, das weiß ich auch gewiß; denn Waldemar liebt mich ja eben so, wie ich ihn liebe, sollte er denn meiner nicht auch eben so gedenken, wie ich an ihn?“ —

„Nun, diesem ausschließlichen Denken an Dich, meine gute Alma, möchte ich doch nicht so unbedingt Glauben beimessen; ja, ja, sieh mich immerhin so verwundert an! — Solltest Du auch eifersüchtig werden, so glaube ich doch, daß Du nicht allein die Gedanken unseres abwesenden Freundes beschäftigst, da ich zu bestimmt empfinde, daß sie auch ein wenig bei der alten Tante verweilen. Mir ist gerade heute so, als spräche er zu mir, als hörte ich seine Stimme, und wäre es nicht zu thöricht an dergleichen Ahnungen zu glauben, so könnte ich es nicht für unmöglich halten ihn wiederzusehen.“ — Frau von Rosen beobachtete verstohlen das Gesicht ihrer Nichte, in welchem ein Wechsel von Empfindungen bald den Ausdruck des Vorwurfs, des Schmerzes, bald den der Wehmuth hervorrief; sie schwieg, aber es rollten zwei Thränen auf ihre Arbeit.

Frau von Rosen sah nach der Uhr und ward unruhig; — nach einer Weile sagte sie: „Hast Du unsre Freundin heute schon gesehen?“

„Nein, liebe Tante, ich fragte die Jungfer nach dem Befinden ihrer Herrin, und hörte, es gehe sichtbar besser.“

„Glaubst Du aber wohl, daß sie stark genug ist, eine große Freude eben so muthig zu ertragen, als sie die heftigen Körperschmerzen in der letzteren Zeit ertrug?“

„Hast Du ihr eine solche zu verkünden, Tantchen?“ fragte Alma mit einer Theilnahme, welche verrieth, daß sie in diesem Augenblicke ihres eigenen Kummers ganz vergaß.

„Ja, mein Kind, eine große Freude! — wohl die größeste, die ihr zu Theil werden kann; eine Freude, die ihr Herz von einer drückenden Last befreien wird und deren Verkünderin Du sein sollst, wenn Du mir versprichst, vernünftig und besonnen zu sein.“

„Gott im Himmel! Waldemar!“ schrie Alma laut auf, denn nun fiel es wie Lichtstrahlen in ihre Seele.

„Alma, liebe Alma! fasse Dich und sei mein starkes Mädchen im Glücke, wie Du mein frommes, ergebenes Kind im Unglück warst.“ —

„Ist er glücklich? — o, nur das Eine sage mir, gute Tante; dann will ich Alles hören, Alles thun was Du verlangst.“

„Auch wie ich es verlange?“ — Alma nickte wiederholt bejahend und bedeckte die kleinen, weißen Hände der Tante Hedwig mit Küssen und Thränen.

„Ja! er ist glücklich und Deiner würdig in jeder Beziehung! — Doch — ich will ihm nicht die Freude schmä-

lern, Dir selbst zu erzählen, wie wunderbar sein Schicksal sich entwirrt hat."

„Er? — mir? — Tante, liebe Tante! so kommt mein Waldemar? — ich soll ihn wiedersehen?"

„Vielleicht in wenigen Stunden." Alma sank vor der Tante nieder und die Hände zum Himmel erhebend rief sie unter heftigem Weinen:

„Gott der Gnade! wie groß, wie gütig bist Du!" — Dann sprang sie auf, fiel der Tante um den Hals und erdrückte sie fast unter Küssen.

„Liebes Kind, laß mir nur so viel Athem, um wenigstens unsern lieben Waldemar bewillkommnen zu können; denn wenn Du mich vor lauter Freude erdrosselst, werde ich eine sehr stumme Rolle bei diesem schönen Widersehen spielen, und dies ist ziemlich die unangenehmste für eine alte Frau. — So! — nun nimm Dich zusammen und gehe herüber zu unserer lieben Kranken; bereite sie vernünftig und recht behutsam auf das vor, was unser wartet, und dann gebe der Himmel, daß sie etwas schneller auffaßt, was Du ihr beibringen willst, als Du mich verstanden hast!"

„Wie konnte ich ein solches Glück auch nur im entferntesten ahnen? — Doch ich eile zu unsrer Freundin und will mein möglichstes thun." — Alma wollte fort. „Halt, Kind! — so kannst Du nicht zu ihr; Du siehst zum Erschrecken glücklich aus! aber so ein Gesicht! — jeder Zug von Gram und Kummer wie weggewischt und in jeder Linie deutlich zu lesen: Mein Waldemar kommt! Da lobe ich mir ein paar solide Runzeln! in denen conserviren sich doch noch Spuren der Empfindung; aber

wenn über so ein jugendliches Lärvchen ein Sonnenstrahl der Freude leuchtet — dahin ist Ernst und Schwermuth. Da! stelle Dich vor den Spiegel und sage selbst, ob Du in dem Gesichtchen dort, das wie eine Rose in Thauperlen und Sonnenschein schimmert, die Alma erkennst, die noch vor einer Stunde das Köpfchen hängen ließ wie ein Schneeglöckchen, das der Nordwind zu rauh berührte?"

Alma liebkoste die liebenswürdige Tante und sagte:

„Du Liebe, Gute! — ich verstehe Dich wohl, und will auch so vernünftig sein, wie Du es von Deiner Alma wünschest."

Als hätte sie Flügel an den Füßen, so leichten, elastischen Schrittes enteilte Alma dem Zimmer und mäßigte ihre Eile nur, als sie dem Zimmer nahte, in welches sie als Freude- und Friedensbotin eintrat.

Auf einem Sopha, in Kissen gelehnt, saß eine Dame; ihr rechter Arm war fest an den Körper gebunden, denn er war gebrochen, und auch die eine Hälfte des Gesichts war durch eine schwarze Binde verhüllt, welche eine tiefe Wunde in der Stirn verbarg. Der freie Theil ihres Gesichtes trug edle Züge und Spuren großer Schönheit, obgleich man nicht verkennen konnte, daß Alter und Kummer hier vereint ihre zerstörende Macht geübt hatten.

Alma küßte die schön geformte aber magere Hand und fragte theilnehmend, ob diese Nacht besser als die vorige gewesen und ob die Schmerzen geringer wären."

„Ich danke Ihnen, mein freundlicher Engel, daß Sie selbst so früh kommen, sich zu überzeugen, wie es mir geht. — Ich fühle mich heute viel wohler, und glaube zum ersten Male eine fieberfreie Nacht gehabt zu haben.

Wie sollte ich auch nicht genesen, hier, wohin gewiß eine höhere Hand mich führte. — Denn, wenn auch mein Herz gerade hier wieder aus allen seinen Wunden geblutet hat, so habe ich doch hier erst die Hoffnung auf des Höchsten Verzeihung recht erfassen lernen. Wenn ich in menschlichen Wesen nie gehoffte Milde und Vergebung finden durfte, wie sollte ich nicht hoffen dürfen, daß der allgütige Gott mir gnädig sein wird?"

„Nicht bloß Vergebung dürfen Sie von seiner Güte hoffen, verehrte Frau, auch Glück und Freude!"

„Das sagen Sie mir? — und so ganz gegen Ihre Ueberzeugung! — das ist nicht recht, das heißt, mich auf Kosten Ihrer eigenen Gefühle aufrichten wollen!"

„Und wenn nun neuer Muth, neue Hoffnung über mich gekommen wäre, sollte ich Ihnen nicht davon mittheilen; sollte ich selbstsüchtig für mich allein die tröstenden Gedanken hegen, die meine Seele erfüllen? Gewiß, es wird bald besser werden und wir Alle noch glücklich!"

Die Kranke strich mit ihrer gesunden Hand über das Gesicht der freundlichen Trösterin und blickte ihr sinnend in die strahlenden Augen, die nur mühsam den Ausdruck des inneren Jubels zurückhielten, der Almas ganzes Wesen erfüllte.

„Das ist die schöne beglückende Fähigkeit der Jugend, daß sie selbst in Nacht und Kummer den Blick in eine lichtere Ferne werfen kann, welche das hoffnungsreiche Herz ihr enthüllt! — Mögen Sie lange noch sich solcher Lichtblicke erfreuen können!" —

„Nicht blos die Ferne soll uns, hoffe ich, Gutes bringen; oft birgt ja der nächste Augenblick eben so gut un-

verhoffte Freude, als er uns schon unerwartetes Leid gebracht hat!“ — Almas Stimme war so bewegt, daß die Kranke sich davon ergriffen fühlte; sie richtete sich auf und wollte eben mit Fragen in diejenige dringen, in welcher sie nun anfing, eine Verkündigerin wichtiger und erfreulicher Ereignisse zu ahnen — da — ertönte ein Posthorn in fröhlich schmetternden Tönen und — fort war Alma — entflohen wie ein Gedanke! — Sie rief aus voller Brust: „Er ist's, mein Waldemar!“ und im nächsten Augenblicke lagen zwei selige Menschen Einer in des Anderen Armen! —

Almas Vater, durch die Tante von Allem in Kenntniß gesetzt, während seine Tochter die Kranke auf das unverhoffte Neue vorbereiten sollte, und Tante Hedwig waren auch herbeigeeilt und blickten mit freudiger Rührung auf das, was sich vor ihnen zutrug.

Als sie in diesem langen Kusse alles überstandene Leid vergessen und ihre Seelen sich so ganz wiedergefunden hatten, gedachten sie, daß es außer ihnen auch noch einige andere Wesen in der weiten Welt gäbe und unter diesen sich eben zwei ganz in ihrer Nähe befänden, die, von der innigsten Theilnahme erfüllt, sich darnach sehnten, den lange Vermißten zu umarmen.

Bei dem biedern Händedruck des Barons, an der guten Tante mütterlichem Herzen, kam Waldemar, seine Alma im Arme haltend, erst zum vollen Bewußtsein seines Glückes.

Er erhob die seelenvollen, in feuchtem Glanze schimmernden Augen zum Himmel und rief mit den Tönen des tiefsten Gefühls:

„Ich unaussprechlich glücklicher Mensch! wie soll ich Dir nur danken, guter Gott, für so viel Glück? — O, könnte ich doch über ein anderes Wesen auch nur einen kleinen Theil der Seligkeit verbreiten, die mein Herz erfüllt — ich thäte es mit Freuden, und sollte ich es nur durch ein Opfer zu Stande bringen können!"

„Ich nehme Sie beim Wort, Waldemar, und wehe Ihnen, wenn Sie nur also sprachen, weil Ihr erregtes Gefühl Sie dazu trieb, und der Wille nicht das Wort zur That werden läßt! Sie können durch eins der schwersten Opfer, durch Beherrschung eines sehr natürlichen Gefühls in Ihnen, beweisen, daß es Ihnen Ernst war mit dem, was Sie so eben sagten."

Waldemar sah bald Frau von Rosen, balt Alma an und forschte in des Barons Mienen nach der Erklärung dieser Rede.

Frau von Rosen neigte sich zu Alma und flüsterte dieser eine Frage ins Ohr, welche mit Verlegenheit beantwortet wurde; der Baron nickte bejahend und Tante Hedwig sagte, Waldemars Hand ergreifend:

„Folgen Sie mir und danken Sie dem Himmel, daß er Ihnen die Gelegenheit bereitet hat, einem edlen Gefühl auf der Stelle Genüge leisten zu können. Alma hat sich in einem Geschäft, welches die Schonung eines bekümmerten Gemüths zur Pflicht machte, durch den Ton eines Posthorns stören lassen; doch es sei ihr verziehen — denn wer weiß, ob ich nicht auch diesem Rufe vor vierzig Jahren ohne alle weitere Rücksicht gefolgt wäre! — Ich denke, wir kommen nicht ganz unvorbereitet, wohin ich Sie führen werde."

Waldemar ließ sich leiten, unbekümmert wohin, obgleich sehr gespannt auf die Erklärung von Tantchens dunkeln Worten.

Sie traten, den Baron ausgenommen, in das Zimmer der Kranken, um welche die treue Dienerin beschäftigt war, durch Zureden und Bitten die Unruhe zu mildern, welche ihre Herrin quälte. Diese, sobald sie die Eintretenden erblickte, rief laut aus: „Ha! meine Ahnung! so trog mein Herz mich nicht! Waldemar, Du hier, bei mir! daß ich zu Deinen Füßen Deine Verzeihung erbitten sollte!“ Waldemar stand einen Augenblick erschrocken still; der Ton dieser Stimme rief mit einem Male das Bild seiner trüben Vergangenheit ihm vor die Seele, und es war, als verhülle eine dunkle Wolke den Ausdruck des Glückes in seinem Gesicht. Tante Hedwig beobachtete ihn scharf und prüfend, doch sagte sie kein Wort. Nur wenige Minuten vergingen, bis ihre Züge verriethen, was in ihr vorging, als sie sah, daß Waldewar Almas Hand losließ, auf diejenige zuging, in welcher der geneigte Leser gewiß längst die Gräfin Meerhold erkannt hat, und in milden Worten, mit Tönen tiefer Rührung, zu ihr sprach, indem er sie in seine Arme schloß:

„Wäre ich des Glückes werth, das mir zu Theil geworden, könnte ich dessen Dauer hoffen, wenn mein Herz in diesem Augenblick anderer Gefühle fähig wäre als der der Liebe, der Freundschaft, der Versöhnlichkeit? — O, verehrte Gräfin, lassen Sie uns das Vergangene mit einem eben so undurchdringlichen Schleier bedecken, als derjenige ist, der unsere Zukunft verhüllt! Lassen Sie uns mit Dank der Güte genießen, die das Dunkel

so wunderbar erhellte, und in Liebe und Eintracht, mit schuldiger Dankbarkeit und Ehrfurcht aller theuren Dahingeschiedenen gedenken, die nun auch erkennen, wie viel die Verkettung sonderbarer Umstände dazu beigetragen hat, einen Knoten zu schürzen, den nur die höchste Weisheit so milde zu lösen vermochte."

Idas Herz empfand seit langer, langer Zeit zum ersten Male wieder eine Regung inniger, wahrer Freude. Sie war jedoch durch Alles, was sie geistig und körperlich gelitten hatte, zu sehr geschwächt, als daß sie so große Erschütterungen hätte leicht ertragen können.

Frau von Rosen sah sie erbleichen und begriff schnell, daß Ruhe ihr Noth that. Sie sagte daher zu Waldemar, er möge jetzt die Kranke verlassen, und da es zu vermuthen wäre, daß er einige Mittheilungen an Alma zu machen habe, so möge er einstweilen die Nichte als Stellvertreterin der Tante dulden und eben so freundlich gegen diese sein, wie er es damals gegen die Tante gewesen, als er sie an der Stelle der Nichte Schlitten gefahren.

Als beide Damen allein waren, sank Ida in die Arme der Frau von Rosen, und ihren Gefühlen freien Lauf lassend, sagte sie:

„Bin ich dieses Glückes, dieser unaussprechlichen Wohlthat werth? — Meine theure Freundin! — ich kann nun sterben ohne den lastenden Vorwurf, das Glück zweier so guten Menschen wie Waldemar und Alma vernichtet zu haben. Meine Schuld bleibt zwar dieselbe, wie ein Theil ihrer Folgen dieselben bleiben; aber doch auch nur ein Theil! und dafür bleibt mir auch die Strafe

fort und fort in meines Kindes erkalteter Liebe. Doch ich beuge mein Haupt und will dies in Geduld büßen, dafür, daß ich auch gegen meinen eigenen Sohn gesündigt habe und schwerer vielleicht noch durch meine thörichte Liebe als durch die Lüge, durch welche er in seinen Rechten beeinträchtigt wurde. Für dieses Unrecht hat ihm Gott Schadloshaltung gewährt und Ersatz, doch mir bleibt seine Liebe entzogen und das ist wohl auch nur Gerechtigkeit!" —

„Wenn Sie, meine liebe Freundin, dies ohne Bitterkeit erkennen, dann haben Sie die Tugend errungen, die Ihnen vielleicht früher fehlte, die Demuth! Sie ist uns Frauen besonders nöthig und hilft uns in vielen Fällen weiter, als die vollkommenste Selbstgenügsamkeit es ahnen kann. — Sie werden ruhig und zufrieden werden, nun die Last, welche Waldemars Schicksal Ihrem Herzen aufbürdete, von Ihnen genommen ist. Sie werden und müssen gewissermaßen sein unverhofftes Glück auch als ein Zeichen der Verzeihung Ihrer Schuld betrachten und in diesem Gedanken neue Kraft und neuen Lebensmuth schöpfen." — Die Gräfin lächelte freundlich und sagte mit inniger Herzlichkeit zu der verständigen Trösterin:

„Sie haben mir ja durch Ihre Pflege das Leben erhalten; schalten Sie nun auch mit Ihrem Werke nach Ihrem Wohlgefallen, ich gehorche und will gewiß die Freude, welche über dieses gastliche Haus und auch über mich gekommen ist, nicht stören, weder durch Klagen über meinen armen Körper, noch über das, was nicht zu ändern ist. Wenn Sie mich lieb haben, so veranstalten Sie es, daß diesen Abend der Thee in meinem Zimmer

getrunken wird, und wenn ich nun auch keine angenehme Wirthin darstellen kann, so will ich mich wenigstens bemühen eine liebenswürdige Kranke zu sein."

Tante Hedwig versprach diesem Wunsche zu willfahren und ließ nun die Gräfin allein, um ihr Zeit zu gönnen, sich durch Ruhe und Pflege auf den Abend vorzubereiten.

Waldemar schickte ihr durch seine Alma seine Briefe an Selten, die er sich zur Abkürzung seiner Mittheilungen von diesem erbeten hatte und welche alle seine Erlebnisse in Spanien, auf seiner Reise, so wie sein Zusammentreffen mit der guten Frau Weise enthielten.

Ihr Gefühl ward zwar durch so manches schmerzlich erregt, ihr Bewußtsein von manchem gerechten Vorwurfe getroffen, aber die Tröstung, welche Waldemars Schicksal in seiner jetzigen Gestaltung enthielt, kam schon beim Lesen dieser Briefe über sie.

Der Abend versammelte die Tante, Waldemar und Alma um den Tisch vor dem Sopha der Gräfin, die nicht müde wurde, in demjenigen, den sie als ihren Sohn genährt, die Aehnlichkeit in allen Zügen seines Gesichts mit dem einzigen Manne zu bewundern, der ihr sonst so stolzes Herz einst zu stärkeren Schlägen bewegt hatte.

Der Baron kam und entschuldigte sich, nicht Theil an der Unterhaltung dieses Abends nehmen zu können; ein Expresser habe ihn nach D... zu einem Termine in vormundschaftlichen Angelegenheiten berufen. Bevor der Baron sich empfahl, sagte er zu Waldemar:

„Ich weiß nicht, lieber Sohn, in wie fern Sie wünschen oder nicht, daß ich in D... Ihrer Rückkehr und

der glücklich veränderten Verhältnisse Erwähnung thue. Jedenfalls muß aber mein naseweiser Neffe, der Herr Kammerherr von Gardt der Letzte sein, der davon erfährt; für ihn, der die Prätension macht, alles zuerst zu wissen, ist dies die beste Strafe für seine Impertinenzen."

Es ward beschlossen, vorläufig Waldemars Ankunft in Rosenhoff, so wie die glückliche Umgestaltung seines Geschicks vor jedermann geheim zu halten. Die Prinzessin Elisabeth hiervon in Kenntniß zu setzen, behielt Tante Hedwig sich selbst vor.

Als Waldemar den Damen jede mündliche Ergänzung seiner Briefe gegeben, fragte er endlich die Gräfin:

„Sagen Sie mir nun auch, Verehrte, wie es zugeht, daß ich Sie hier finde. So viel ich weiß, beschränkte sich Ihre gegenseitige Bekanntschaft nur auf eine mehr formelle als vertraute Correspondenz, und nun finde ich Sie hier, zu meiner Freude, einheimisch."

„Bevor ich Dir das, allerdings wunderbare, Zusammentreffen von Umständen, die mich hierher führten, erkläre, muß ich Dich fragen: ob Onkel Hugo Dich von meinem Ergehen seit dem Tode meines Gemahls benachrichtigt hat."

„Allerdings. Seine Mittheilungen gehen bis zu dem Zeitpunkt, wo die immer größere Zudringlichkeit eines Bruders der Gemeinde, verbunden mit den feinen, aber klaren Winken einer sehr achtbaren Schwester, ich glaube Jacobine genannt, Sie veranlaßten, Ihren Entschluß, sich der Gemeinde als neues Mitglied anzuschließen, aufzugeben."

„Ganz recht. Aber bevor ich meine Mittheilungen fortsetze, ist es Dir vielleicht nicht unlieb zu erfahren, daß Jacobinens liebliche Tochter durch den plötzlichen

Tod des heuchlerischen Vorstehers von ihrem Peiniger befreit wurde und daß sie jetzt die glückliche Gattin eines braven Mannes ist. Doch nun kehre ich zu meinen Erlebnissen zurück. Mein Vorhaben, die Gemeinde zu verlassen, begann die Gräfin, machte ich derselben bekannt. Dies verursachte mir jedoch so viel Verdruß, daß ich in Folge dessen bedeutend erkrankte und auf Anrathen mehrerer Aerzte Karlsbad oder Teplitz besuchen sollte. Auf meinem Wege nach Teplitz mußte ich einen ziemlich hohen Berg passiren; ich merkte wohl, daß der Postillon nicht behutsam fuhr, allein daß er im Zustande der Trunkenheit sich befand, ahnte ich nicht, sonst würde ich, trotz meiner Schwäche, den Weg zu Fuß gemacht haben. Ich ließ ihn erinnern, den Hemmschuh beim Hinunterfahren anzulegen; er brummte eine unverständliche Antwort in den Bart, machte sich etwas am Wagen zu schaffen, und ich glaubte, es sei Alles in Ordnung. Doch kaum ward der Abhang steiler, so konnten die Pferde den Wagen, an welchen der Trunkenbold nicht den Hemmschuh angelegt, nicht mehr halten, und wir stürzten in furchbarer Eile hinunter, die Deichsel brach, die Stränge rissen, und der Wagen schlug zertrümmert gegen eine Felsenwand.

„Ohne Besinnung, mit zerbrochenem Arme und einer tiefen Wunde im Kopfe zog man mich unter dem Wagen und unter Jeannettens Körper hervor. Als ich zuerst mit Bewußtsein um mich blickte, sah ich diese gütige Pflegerin, unsere liebe Tante Hedwig, an meinem Bette sitzen, die abwechselnd mit dem freundlichen Engel, der Dein Leben, lieber Waldemar, beglücken wird, das meine durch jede erdenkliche Sorgfalt zu erhalten bemüht war.

Erst nachdem ich stark genug für solch eine Mittheilung war, erfuhr ich, wem ich so viel Gutes verdankte, und daß eine höhere, gütige Hand den Baron und seine Familie, wenige Minuten nachdem wir umgeworfen wurden, an die Stelle führte, wo man den Postillon todt, den Wagen ganz zertrümmert, Jeannetten zwar unverletzt, aber auch ohne Besinnung, und mich dem Tode nahe fand. Man schaffte mich hierher und forderte von Jeannetten das Versprechen, weder den Ort noch den Namen zu nennen, den zu hören ich damals zu schwach war; das gute, verständige Mädchen hat Wort gehalten, und so bin ich denn allmählig hier zum Leben, zu einer beglückenden Hoffnung und jetzt durch Deine Ankunft zu einem Gefühl des Glückes erwacht, auf welches ich nie mehr hoffen zu dürfen glaubte."

Nachdem die Gräfin ihre Erzählung geendet, entstand eine lange Pause, in welcher jeder dem angeregten Gedanken nachhing, der sie aber Alle zuletzt wieder auf einem Punkt zusammentreffen ließ — in der Bewunderung der Leitung, die auf einfachen und doch wunderbaren Wegen diejenigen zu führen weiß, die trotz ihrer Irrthümer und Schwächen sich dennoch dieser Gnade nicht unwürdig machten.

Nach des Barons Rückkehr besprach man sich über den Zeitpunkt, der Waldemars und Almas Wünsche krönen sollte; er ward auf dringendes Bitten des Bräutigams, das in der Braut stummberedten Augen auch nicht den kleinsten Widerstand fand, so nahe als möglich festgesetzt.

Man beschloß, daß Waldemar auf einige Tage nach *** zurückkehre, dort seine Verlobung öffentlich bekannt

mache, alle nöthigen Vorkehrungen zu einer großen Reise treffe, welche er kurz nach der Hochzeit mit seiner jungen Frau unternehmen wollte, und daß er dann, von Onkel Hugo begleitet, nach Rosenhoff zurückkommen solle, um Almas Hand zu empfangen.

Auf Waldemars dringendes Bitten versprach man ihm, die Feier seines schönsten Tages so still und prunklos zu veranstalten als irgend thunlich, und nur die nächsten Verwandten zuzuziehen, den Tag nach seiner morgenden Abreise aber auch in D.... die Verlobung des Grafen von Ferrol mit Alma von Rosen bekannt zu machen, ohne sich mündlich über die Person und früheren Verhältnisse des Bräutigams zu äußern.

Diesen letzteren Wunsch erfüllte der Baron mit innigem Vergnügen; er rieb sich vor Freude die Hände, wenn er daran dachte, wie er die Neugier des Kammerherrn stacheln wollte, wozu ihm dieser selbst die Hand bot. Kaum waren die Verlobungskarten in D.... abgegeben, so ward natürlich Herr von Gardt als naher Verwandter der Braut mit Fragen über den Bräutigam und dessen Verhältnisse bestürmt.

Es war ein harter Fall für ihn, sich auf dem Punkte zu sehen, eingestehen zu müssen: „er wisse von nichts!"

Auch überstieg dies durchaus seine Kraft. Er zog es daher vor, sich in den Schleier des Geheimnisses zu hüllen, indem er den Discreten spielte und ein gegebenes Versprechen vorschützte, wenn er auf alle Fragen nur mit Achselzucken um Vergebung bat: „die gewünschte Auskunft noch nicht geben zu können." Doch benutzte er den ersten günstigen Augenblick zu dem Gesuch um einige

Tage Urlaub, und eilte dann nach Rosenhoff, um mit eigenen Augen und Ohren zu sehen und zu hören, wer dieser Herr Graf von Ferrol sei.

Als er auf den Hof gefahren kam, stand Mümchen Alma am Fenster; sie lief schnell, dem Vater und der Tante diese Ankunft zu verkünden, und diese drei friedlichen Menschen conspirirten im Nu gegen den neugierigen Vetter, der nicht zögerte, sich selbst in ihre Hände zu liefern.

Als er nach erfolgter Anmeldung ins Zimmer trat, ging ihm der Baron entgegen und empfing ihn mit folgenden Worten:

„Nun, das nenne ich doch wahre Theilnahme! — Wir haben Dir, wie wir hier sind, wirklich das Unrecht abzubitten, Dich für recht kalt und lieblos gehalten zu haben, da Du, so lange nun auch schon meine Schwester und Alma auf Rosenhoff zurückgekehrt sind, nicht ein einziges Mal uns besuchtest. Doch nun Du eine Veranlassung hast, uns mit Deiner Gegenwart zu erfreuen, zögerst Du nicht, wie ich sehe; so sei denn willkommen!" Der Kammerherr erschöpfte und — verwirrte sich in Phrasen, Glückwünschen und Versicherungen seiner aufrichtigsten Theilnahme und des unwiderstehlichen Triebes diese selbst darzu bringen.

Die Tante nahm mit der ernsthaftesten Miene Alles für baare Münze, aber Alma sagte mit muthwilligem Schmollen:

„Du scheinst wirklich recht an Menschenfreundlichkeit gewonnen zu haben in der langen Zeit, daß wir uns nicht sahen, denn ich erinnere mich noch sehr wohl, daß ich einst fast zweifelte, Du besäßest auch nur das Geringste

von dieser Tugend. — Doch wir wollen jener Zeit nicht mehr gedenken.“

„Liebe Cousine! die Ansichten — Verhältnisse — enfin, ganz verschiedene Gefühle können oft die schönsten Sympathien auf Augenblicke stören; aber — man kehrt doch immer wieder zu ihnen zurück.“

„Gewiß, lieber August, und besonders bei freudigen Ereignissen!“ warf Tante Hedwig hin.

Der Kammerherr biß sich auf die Lippen, und überhörte das Gesagte. Er wollte sich so eben nach dem Bräutigam erkundigen, um, wie er vorgab, ihm seinen Besuch zu machen; doch der Baron überhörte dies ebenfalls, und forderte ihn auf, sich seines Reisekleides zu entledigen, um sich mit der Familie zu Tische zu begeben, da die Essenszeit nahte. Herr von Gardt beschleunigte seine Toilette möglichst, in der Hoffnung Alma noch vor dem Essen ein Viertelstündchen ins Verhör zu nehmen, wozu ihm auch erwünschte Gelegenheit ward. Im Wohnzimmer saß Alma allein mit einer Arbeit beschäftigt, auf welche sie sich tief niederbeugte, um das boshafte Lächeln zu verbergen, was ihren hübschen Mund umzog.

„Ei, sieh da! liebe Alma; ich freue mich Dich noch einen Augenblick allein sprechen zu können um Dir nochmals von Herzen Glück zu wünschen. Es ist sehr verständig von Dir, Gefühle besiegt zu haben, die zu nichts Vernünftigem führen konnten, wenn es Dich auch einen schweren Kampf gekostet hat.“

„Du irrst, lieber August, es hat mich gar keinen Kampf gekostet!“

„Wirklich? nun dann war auch wohl die Liebe zu jenem vermeintlichen Grafen Waldemar nur eine kleine Jugendschwärmerei und verschwand wie jeder Nebel vor dem wahren Lichte.“

„Keineswegesǃ — ich liebe meinen Waldemar noch ganz so wie damals.“

„Du scherzestǃ — was würde der Graf von Ferrol dazu sagen?“

„Er ist ganz damit zufrieden, ich versichere Dich, und nicht im Geringsten eifersüchtig auf meinen lieben, theuren Waldemar.“

Der Kammerherr sah seine Cousine etwas verdutzt an, doch hütete er sich wohl den Gedanken: „sie ist eine Närrin“ laut werden zu lassen und ging zu der Frage über: wann und wo Alma die Bekanntschaft dieses Grafen gemacht, von dessen Existenz bisher niemand etwas gewußt habe?

„Hier, lieber August, in Rosenhoff sah ich den Grafen von Ferrol zum ersten Mal, als er vor etwa acht Tagen hierher kam.“

„Kannte ihn denn Dein Vater, die Tante oder sonst Jemand von der Familie?“

„Den Grafen von Ferrol hatten wir Alle noch nicht gesehen.“

„Und diesem fremden Menschen willst Du Dein Glück anvertrauen?“

„Jaǃ und ohne das geringste Bedenken.“

„Nun, dann muß er Euch doch von sehr zuverlässigen Personen empfohlen sein?“

„O neinǃ Er empfiehlt sich selbst am besten.“

„Hat er denn aber die erforderlichen Beweise gegeben, daß er wirklich der ist, für welchen er sich ausgiebt? — Denn, nimm's mir nicht übel, aber ich dächte, die Erfahrung mit dem der Grafenkrone und aller Ansprüche auf Geburt und Reichthum entkleideten Monsieur Niemand hätte Euch Alle doch etwas vorsichtig machen sollen! — Wißt Ihr denn, woher er gebürtig, wo seine Besitzthümer liegen, — worin sie bestehen?"

„Darnach habe ich auch mit keiner Silbe gefragt, lieber August, doch wirst Du wohl vom Papa darüber die gewünschte Auskunft erhalten." —

Herr von Gardt fing nach einer kleinen Weile wieder an:

„Ist er denn ein Ausländer? — Dem Namen nach sollte man es glauben."

„Ja und nein; ich weiß selbst kaum, wie das zu nehmen ist."

„Ich will nicht hoffen, daß Du mich foppen willst!"

Alma stand auf, verbeugte sich tief und sagte höchst ernsthaft:

Ich! — einen wohlbestallten Kammerherrn am Hofe, der sich der Gunst der allerhöchsten Herrschaften versichert halten darf, ich — Fräulein von Habenichts — den Herrn Kammerherrn von Gardt foppen? — fi donc, mon cousin! — wie vermessen wäre das!"

Der Cousin war auf dem Punkte ärgerlich zu werden, als der Baron eintrat und sich in anderer Art das Vergnügen machte, den armen Neugierigen aus allen Schlangenwindungen seiner noch so diplomatisch gestellten Fragen durch ein und dieselbe Antwort zu vertreiben, indem er immer nur erwiderte:

„Lieber August, Du wirst zur Zeit Alles erfahren, was Deine so überaus freundliche Theilnahme an dem Glücke Deiner Cousine beruhigen und zufrieden stellen kann.

Auch bei Tante Hedwig war er eben so unglücklich, denn sie konnte ihm nur schwer seine frühere Lieblosigkeit, und schwerer noch seine unedlen Ansichten über manche, von ihm herbeigeführte Pläne verzeihen. Ihr Spott war treffend und entwaffnete ihn völlig, indem er ihm fast immer Stillschweigen gebot. — Seine Bemühungen mittelst seines Bedienten von den Leuten auf Rosenhoff etwas Näheres über diesen räthselhaften Grafen zu erfahren, blieben eben so fruchtlos, denn diese kannten Waldemar nicht und der Tante Kammermädchen war in der Residenz geblieben.

Er mußte also, ohne irgend eine nähere Auskunft erhalten zu haben, abreisen und seine zur Pein gesteigerte Ungeduld bis zu der Unterzeichnung des Ehecontractes verschieben, wozu der Baron ihn sehr feierlich als Zeugen einlud. — Als er wieder in D . . . . anlangte, konnte er sich nicht entschließen auszugehen; er meldete sich krank, nahm keinen Besuch an, und als er zwei Tage vor der Hochzeit Ehren halber wieder erscheinen mußte, log er nach besten Kräften, indem er die unbestimmten Aeußerungen seiner Verwandten und seine eigenen Vermuthungen zu einem Ganzen zusammenstellte.

Waldemar war mit allem Erforderlichen glücklich zu Ende gekommen und hatte sich mit Selten zur Abreise auf den nächsten Morgen beredet; am Vorabend desselben kam Selten und forderte ihn zu einem Gange ins Freie auf. Sie gingen beide vor das Thor in eine Waldemar

ganz unbekannte Gegend. Als er fragte, wohin sein Freund ihn führe, antwortete dieser: „Ein Freundschaftsdienst habe ihm eine Besorgung auf dem nahe liegenden Kirchhof auferlegt, und er wolle sich überzeugen, ob die Leute seinen Anordnungen gefolgt wären.“

Eine Purpurröthe zog über Waldemars Gesicht. — Es fiel ihm wie ein beschämender Vorwurf auf das Herz, noch nicht daran gedacht zu haben, seiner armen Mutter Ruhestätte aufzusuchen, und er nahm sich fest vor, es sein erstes Geschäft nach seiner Vermählung sein zu lassen, für eine würdige Ausschmückung ihres Grabes zu sorgen.

Er verfiel in wehmüthige Gedanken und folgte seinem Freunde willenlos; endlich blieb dieser stehen, erfaßte innig Waldemars Hand und sagte:

„Blicke auf und sieh, auf welchem Platze Du Dich befindest!“

Waldemars überraschter Blick erschaute ein schönes, in den edelsten und einfachsten Formen gearbeitetes Monument.

Auf einem schwarzen Fußgestell stand eine weibliche verschleierte Gestalt, in der einen dem Grabe zugeneigten Hand einen Palmenzweig haltend, die andere, gen Himmel zeigend, emporgehoben. Eine Steinplatte deckte den Hügel, auf welcher in goldenen Buchstaben folgende Inschrift zu lesen war:

„Hier ruht die Gräfin Armantine von Ferrol,
geborne Gräfin von Varennes.

„Eine Blüthe, die nur im Sonnenschein der Liebe zu leben geschaffen war, und die der rauhe Nord eines

verhängnißvollen Geschickes frühe brach! — Jetzt ist Licht um sie! — Sie ist glücklich, denn nun kann sie wieder glauben, lieben und vertrauen."

Es dürfte schwer, wenn nicht unmöglich sein, die tiefe Rührung Waldemars zu beschreiben. Er dankte Selten mit einem Händedruck und den kaum hörbaren Worten: „Das kann nur Dein Werk sein!"

Selten übergab Waldemar einen Brief und sich von ihm entfernend, sagte er: „Lies und überzeuge Dich, daß Du irrst."

Gräfin Ida an Waldemar.

„An der für Dich und mich geheiligten Stätte laß mich Dich noch einmal im Gefühl einer wahren, tief empfundenen Reue bitten, mir zu vergeben was ich Schlimmes an Dir gethan, und in dem Bestreben, derjenigen, die Dich unter zwiefachen Sorgen und Schmerzen geboren, ein ehrendes Denkmal zu errichten, die Gesinnung zu erkennen, die mich dazu angetrieben hat.

Jetzt, nun der Zwiespalt meiner Gefühle gelöst, nun eine beglückende Hoffnung auf Verzeihung meines Fehls in mir begründet ist, nun ich in Demuth auf mich zu nehmen vermag was Schweres in der Kälte meines Oscars für mein Herz liegt — nun kann, nun darf dies Herz sich der Liebe hingeben, die es noch auf Erden am wärmsten belebt, der wahrhaft mütterlichen Liebe zu Dir, mein theurer Waldemar!

Du, dessen Herz edel und großmüthig ist, Du wirst mir aus dem reichen Quell seiner Gefühle so viel zuwenden, als unser, zwar sonderbares, aber doch so nahes Verhältniß mir gewähren kann. Daran will ich mir genügen lassen und ohne Anspruch auf eine Liebe, die der

besseren, der verklärten Mutter gebührt, Dir die meine bewahren bis zu meinem letzten Herzschlage.

Ida von Meerhold."

Unter dem Lesen dieser Zeilen war die letzte Spur des beklemmenden Gefühls verschwunden, welches Waldemar von seiner frühen Kindheit an befiel, wenn er mündlich oder schriftlich mit der Gräfin in Berührung kam. Ihre unverkennbare Reue, das tiefe und zarte Gefühl, welches sie bei der Anordnung des Denkmals für seine unglückliche Mutter geleitet hatte, dessen tröstende Anspielung auf seinen Vater er wohl verstand, das Mitleid, die Liebebedürftige so liebeentsagend zu sehen, dies alles flößte ihm ein Gefühl kindlicher Achtung für die Gräfin ein, wie er es noch nie für sie empfunden.

Er betrachtete noch einmal und mit dankbarer Rührung die Gestalt, die ihm das Bild seines Traumes am Sterbebette seines Vaters zurückrief, und ahnete die Erfüllung dieses prophetischen Spieles seiner Phantasie. Dann brachte er in einem heißen Gebet seinen Eltern die Gefühle inniger Liebe und Verehrung und den Wunsch dar: seine Mutter möge, wie ihr Traumbild es verheißen, seinem Vater jenseits die Palme des Friedens gereicht haben! —

Als er seinem Herzen ein Genüge geleistet, stand er auf und vereinte sich wieder mit Selten, von welchem er erfuhr, daß die Gräfin den Tag nach Waldemars Ankunft in Rosenhof ihm geschrieben und ihn mit der Ausführung dieses Monumentes dringend beauftragt habe, und ihn gebeten, keine Kosten zu scheuen, um es bis zu Waldemars Abreise herstellen zu können. Der uner-

mühlichen Sorgfalt Seltens war es gelungen, den Wünschen seiner Cousine nachzukommen. Frau Weise war ihm hierbei sehr behülflich gewesen, da sie es übernommen hatte, die Ruhestätte Armantinens mit Bestimmtheit zu ermitteln; auch hatte sie die Ausschmückung des Denkmals durch die schönsten Blumen und Gewächse mit Umsicht besorgt.

Die Gräfin hatte auch an sie geschrieben und ihr bis zum Ende ihrer Tage eine Pension zugesichert, die mit dem, was sie schon früher durch Ida und des Ministers Güte besessen, ihr ein sehr gemächliches Alter sicherte. Sie verkaufte ihre kleine Besitzung in der Nähe von Strasburg und lebte, glücklich, auf heimathlichem Boden zu sein, die letzten Jahre ihres Lebens im Kreise ihrer alten Freunde.

Auf Rosenhoff kamen Wagen auf Wagen an; alle Leute des Hauses, ja sogar die Bauern und Bäuerinnen hatten ihren schönsten Staat angelegt, Alles trug das Gepräge einer festlichen Freude. Unter den Dienern des Hauses bewegte sich schwankenden Schrittes ein alter Mann, in feiner schwarzer Kleidung, dessen weißes Haar in glänzenden Locken um die Schläfe spielte. Er drückte Allen die Hände, sprach ein paar Worte zu einem Jeden und wischte sich einmal über das andere eine Thräne ab, die unbewußt den alten treuen Augen entrannen, wenn er seinen „lieben jungen Herrn“ und das Glück pries, welches das Paar erwartete, zu dessen Verbindung sich Alles glücklich vereint hatte.

Wer erkennt nicht in dieser ehrwürdigen Ruine den alten, treuen Gottholb? Selten hatte seiner gepflegt und ihn in Ehren gehalten, und Waldemars Herz empfand es gewiß nicht als die kleinste Freude, bei seiner Rückkehr den alten bewährten Pfleger seiner Kindheit wiederzusehen. Er hatte ihn mit nach Rosenhoff genommen, wo er von Allen mit Güte und Achtung empfangen, von Tante Hedwig noch nachträglich hoch belobt, von Alma aber förmlich verzogen wurde.

Als alle Gäste, bis auf das Brautpaar und die Gräfin Meerhold versammelt waren, auch der Notar und der Geistliche sich eingefunden hatten, trat der Baron in die Mitte des Kreises seiner Verwandten und bat sie, nur einige Augenblicke noch zu verziehen, er gehe das Brautpaar zu holen, um vor der Trauung die Unterzeichnung des Ehecontractes vollziehen zu lassen.

Als er sich entfernt hatte, steckte man in gespannter Erwartung die Köpfe zusammen, lispelte sich nur ganz leise die verschiedensten Vermuthungen über den Bräutigam zu, und wenn nach jeder solchen Mittheilung die fragenden Blicke auf den Kammerherrn ruhten, zog dieser sein Gesicht in geheimnißvolle Falten, lächelte vielsagend und legte bisweilen achselzuckend den Finger auf den Mund. Er war glücklich, seine Unwissenheit, so wie seine eigene Ungeduld hinter dieser Larve verbergen zu können. Endlich öffneten sich die Flügelthüren und herein traten: voran der Baron von Rosen, die Prinzessin Elisabeth führend; ihnen folgte die Braut, geführt vom Hofrath von Selten; hinter diesen der Bräutigam, mit liebevoller Sorgfalt die noch schwache Gräfin Meerhold

unterstützend, die zwar noch den Arm in der Binde und ein schwarzes Band über der Stirn trug, aber trotzdem das Bild einer Matrone von seltener Schönheit darbot. Tante Hedwig und die Hofdame der Prinzessin beschlossen den Zug.

Nachdem der Baron die Prinzessin zu dem für sie bereit stehenden Sessel geführt, die Gräfin neben ihr Platz genommen hatte, stellte Herr von Rosen der Versammlung den Grafen Waldemar von Ferrol als seinen Schwiegersohn und ihren künftigen Verwandten vor, in möglichster Kürze ihnen mittheilend, wie derselbe seinen Vater und die von seiner Mutter hinterlassenen Documente aufgefunden habe. Er empfahl ihn ferner ihrem Wohlwollen, und sich zu dem Kammerherrn wendend, sagte er nicht ohne einen Anflug des Spottes in seinen Mienen: „Du, mein lieber Vetter August, wirst ohne Zweifel mit doppeltem Vergnügen den Grafen von Ferrol als Deinen Vetter begrüßen, da Du in ihm einen alten Bekannten wiederfindest, an dessen Schicksal Du einen so warmen Antheil an den Tag gelegt hast."

Zum ersten Mal in seinem Leben war Herr von Gardt völlig außer Fassung, zum ersten Male fühlte er klar, daß er eine klägliche Rolle spielte; auch bot er eine so traurige Figur dar, daß selbst Prinzessin Elisabeth mitleidig ihre sarkastischen Blicke von ihm wegwandte. Waldemar half ihm mit Güte und Feinheit über diese qualvollen Augenblicke hinweg, indem er ihn schnell auf andere Gegenstände leitete und sich nach mehreren seiner früheren Bekannten in D... erkundigte. Er führte dies kurze Gespräch so leise, als es die Schicklichkeit gestattete,

und mit allen Anzeichen einer Vertraulichkeit und Hochachtung, welche freilich niemals ihrem früheren Verhältniß angehört hatten. Herr von Gardt war wirklich gerührt von einem so großmüthigen Benehmen, und als er nach Unterzeichnung des Ehecontractes sich seiner Cousine glückwünschend nahte, geschah dies mit einer so unverkennbaren Herzlichkeit, daß Alma ihm versöhnt die Hand reichte und ihm eben so herzlich dankte.

Wie aber nichts vollkommen sein darf hienieden, so vermißten auch die Gräfin Meerhold und Waldemar schmerzlich Oscars Abwesenheit, der die Einladung zu diesem schönen Feste abgelehnt und Waldemar aufrichtig gestanden hatte, er fühle sich noch nicht stark genug, allen Eindrücken, welche bei dieser Gelegenheit auf ihn einstürmen müßten, zu widerstehen. An die Gräfin hatte er einen sehr respectvollen Brief geschrieben und sie gebeten, ihn für jetzt noch zu entschuldigen, wenn er sich nicht beeile, ihr persönlich seine kindliche Ehrfurcht zu bezeigen; er werde dies jedoch nicht versäumen, sobald der dazu günstige Zeitpunkt eingetreten sein würde.

Nach der Feier verlebte das junge Ehepaar einige sehr glückliche Tage im Schooße der Familie, deren Kreis durch die Anwesenheit der Prinzessin Elisabeth wahrhaft beglückt wurde, denn trotz ihrer Jahre hatte sie nichts von ihrer Heiterkeit verloren und ihr Witz war, gegen die sonstige Gewohnheit, milder geworden; ja, sie verschonte sogar den Kammerherrn, der freilich an Waldemar immer einen edlen Beschützer gegen die kleinen Spötteleien der Durchlauchtigen fand.

Bevor die Neuvermählten ihre Reise antraten, ward

die zukünftige Lebensweise der Zurückbleibenden festgestellt, so daß die Abwesenden ihrer mit Ruhe gedenken und sich ihre Lieben, einen jeden an dem gewählten Orte vorstellen konnten. Waldemar selbst hatte für sich beschlossen, als ein freier Mensch den Künsten und Wissenschaften zu leben; eine Neigung, welcher er bei seinen Einkünften vollkommen folgen konnte.

Gräfin Meerhold war durch den Baron in Unterhandlung um ein kleines Gütchen getreten, dessen Feldmarken an die von Rosenhoff grenzten, und der Kaufcontract ward wenige Tage nach der Hochzeit abgeschlossen. Selten gab gern Waldemars dringenden Bitten nach, der Gräfin treu zur Seite zu stehen, da er wohl fühlte, wie sehr seine ihm wieder theuer gewordene Cousine seiner bedurfte. Es ward also beschlossen, daß er den größten Theil des Jahres bei ihr leben, die Bewirthschaftung ihres Eigenthums übernehmen und im Uebrigen frei mit seiner Zeit schalten solle, von welcher ein Theil seiner Freundin Clara bis zu deren Ende gehörte. —

Tante Hedwig lebte abwechselnd bald bei ihrer fürstlichen Freundin, bei ihrem Bruder und bald bei der Gräfin Meerhold.

Als nach vollendeter Reise des gräflichen Paares die Familie sich wiederfand, ward die Freude dieses Wiedersehens noch dadurch erhöht, daß Ida dem Sohn ihres Herzens mittheilen konnte, Oscar habe sich glücklich verheirathet und sich ihr, wenn auch nicht mit Zärtlichkeit, doch aber mit kindlichen Gefühlen und völlig versöhnt wieder genaht. Alma, mit den Rosen der blühendsten Gesundheit auf den Wangen, hatte nächst vielen

schönen Erinnerungen von ihrer Reise mehrere Alpensträußchen mitgebracht, welche sie und Waldemar am Fuße des Kreuzes gepflückt hatten, wo das treue, gute Aenneli mit dem kleinen Seppi ihre Morgenandacht zu halten pflegte. Waldemar hatte nach vielen Erkundigungen erfahren, daß sie die glückliche, fleißige Hausfrau eines Aelplers geworden war. Aus Vevay brachte Waldemar die Harfe seiner Mutter und manches andere liebe Andenken von der Verklärten mit.

Ida hatte durch eine von Selten geleitete Wohlthätigkeit und durch eine würdige Thätigkeit, indem sie sich der Erziehung der Kinder ihrer Unterthanen verständig annahm, die Liebe aller guten Menschen und sich selbst den inneren Frieden erworben.

Sie bestrebte sich in den Herzen derer, die sie erzog, vor allen anderen Tugenden die der Demuth und Wahrheitsliebe zu begründen; denn, sagte sie zu ihren eifrigen kleinen Zuhörerinnen:

„Der Stolz und die Hoffarth verführt uns zum gefährlichsten Irrthum, zum übergroßen Vertrauen zu uns selbst. —

„Und die Lüge ist ein Fluch, der sich wie eine hemmende Last an unsre Ferse hängt und immer neue Schmach für den Menschen gebiert, der da geschaffen ist, Gott im Geist und in der Wahrheit anzubeten.“

Ende.

Druck von Eduard Krause in Berlin.